This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

L Soc 1711.15

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN HARVEY TREAT

OF LAWRENCE, MASS.

(Class of 1862)

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Vereinsschrift für 1876.

Zur Einführung.

Hergenröther, Prof. Dr. Joseph, Der h. Athanasius der Große.

Kaulen, Dr. Franz, Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen.

Köln 1877.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

LSoc 1711.15

HARVARD COLLEGE
DEC 26 1914
LIBRARY

Treat Fund
(1876-1910)

Zur Einführung.

Am 25. Januar 1876, bei Gelegenheit der Görres-Feier zu Koblenz, als katholische Rheinländer im Verein mit zahlreichen Gesinnungsgenossen dem Andenken ihres großen Landsmannes die Huldigung darbrachten, welche das ganze Deutschland ihm leider noch immer verweigert, wurde, zur bleibenden Erinnerung an den Tag, die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland begründet.

Das Recht, sich nach dem Namen des Gefeierten zu benennen, entnimmt sie der Aufgabe, die sie sich gestellt hat. Görres' Leben ging auf in unermüdlicher wissenschaftlicher Forschung und furchtloser Vertheidigung der erkannten Wahrheit. Es erreichte seinen Höhepunkt, da er im Glaubensschatze der Kirche die höchste Wahrheit wiedergefunden hatte und der ganz und voll Erfaßten den Reichthum seines Wissens und die geniale Kraft seines Geistes zur siegreichen Waffe lieh. Dem Verfasser des Athanasius zollte halb Europa Bewunderung, die Einen mit dankbarer Begeisterung, die Andern in schlecht verhehltem Grimme oder offener Wuth.

Wohl ist die Wissenschaft wie ihr Ziel, die Wahrheit, erhaben über die Schranken der Nationalität, und sie soll sich nicht beugen nach dem Programm dieser oder jener Partei. Aber in Tagen weitverbreiteter Verwirrung der Begriffe kann nicht oft genug daran erinnert werden, daß, weil die Wahrheit nur eine ist und nur eine sein kann, und weil Gott, die Quelle aller Wahrheit, sich in seiner Offenbarung den Menschen mitgetheilt und die Kirche zur Hüterin der geoffenbarten Wahrheit bestellt hat, nur die Wissenschaft den Namen verdient, deren Ergebnisse den ewig gültigen Lehren der Kirche sich einordnen. Kein Glanz des Geistes, keine Kraft eindringenden Scharfsinnes, keine Würde breiter Gelehrsamkeit kann Ersatz leisten, wo diese Norm verachtet ist. Blendende Scheingebilde, ephemere Schöpfungen mag eine Forschung erzeugen, die, bald in strafwürdigem Leichtsinne, bald in anerzogener Blindheit, bald in prometheischem Trotze der gottentstammten Wahrheit den Rücken kehrt. Aber sie haben den Keim des Unterganges

in sich, sie verschwinden mit ihren Erzeugern, und über den sich häufenden Trümmern strecken immer dringender die Hände Derer sich aus, die nach dem Brode der Erkenntniß verlangten, und denen die Weisen der Zeit nur Steine boten.

Darum gibt es allerdings eine katholische Wissenschaft. Ihr Kennzeichen ist, daß ihr die von der Kirche unfehlbar bewahrte und ausgelegte göttliche Wahrheit als Norm und Leitstern gilt; ihre Aufgabe, im Lichte dieser Wahrheit mitzuarbeiten an der Erweiterung und Vertiefung der menschlichen Erkenntniß auf allen derselben zugänglichen Gebieten. Sie begann, als die Väter auf das „nicht sowohl den Heiden, als vielmehr uns von der Vorsehung bestimmte Erbtheil der griechischen Weisheit zurückgriffen, um die menschliche Wissenschaft der göttlichen Weisheit dienstbar zu machen und sie dadurch selbst zur höchsten Würde zu erheben". Sie nahm ihren glänzenden Fortgang, als auf dem von den Vätern gelegten Grunde die Scholastiker, ein Albertus Magnus, ein Thomas von Aquin, ihre umfassenden Lehrsysteme errichteten. Sie hat in der Gegenwart keineswegs darum ihre Bedeutung verloren, weil die Wissenschaften nicht mehr in der Theologie und der mit ihr auf's engste verbundenen Philosophie ihre Führerin und den beherrschenden Mittelpunkt erblicken. Gewiß wäre es thöricht, den Gewinn leugnen zu wollen, den die fortschreitende Spaltung in zahllose Einzelfächer unserer Erkenntniß gebracht hat. Aber schon der Spruch des alten Griechen besagt, daß „Vielwisserei den Geist nicht belehre". Es ist die Menschennatur nun ein Mal so geartet, daß ihr keine Fülle der Einzelergebnisse, welche ununterbrochen die sogenannten exacten Wissenschaften an's Licht zu bringen geschäftig sind, und kein noch so vollständiger Bericht über das in der Vergangenheit Geschehene, den die kritische Geschichtsforschung sichtend zusammenstellt, volle Befriedigung zu geben vermag. Wir verlangen mehr, wir wollen die letzten Zusammenhänge des Wirklichen begreifen und den tiefsten Sinn des gesetzmäßigen Naturlaufs wie des ungleich verwickeltern Ganges der Menschengeschichte verstehen. Es sind die uralten Fragen, denen betrachtend nachzugehen den Weisen des Alterthums als das reinste und edelste Glück erschien, und zu welchen immer wieder die zerstreuten Einzelheiten der in's Unabsehbare sich ausdehnenden Wissenschaft, wie die manchfach verschlungenen Wechselfälle des Lebens zurückführen, Fragen, welche, der Hauptsache nach gelöst seit der Herabkunft des fleischgewordenen Logos, mit verdoppelter Schärfe dort sich geltend machen, wo das Licht verschmäht wird, das von Bethlehem und Golgatha her über die Erde sich verbreitete.

Und wäre es nöthig, ausführlich darauf hinzuweisen, welcher Art sich eben dort die unternommenen Lösungsversuche gestalten? Noch hat die Philosophie des Unbewußten nicht aufgehört, Adepten zu finden, und der Pessimismus, den sie predigt, füllt mit seinem Leichengeruche die literarische Atmosphäre. Die aber wissenschaftlicher zu sein vermeinten, jubelten dem Bathybius-Urschleim zu, der die Annahme einer Erschaffung der lebenden Wesen durch den persönlichen Gott überflüssig machen sollte, bis er selbst von seinem Entdecker in's Reich der Fabel verwiesen wurde.

Darum scheut sich die Görres-Gesellschaft nicht, die Förderung katholischer Wissenschaft ausdrücklich als das Ziel zu bezeichnen, dem sie nachstrebt. In Philosophie und Geschichte, in dem weiten Bereiche der Naturforschung, in Rechts- und Social-Wissenschaft die christlichen, die katholischen Principien zu vertreten, in ihrem Sinne an dem Weiterbau derselben mitzuhelfen, ist eine ernste und heilige Pflicht, um so ernster und wichtiger, als in den berufenen Organen der Wissenschaft und Lehre vielfach ein anderer Geist sich festgesetzt hat. Wir wollen Niemanden verletzen, aber welche unter unsern Hochschulen erinnerte sich heute daran, daß zuerst auf dem Boden der Kirche die Universitäten entstanden und päpstliche Privilegien ihr Ansehen sicherten? Auf welche von ihnen paßte noch das Wort Wimpfeling's, daß „die am meisten bevorzugten und gepflegten Töchter der Kirche durch Treue und Anhänglichkeit zu vergelten suchten, was sie der Mutter verdankten"? Ist es nicht vielmehr und trotz aller gegentheiligen Betheuerungen nur allzu wahr, daß das ungescheute Bekenntniß katholischer Ueberzeugung vielfach den Zugang zu den öffentlichen Lehrstühlen verschließt? Bleiben die heute maßgebenden Anschauungen noch wenige Jahre herrschend, so wird an den staatlichen Lehranstalten der katholischen Wissenschaft keine Stelle mehr vergönnt sein, und der Beruf eines katholischen Gelehrten das Vorrecht weniger Reichen werden.

Hier soll die Görres-Gesellschaft einsetzen, sie soll namentlich jüngere tüchtige Kräfte heranziehen, ermuntern, unterstützen. Sie gedenkt wissenschaftliche Unternehmungen von größerm oder geringerm Umfange, Editionen wichtiger Erzeugnisse der ältern kirchlichen Literatur, Publicationen historisch bedeutsamer Urkunden und Aehnliches in's Leben zu rufen, und indem sie in deren Verwirklichung einzelnen oder auch mehrern gemeinsam arbeitenden Gelehrten ein der Richtung ihrer Studien entsprechendes Arbeitsfeld eröffnet, ergibt sich hierdurch ein Mittel, denselben in geeigneter Form, nach Kräften und wenigstens für einige Jahre, die Unabhängigkeit des äußern Lebens zu

ſichern. Bereits iſt ein, wenn auch beſcheidener Anfang gemacht worden, indem die Herausgabe einer mit der Geſchichte der ſcholaſtiſchen Philoſophie eigenthümlich verflochtenen Schrift einem jungen Gelehrten übertragen wurde. Man hat endlich geglaubt, ein nicht minder geeignetes Mittel zu verwandtem Zwecke in der Ausſchreibung von Preisfragen ſehen zu können; auf der erſten General-Verſammlung, im Juni d. J., ſind demgemäß für die Jahre 1878, 1879, 1880 Aufgaben geſtellt und durch die Blätter bekannt gemacht worden. Bei der Anſetzung der Preiſe war das Vorbild der beſtehenden, aus Staatsgeldern dotirten Akademieen maßgebend.

Daß dies geſchehen konnte, iſt der bereitwilligen Aufnahme zu danken, welche die Görres-Geſellſchaft alsbald nach ihrem Entſtehen im katholiſchen Deutſchland gefunden hat. Sie iſt keine von fürſtlicher Huld geſtiftete und mit reichen Mitteln ausgeſtattete Akademie, ſie iſt ebenſowenig ein bloßer Gelehrtenverein. Entſprungen aus der Erkenntniß einer ernſten Pflicht, einer drängenden Aufgabe, kann ſie nur Beſtand gewinnen und ihrem Ziele gemäß ſich entwickeln, wenn ſie dauernd getragen wird von dem Opferſinne des geſammten katholiſchen Volkes. Wohl könnte es ſcheinen, als ſeien die Zeitverhältniſſe einem ſolchen Unternehmen wenig günſtig. Das politiſche Leben nimmt nun ſchon ſeit Jahren das Intereſſe und die Aufmerkſamkeit unſerer Geſinnungsgenoſſen in hohem Grade in Anſpruch und ſtellt nicht zu unterſchätzende Anforderungen. Aber gerade die letzten Jahre haben auch mächtig dazu beigetragen, unſern Blick zu erweitern und auf alle unſere gefährdeten Güter in gleicher Weiſe zu richten. Zudem dürfte die Wichtigkeit des von der Görres-Geſellſchaft Erſtrebten noch durch eine beſondere Erwägung einleuchtend gemacht werden.

Wir können nicht in die Zukunft ſchauen und wiſſen nicht, wie lange noch der gegenwärtige Zuſtand der katholiſchen Kirche in Deutſchland andauern werde. Aber wir hoffen, und wir glauben guten Grund zu dieſer Hoffnung zu haben, daß Gott in Seiner Barmherzigkeit den Leuchter nicht von unſerm Vaterlande hinwegnehmen und uns nicht das Schickſal der Kirche von Africa werde erleben laſſen. So ſtreiten wir und harren wir aus um des zu erkämpfenden Friedens willen; und es mag darum auch geſtattet ſein, von Dingen zu reden, deren Verwirklichung nur von der Rückkehr friedlicher Tage zu erwarten iſt. Zu ihnen gehört, und zwar unter den erſten, daß der Kirche die Möglichkeit gegeben werde, ihren Beruf, Lehrerin der Völker zu ſein, ſeinem ganzen Umfange nach zu erfüllen.

Durch die Ereigniſſe der letzten Jahre iſt der Plan einer katholiſchen Univerſität in den Hintergrund gedrängt worden, aber ſie haben zugleich die Nothwendigkeit einer ſolchen nur noch viel deutlicher an's Licht geſtellt. Die Zeit wird kommen, den Plan zu verwirklichen, wie ſie für Frankreich gekommen iſt. Die Görres-Geſellſchaft aber möchte ſich einſtweilen als Erſatz und Vorbereitung angeſehen wiſſen, wenn es ihre Aufgabe iſt, die katholiſchen Gelehrten zu ſammeln, die vorhandenen Kräfte zu unterſtützen, neue heranzuziehen, und wiſſenſchaftliche Bethätigung im katholiſchen Sinne nach allen Richtungen und auf allen Gebieten anzuregen und zu befördern. Möchte ihr darum ein Theil von jener freudigen, opferbereiten Begeiſterung zu Gute kommen, mit welcher vor Jahren das Project der katholiſchen Univerſität begrüßt wurde!

Sie kann freilich denen, die ſich ihr anſchließen und denen ſie das Opfer des Jahresbeitrags auferlegt, zunächſt nur eine Anweiſung auf die Zukunft ausſtellen. Sollen wiſſenſchaftliche Unternehmungen begonnen und katholiſche Gelehrte zu deren Ausführung herangezogen werden, ſo müſſen die Mittel dazu vorhanden ſein. Auch dann mögen noch Jahre vergehen, ehe nennenswerthe Reſultate aufzuweiſen ſein werden, und dieſe ſelbſt werden der Regel nach nur das Intereſſe der Gelehrtenwelt, nur ausnahmsweiſe das weiterer Kreiſe befriedigen. Trotzdem zweifeln wir nicht, daß der wahrhaft ideale Sinn unſeres katholiſchen Volkes auch hier ſich werde bereit finden laſſen.

Die Erfolge des erſten Jahres, über welche der Jahresbericht Mittheilung gebracht hat, wie geringfügig ſie auch gegenüber der großen Aufgabe erſcheinen mögen, laſſen der Zukunft mit Zuverſicht entgegenſehen.

Inzwiſchen iſt es nicht die Abſicht, für die Gegenwart von jeglichem Erſatze abzuſehen. Von Anfang an war vielmehr die periodiſche Vertheilung literariſcher Vereinsgaben an die Mitglieder in's Auge gefaßt worden. Sie ſollen in regelmäßiger Wiederkehr den Eifer für die Geſellſchaft wach erhalten und als werbende Boten für ihre Verbreitung thätig ſein. Gehören ihre Verfaſſer, wie dies in erſter Linie erſtrebt wird, ſelbſt dem Vereine an, ſo bilden ſie gleichſam ein geiſtiges Band, welches die Mitglieder mit einander verbindet. Sie ſollen endlich in ihrer Weiſe zur Erfüllung der von der Görres-Geſellſchaft erwählten Aufgabe beitragen. Nicht auf den Höhen gelehrter Forſchung allein liegt das Arbeitsfeld der katholiſchen Wiſſenſchaft, es liegt nicht minder in den Niederungen der populair-wiſſenſchaftlichen Literatur, die in weiten Strecken von falſchen Anſchauungen und Ideen überſchwemmt ſind, welche ihren Urſprung auf jenen Höhen genommen haben. Darum reicht es längſt nicht mehr aus, nur den Quellen des Irrthums nach-

zugehen, sondern es gilt, ihn in allen seinen Verzweigungen zu bekämpfen und aus allen Gebieten zu verdrängen, in die er sich eingeschlichen hat. Wie verschieden daher auch der Inhalt unserer Vereinsschriften sich gestalten möge, sie werden sämmtlich darin übereinstimmen, daß sie, in der katholischen Wahrheit die unverrückbare Norm erkennend und auf ihrem Boden stehend, von hier aus an die Erörterung allgemein interessirender wissenschaftlicher Fragen oder an die Betrachtung historischer Erscheinungen herantreten. Darum werden sie alle der Vertheidigung der katholischen Wahrheit dienen, ohne daß es dabei die Absicht wäre, ihnen sämmtlich den apologetischen Charakter ausdrücklich aufzuprägen oder nur solche Themata auszuwählen, welche in unmittelbarem Zusammenhang mit den Glaubenslehren der Kirche stehen. Sie sollen die weitverbreitete, von kirchenfeindlichen Tendenzen durchdrungene populair-wissenschaftliche Literatur nicht sowohl direct bekämpfen, als vielmehr ihr eine solche gegenüberstellen, welche sich überall, im Großen wie im Kleinen, von dem Geiste katholischer Welt- und Lebensanschauung erfüllt zeigt.

Das erste Heft liegt nunmehr vor, geschmückt mit dem von Eduard Steinle's Meisterhand entworfenen Emblem, welches die sämmtlichen Publicationen der Gesellschaft zu zieren bestimmt ist. Von dem Gedanken ausgehend, daß der Name Görres für die Erinnerung untrennbar mit dem Namen Athanasius verknüpft sei, hat der Künstler in den Anfangsbuchstaben des erstern das Bild des großen Bischofs hineingezeichnet, der ja nicht nur ein furchtloser Vorkämpfer für die Freiheit der Kirche gewesen ist, sondern auch zu den Begründern der katholischen Wissenschaft zählt. Damit es aber nicht bei dem bloßen Namen sein Bewenden habe, erschien es wünschenswerth, sogleich im ersten Hefte in kurzen Zügen den Lebensgang des heiligen Kirchenlehrers den Lesern vor Augen zu führen. Diesem Wunsche hat Herr Professor Hergenröther in Würzburg durch Abfassung des nachstehenden kleinen Aufsatzes bereitwilligst entsprochen. Indem sich hieran als erste größere Abhandlung die des Herrn Dr. Kaulen in Bonn über Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen anreiht, dürfte der reiche Inhalt des Heftes ein Ersatz dafür sein, daß nur dieses eine für das Vereinsjahr 1876 zur Ausgabe gelangen konnte. Dagegen hoffen wir von jetzt ab jährlich drei bis vier Hefte von mäßigem Umfange an unsere Mitglieder vertheilen zu können, und sind für die nächste Zeit bereits mit bewährten katholischen Schriftstellern die nöthigen Vereinbarungen getroffen.

Athanasius der Große.

Von

Professor Dr. J. Hergenröther.

Athanasius der Große.

Ein Lebensbild aus dem vierten christlichen Jahrhundert.

Von

Prof. Dr. J. Hergenröther.

Die Heldengestalt, deren Bild ich in allgemeinen Umrissen zu zeichnen versuche, die einer unserer ersten Theologen (J. A. Möhler) durch eine sehr ausführliche Lebensbeschreibung und der größte unserer Publicisten (J. Görres) durch eine epochemachende Schrift verherrlicht hat, ist eine der großartigsten Erscheinungen in der Welt- und Kirchengeschichte, hervorragend in einer Zeit maßloser Verwirrung durch Thatkraft und Gelehrsamkeit, durch den ruhmvollsten Kampf gegen die Schleichwege der Irrlehren, durch geistvolle Schriften, die ihm die Liebe und die Verehrung der folgenden Jahrhunderte gesichert haben.

In der That, Athanasius der Große, Erzbischof von Alexandrien, einer der vier großen griechischen Kirchenlehrer, bewährt in fünfzigjährigem Kampfe unter fünf verschiedenen Regierungen und bei fünfmaliger Verbannung, war nicht bloß für das vierte Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung, sondern für alle Folgezeit ein Muster christlicher Tugend, ein Vorkämpfer des Glaubens, ein Leitstern in den verwickeltsten Lagen und Kämpfen des Lebens und ist darum eines der erhabensten Vorbilder für glaubenstreue Katholiken, die mit ihm in der Gemeinschaft der Heiligen unzertrennlich verbunden sind.

Wenn ich aus den zerstreuten geschichtlichen Quellen wie aus den eigenen Schriften desselben ein auch nur mosaikartiges Bild des großen Mannes zu entwerfen wage, so wird die Größe des Mannes selbst auch ohne die Zuthat reicherer Ausschmückung leicht die Mängel ersetzen und ergänzen, die eine vielleicht nicht allseitig anziehende, zusammengedrängte Darstellung zu erkennen gibt. Große Männer glänzen durch sich selbst; wer sie betrachtet, fühlt sich emporgehoben und gestärkt. Möchten aus dem alten Athanasius viele neue erwachsen!

1. Athanasius' Jugendzeit und erstes Wirken.

Athanasius ward im Jahre 296 in Alexandrien, der reichen und üppigen Hauptstadt Aegyptens, von angesehenen christlichen Eltern geboren und hier von früher Jugend an vortrefflich gebildet. Wenn es auch nicht gehörig beglaubigt und darum vielfach beanstandet ist, daß er schon als Knabe unter kindlichen Spielen bischöfliche Verrichtungen nachahmte und andern Knaben in einer nachher als völlig gültig anerkannten Weise die Taufe spendete, wodurch er zuerst die Aufmerksamkeit seines Oberhirten auf sich gezogen haben soll: so ist es doch sicher, daß sein Sinnen und Trachten frühzeitig auf ernste und religiöse Dinge gerichtet und seine Erziehung von den Vorstehern der Kirche geleitet war. Seine Jugendjahre fielen in die Zeit der größten und heftigsten Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian, und gewaltig waren die Eindrücke, die sie zurückließ. Aegypten hatte zahlreiche Martyrer, welche die furchtbarsten Qualen erduldeten; Bischöfe, Priester, Jungfrauen, Wittwen, Männer und Frauen aller Stände fanden den rühmlichsten Tod. Viele fromme Männer hatten sich in die Wüsten Aegyptens zurückgezogen, unter ihnen der heilige Antonius der Einsiedler. Seiner Leitung gab sich der junge Athanasius längere Zeit hin, mit ihm blieb er bis an dessen Ende (356) befreundet und in anziehender Weise hat er nachher dessen Leben beschrieben. In der Einsamkeit erlernte Athanasius die schwere Kunst der Selbstbeherrschung und der Sammlung des Geistes in der Betrachtung des Göttlichen, deren Hochgenuß ihm alle Freuden des Weltgetümmels überragte.

In seinem siebenzehnten Lebensjahre trat ein gewaltiger Umschwung der Dinge ein: die Kaiser Constantin I. und Licinius erließen 313 ein Gesetz zu Gunsten allgemeiner Religionsfreiheit, hoben die bisherige Rechtslosigkeit der Christen auf und verfügten die Zurückgabe der eingezogenen Kirchengüter. Freier athmeten jetzt die Gläubigen; wurden sie auch noch hie und da von dem Zorne der Heiden schwer bedrängt, so besserte sich doch ihre Lage fortwährend, bis zuletzt mit Constantin's Alleinherrschaft aller Druck von ihnen genommen und die Herrschaft des Kreuzes gesichert ward.

Der junge Athanasius, in den Stürmen der Verfolgung herangereift, hatte nichts versäumt in der Ausbildung seines Geistes wie seines Herzens. Er hatte sich frühzeitig zum Dienste des Altars berufen gefühlt und in seiner Vaterstadt die Aufnahme in die unteren Stufen der Geistlichkeit erlangt. Er hatte die weltlichen Wissenschaften sich angeeignet; mit größtem Eifer wandte er sich aber der Gottesgelehrtheit zu, die er fortwährend pflegte, so daß er bald die heilige Schrift fast ganz auswendig wußte. Von heiligen Martyrern, insbesondere dem Erzbischofe Petrus I. († 311), hatte er, wie er später selbst bezeugte, die heiligen Bücher auszulegen gelernt. Er

erlangte die besondere Zuneigung seines Oberhirten, des frommen Erzbischofs Alexander, der ihn 319 zum Diakon weihte und ihn zum Secretär und Berather nahm. Schon die erste Schrift des jungen Mannes, gegen die Heiden gerichtet, zeigte glänzende Geistesgaben und große Gelehrsamkeit, und mit jugendlicher Kraft konnte er bereits seinen greisen Oberhirten in seinen schweren Kämpfen und Arbeiten unterstützen.

Der Erzbischof von Alexandrien, nachmals Patriarch genannt, war nach dem römischen der erste Bischof der Christenheit und das Oberhaupt aller Bisthümer in Aegypten, Libyen und der Pentapolis, die sämmtlich von Alexandrien aus gegründet worden waren. Er war Obermetropolit, der die einzelnen Bischöfe zu weihen und zu richten hatte. Während der Verfolgung hatte sich Bischof Meletius von Lykopolis gegen die Obergewalt des Petrus I. von Alexandrien aufgelehnt, unbefugterweise Weihen in dessen Sprengel vorgenommen und auch den Vorstellungen seiner Amtsgenossen Trotz geboten. Vieler Verbrechen schuldig, ward Meletius durch gemeinsamen Beschluß der ägyptischen Bischöfe entsetzt; aber er ward nur noch halsstarriger und wurde Urheber der Spaltung der Meletianer, die sich nahe an 60 Jahre erhielt. Vergebens hatten die beiden Vorgänger des frommen Alexander, der Martyrer Petrus I. und Achillas, diese Spaltung zu beseitigen gesucht; noch weniger wollte es jetzt gelingen, ja ein noch weit furchtbarerer Zwist sollte bald Aegypten in Aufregung versetzen und den Frieden der gesammten Kirche bedrohen. Der von Erzbischof Petrus zum Diakon, von seinem Nachfolger Achillas zum Priester geweihte Libyer Arius, früherer Meletianer, eitel und ehrgeizig, verbreitete die gefährliche Irrlehre, der Sohn Gottes sei nicht wahrhaft Gott, sondern nur das vorzüglichste der Geschöpfe, er sei nicht ewig, nicht unwandelbar, nicht wesensgleich dem Vater, noch von Ihm gezeugt, sondern von Ihm erschaffen als Werkzeug, um durch ihn die übrigen Geschöpfe hervorzubringen. Unzählige Christen hatten für den Glauben an die Gottheit des Erlösers ihr Leben geopfert; jetzt sollte dieser Glaube ein Wahn, eine Täuschung sein, damit das Christenthum vernichtet und durch eine neue Form des Heidenthums ersetzt werde, die für den Erlöser Anbetung forderte, obschon es ihn nicht für Gott hielt. Erzbischof Alexander versuchte vergebens den wissensstolzen Irrlehrer aus Schrift und Ueberlieferung eines Bessern zu belehren; als nichts fruchtete, sprach er 320 auf einer Kirchenversammlung seine Verdammung und seinen Ausschluß aus der Kirche aus und gab durch Rundschreiben den Bischöfen der katholischen Welt davon Nachricht. An der Abfassung dieser durch theologische Genauigkeit ausgezeichneten Schreiben hatte sicher der Diakon Athanasius hervorragenden Antheil.

Bereits hatte der Irrlehrer Arius für seine Lehre mehrere Geistliche und auch zwei ägyptische Bischöfe gewonnen, während er auch an auswär-

tigen, weltlich gesinnten Bischöfen, von denen mehrere seine Mitschüler bei dem Priester Lucian in Antiochien gewesen waren, Freunde und Gönner besaß. Pochend auf den Schutz dieser Männer, besonders des mit dem Kaiserhause verwandten Bischofs Eusebius von Nikomedien, der ganz zu ihm hielt, reiste Arius umher, seine Irrlehre durch Reden und Schriften zu verbreiten, und gab sich alle Mühe, sie auch durch Lieder volksthümlich zu machen und die Lehre seines Oberhirten zu entstellen. Der Streit durchdrang bald alle Volksschichten, so daß die Heiden sogar auf ihren Theatern die so gespaltenen Christen verhöhnten. Die von dem ersten christlichen, aber noch wenig in den Glaubenswahrheiten unterrichteten Kaiser Constantin angestrebten Vereinigungsversuche blieben natürlich erfolglos. So kam es 325 zur ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa in Bithynien, wohin Athanasius als Diakon seinen Oberhirten begleitete. Hier sprachen 318 ehrwürdige Väter den uralten Glauben der Kirche an die Gottheit des Erlösers feierlich aus und verurtheilten die gotteslästerische Lehre des Arius, den der Kaiser nebst mehreren seiner Anhänger mit Verbannung bestrafte. Athanasius hatte in mehreren Disputationen den wissensstolzen Irrlehrer bekämpft, der, obschon innerlich von der Kirche getrennt, doch sie äußerlich zu verlassen den Muth nicht fühlte, ja trotz Bann und Absetzung ihr Glied zu sein fortwährend behauptete. Der gelehrte und fromme Diakon, von der Vorsehung auserlesen zur Besiegung des Arianismus, entlarvte völlig den schlauen Ketzer, ward aber von da an von dem grimmigsten Hasse der Parteigenossen desselben bis an sein Ende verfolgt.

2. Athanasius bis zu seinem ersten Exil unter Constantin dem Großen.

Das Concil von Nicäa hatte den Meletianern die Rückkehr zur Kirche sehr erleichtert; diese aber nahmen die zum Frieden dargebotene Hand nicht an, bestellten sogar, anstatt sich den rechtmäßigen Hirten zu unterwerfen, neue schismatische Bischöfe und verbanden sich auf das engste mit den Arianern. Diese Letztern fanden bald mächtige Gönner und Fürsprecher am Kaiserhofe, besonders an der Prinzessin Constantia; sie sannen auf Mittel, die Bischöfe, die sie verurtheilt hatten, zu stürzen, und verbreiteten Schmähschriften wider das nicänische Concil und dessen Entscheidung. Sie behaupteten, daß ihre Lehre die echte, alte, ursprüngliche sei, die Lehre des nicänischen Concils der Schrift und der Vernunft widerspreche, eine Verfälschung der alten Kirchenlehre enthalte. Der Vater, sagten sie, muß älter sein als der Sohn und der Sohn selbst nennt ihn (wo er als Mensch spricht) größer; gezeugt sein heißt geschaffen sein; nur der Unerzeugte, der Vater, ist wahrer Gott. Der Sohn hat daher nicht dieselbe Gottheit wie der Vater, ist jünger und geringer, heißt nur mißbräuchlich Gott. Das

ganze Christenthum war ihnen in ihren Verstandesbegriffen beschlossen, und Menschen, die gar keinen Glauben hatten, schlossen sich der Bewegung an. Die Führer reisten allenthalben umher, um Proselyten zu werben, mit Trugschlüssen das Volk zu bethören. Sie pochten auf ihre Gelehrsamkeit, die katholischen Bischöfe nannten sie Neuerer, Finsterlinge, Dummköpfe, Ignoranten, während sie selbst, wie den alten Glauben, so die reine Wissenschaft vertreten wollten. Immer gefährlicher ward das Treiben der Secte und zuletzt setzte sie es durch, daß der Kaiser auf ein heuchlerisches und zweideutiges Bekenntniß hin zuerst den Arius, dann auch die mit ihm verbannten Bischöfe Eusebius und Theognis begnadigte.

In demselben Jahre 328, in dem diese Begnadigung erfolgte, war Erzbischof Alexander gestorben und der durch seine Tugend und Weisheit wie durch Rednergabe und Entschiedenheit ausgezeichnete Athanasius, obschon er lange widerstrebt und sogar die Flucht ergriffen hatte, zu seinem Nachfolger gewählt worden. Seine Gegner fochten sofort die Rechtmäßigkeit der Erhebung an; sie wurde aber glänzend bewiesen. „Durch einstimmige und rechtmäßige Wahl" — sagt der heilige Gregor von Nazianz — „nicht aber in der später aufgebrachten Weise durch äußere Gewalt, ward Athanasius auf den Stuhl des heiligen Markus erhoben, nicht weniger dessen Nachfolger in der Frömmigkeit, als auf seinem Stuhle." Athanasius visitirte seinen Sprengel und die in Aegypten so zahlreichen und blühenden Klöster, überall glänzend empfangen, besonders von dem heiligen Pachomius und seinen Mönchen; er weihte den Apostel der Abyssinier, Frumentius, zum Bischofe und stritt in Wort und That eben so eifrig für die Reinerhaltung als für die Ausbreitung des Glaubens.

Bald befahl Kaiser Constantin dem neuen Erzbischof, den von ihm begnadigten Arius wieder in die Kirche aufzunehmen. Athanasius weigerte sich dessen, weil kein Bischof offenbare Ketzer aufnehmen dürfe. Noch war der Kaiser nicht gewillt, dem Drängen der Irrlehrer blindlings nachzugeben; er achtete das Pflichtgefühl des großen Bischofs und trat anfangs noch entschieden für ihn auf. Wäre er nur auch beständig geblieben! Nun suchten die Arianer oder Eusebianer, wie sie von ihrem Haupte, dem einflußreichen Eusebius von Nikomedien, genannt wurden, andere katholische Bischöfe zu stürzen und machten 330 mit Eustathius von Antiochien den Anfang, dem dann Asklepas von Gaza, Eutropius von Hadrianopel und andere Prälaten folgten. Dann verdächtigten sie den Athanasius bei dem Kaiser als Unruhestifter, hetzten die Meletianer zu Anklagen wider ihn auf und suchten ihn durch Drohungen einzuschüchtern. Eine Anklage widerlegten zwei von Athanasius an den Hof gesandte Priester, Apis und Makarius, eine andere widerlegte der angegriffene Bischof persönlich, als er an das Hoflager zu Nikomedien berufen ward. Der Kaiser gab ihm ein ehren-

volles Schreiben an die Alexandriner mit, das scharf die Umtriebe der Meletianer rügte. Einen Augenblick ruhte der persönliche Kampf gegen den großen Vertheidiger der Gottheit Christi; aber der Kampf gegen diese selbst ward keinen Augenblick unterbrochen. In Alexandrien selbst sprengten die Arianer das Gerücht aus, auf ihrer Seite stehe der große Antonius, der Vater der Mönche. Da kam dieser Heilige selbst aus der Wüste in die Stadt, um die Lüge zu brandmarken, seine Uebereinstimmung mit Athanasius und seinen Abscheu vor der Irrlehre zu bezeugen und das Volk vor ihr zu warnen. Seine Reden und seine Wunder machten den tiefsten Eindruck. Athanasius fuhr fort, in Reden und Schriften die Umtriebe der Irrlehrer zu bekämpfen und das große Concil von Nicäa nach allen Seiten hin zu vertheidigen.

Unfähig, den an Geisteskräften überlegenen Athanasius zu widerlegen, ersannen die Concilsgegner neue Anklagen wider ihn. Sie betrafen: 1) Gewaltthätigkeiten, die er durch einen seiner Geistlichen an dem angeblichen Priester Ischyras unter Entweihung des Altars und des heiligen Kelches verübt haben sollte, 2) die Ermordung des Bischofs Arsenius von Hypsele und die Benutzung seiner abgeschnittenen Hand zu Zwecken der Zauberei, 3) nach einigen Berichten auch eine Unzuchtssünde. Darüber sollte sich der angefeindete Erzbischof vor Richtern verantworten, die seine Todfeinde waren. Er unterwarf sich ihnen nicht, sondern sandte dem Kaiser im Jahre 334 Beweisstücke, die jene Anklagen auf ihr Nichts zurückführten. Aber die Gegner gaben keine Ruhe, erneuerten durch andere Stimmen ihre Beschuldigungen und brachten es dahin, daß der Beschuldigte 335 vor der Synode von Tyrus sich stellen mußte, wohin 49 ägyptische Bischöfe ihn begleiteten, alle von seiner Unschuld überzeugt. Leiter der Versammlung war der Anführer der Arianer, Eusebius von Nikomedien, dem willfährig ein kaiserlicher Commissär, der Comes Dionysius, zur Seite stand. Obschon der größere Theil der außer den Aegyptern theilnehmenden Bischöfe (60) der Irrlehre ergeben war, so hätte doch die Unschuld des Athanasius gesiegt, wären nicht neue Intriguen hinzugekommen und hätte nicht die frechste Schamlosigkeit sich breit gemacht. Es fiel die Anklage auf Unzucht und enthüllte nur die Niederträchtigkeit der Anstifter, da die dafür gedungene feile Dirne zeigte, daß sie den Angeklagten nicht einmal von Person kannte. Es fiel die Anklage auf Mord und Zauberei; denn der angeblich ermordete Arsenius, von Freunden des Athanasius in seinem Verstecke aufgefunden, ward lebendig vorgeführt und zeigte sich im Besitze seiner beiden Hände, so daß von den Anklägern gefordert werden konnte, auszusagen, woher die dritte Hand komme, die sie als die dem Arsenius abgeschnittene mit sich führten, und diesen nur übrig blieb, Alles für einen Zauberspuk des Athanasius zu erklären. Es ward auch die Anklage auf Gewaltthat gegen Ischyras

entkräftet, der sogar vorher den Athanasius um Verzeihung für seine falsche Aussage gebeten hatte. Aber die Widersacher des großen Mannes, die sogar den Priester Makarius als angebliches Werkzeug des Erzbischofs bei jenem Frevel in Ketten herbeigeschleppt hatten, erklärten die Sache für zweifelhaft und beschlossen die Abordnung einer Untersuchungs-Commission nach Aegypten, die sie aus wüthenden Feinden des Athanasius zusammensetzten. Auf Weisung der von dem Statthalter Philagrius mit militärischer Bedeckung ausgerüsteten Commissäre, die sich nicht scheuten, bei dem nachher mit einem Bisthum belohnten Verleumder Ischyras Wohnung zu nehmen, sagten vorher geworbene Zeugen, darunter Heiden und Juden, besonders Meletianer, die zur Zeit der angeblichen Gewaltthat gar nicht an Ort und Stelle gewesen waren, dasjenige aus, was man wollte. Ungeachtet des Protestes der katholischen Priester und Laien wurde Athanasius nach einem ganz formlosen Verfahren für schuldig erklärt und darauf von den Richtern über ihn das Absetzungsurtheil gesprochen.

Nicht um von einer kirchlichen Behörde an die weltliche Gewalt zu appelliren, sondern um gegen unberechtigte und ketzerische Feinde und Verfolger den ihm gebührenden Staatsschutz anzurufen, eilte der verfolgte Prälat in die Kaiserstadt Constantinopel. Er verschaffte sich mit Mühe bei Constantin Gehör, der ihm endlich zugestand, daß seine Sache in Gegenwart der ungerechten Richter, die sich von Tyrus nach Jerusalem begeben hatten, auf's neue verhandelt werde. Die Häupter der arianischen Mehrheit, welche rasch die anderen mit ihrem Verfahren unzufriedenen Bischöfe nach Hause sandten, begaben sich nun in die Hauptstadt, ließen aber jetzt alle früheren Anklagen fallen und brachten dafür eine neue vor: Athanasius habe gedroht, die Getreideausfuhr von Alexandrien nach Constantinopel zu verhindern und daselbst eine Hungersnoth hervorzurufen; derselbe sei unermeßlich reich und dem Kaiser überaus feindselig und gefährlich.

Kaiser Constantin, der den Beinamen des Großen in vielen Beziehungen verdiente, aber in kirchlichen Dingen und in der Selbstbeherrschung nichts weniger als groß und von seiner Umgebung allzu abhängig war, hatte sich nach so vielen Einflüsterungen daran gewöhnt, in dem verleumdeten Prälaten einen Friedensstörer, einen unruhigen und fanatischen Hierarchen zu sehen, und verbannte ihn ohne weiteres Gehör nach Trier. So betrat 336 der Patriarch Aegyptens den deutschen Boden, von des Kaisers Sohn, dem Cäsar Constantin, und dem Bischof Maximus ehrenvoll aufgenommen, von allen treuen Katholiken als Bekenner verherrlicht. Seine Diöcesanen wahrten ihm auch in der Ferne unverbrüchliche Treue, und seine Feinde sorgten selbst dafür, daß der eigentliche Grund seiner Verbannung immer mehr an den Tag kam, indem sie bald andere katholische Bischöfe in ähnlicher Weise verfolgten und mit Zustimmung des in seinen letzten Jahren immer schwächer

gewordenen Kaisers von ihren Stühlen vertrieben. Vergebens erbat der heilige Antonius von Constantin die Zurückberufung des verbannten Erzbischofs; nur so viel ward erreicht, daß der Kaiser das Ansinnen zurückwies, demselben einen Nachfolger geben zu lassen.

Hoch jubelten die Arianer. Mit Athanasius schien, wenigstens im Orient, der Katholicismus gestürzt. Arius selbst, der in seiner Heimath keinen Anklang gefunden hatte und bald wieder unter den Schutz der Hofbeamten nach Constantinopel zurückgekehrt war, sollte in der Reichshauptstadt einen glänzenden Triumph feiern und im Siegeszuge dort in die Hauptkirche geführt werden, wo dem Bischof Alexander ihn aufzunehmen geboten ward. Der fromme Bischof nahm in seiner Bedrängniß seine Zuflucht zum Gebete und wünschte eher zu sterben, als durch den Gottlosen seine Kirche entweiht zu sehen. Da ward der Triumph der Irrlehrer durch den plötzlich, schmählich und wie durch ein Gottesgericht erfolgten Tod des Arius, der ein dem Judas ähnliches Ende fand, zum Entsetzen seiner Freunde und zum Troste der Katholiken gänzlich vereitelt, und manche Arianer kehrten zur katholischen Kirche zurück (336). Als darauf auch der hochbetagte Bischof Alexander in Ruhe starb, wählte die arianische Partei den staatsklugen Macedonius, die Katholiken den frommen Paulus zum Bischof der Hauptstadt. Ohne den Erstern anzuerkennen, verbannte der Kaiser den Letztern auf Anstiften des Eusebius von Nikomedien und seiner Höflinge. Nicht lange darnach, am 22. Mai 337, starb der Kaiser, der in seiner ersten Regierungszeit Großes und Herrliches geleistet, in seinen letzten Jahren seinen Ruhm vielfach verdunkelt hatte, nicht ohne Reue über manche Ungerechtigkeiten, die er theilweise wieder gut zu machen suchte, aber unter dem Einflusse seiner arianischen Umgebung ohne volle Erkenntniß über das, was wirklich zu verbessern und wiederherzustellen war. Sein redlicher Wille ließ bei den noch größeren Fehlgriffen seiner Nachfolger über seinen Großthaten leichter seine Schwächen und Sünden vergessen; auch der milde Athanasius beurtheilte ihn mit rücksichtsvoller Schonung und verzieh gern, was er persönlich unter ihm gelitten.

3. Zweite Verbannung unter Kaiser Constantius.

Nach Constantin's Tod theilten seine drei Söhne unter sich das Reich, wobei Constantius die Herrschaft über den Orient einschließlich Aegyptens erhielt. Dieser bezeichnete den Anfang seiner Regierung mit der Ermordung mehrerer seiner Verwandten und gab sich völlig dem Einflusse der Arianer hin, die nun noch kühner das Haupt erhoben. Doch konnten sie es nicht verhindern, daß nach gemeinsamem Beschluß der drei kaiserlichen Brüder allen von ihrem Vater Verbannten die Rückkehr gestattet ward. Gleich anderen Bischöfen kam auch Athanasius, nachdem er zwei Mal dem Kaiser

Constantius vorgestellt war, nach einer Verbannung von zwei Jahren und vier Monaten am 23. November 338 zur größten Freude der ägyptischen Katholiken zurück. Mitten in dem allgemeinen Jubel blieb er ruhig und ernst; er sah neue Kämpfe und Verfolgungen vorher. Die Gesinnungen seiner Gegner waren dieselben geblieben und ihre Macht war im Steigen begriffen.

Bald nahmen die Eusebianer, besonders darüber erbittert, daß der treffliche Erzbischof viele Abtrünnige und Schwankende für den katholischen Glauben gewann, Gelegenheit, ihre Intriguen fortzusetzen und neue Anklagen wider ihn zu verbreiten. Die flammende Begeisterung des Volkes bei seiner festlich begangenen Rückkehr ward als Demonstration gedeutet, mit welcher Athanasius Unruhen und Unordnungen habe hervorrufen wollen; sogar Tumulte, die vor seiner Heimkehr Statt hatten, legte man ihm zur Last. Man erhob die weitere Beschuldigung, daß er nach seiner Verurtheilung durch die Synode von Tyrus ohne Freisprechung durch eine andere Synode das bischöfliche Amt wieder aufgenommen, sodann, daß er Gelder von Wittwen für sich verwendet habe. Schon 339 ward eine Klageschrift gegen ihn den drei Kaisern zugesendet, den sehr wenig zahlreichen Arianern in Alexandrien in der Person des Pistus ein eigener Bischof bestellt und eine Gesandtschaft nach Rom abgeordnet, um dessen Anerkennung und die Verwerfung des Athanasius zu erwirken. Man suchte den Papst und die übrigen Bischöfe zu täuschen und ihnen die Meinung beizubringen, als seien auch die katholischen Oberhirten gegen Athanasius, indem man die Bischöfe der schismatischen Meletianer unterschreiben ließ. Aber nahe an hundert katholische Prälaten Aegyptens widerlegten die von den Eusebianern ausgestreuten Verleumdungen, die bei den katholischen Kaisern Constantin II. und Constans keiner Beachtung gewürdigt wurden, desto mehr aber bei dem arianisch gesinnten Constantius.

Dieser war umgeben und umgarnt von geldgierigen und heimtückischen Eunuchen, von noch halb heidnischen, nach Oben schmeichelnden, nach Unten tyrannischen Beamtenschaaren, von ehrgeizigen und ketzerischen Hofbischöfen, von denen der hinterlistige Eusebius von Nikomedien zum Hohne auf die in Nicäa eingeschärften Kirchengesetze zum zweiten Mal sein Bisthum mit einem andern vertauschte und den Stuhl der Kaiserstadt Constantinopel einnahm, deren katholischen Bischof Paulus er hatte absetzen und nach kaiserlichem Befehl in Ketten nach Singara in Mesopotamien deportiren lassen. Von den Anklägern des Athanasius gewonnen, gab Constantius 340 den Arianern die Erlaubniß, einen Erzbischof für ganz Aegypten an dessen Stelle einzusetzen. Diese wählten den gewaltthätigen Cappadocier Gregor, der einst in Alexandrien studirt und von Athanasius Wohlthaten empfangen hatte, jetzt aber in rohem Undank sich zum Werkzeuge seiner Verfolgung gebrauchen ließ. Von dem kaiserlichen Statthalter unterstützt, suchte er sich

mit Gewalt und List in den Besitz vieler Kirchen zu setzen, in denen er die empörendsten Gewaltthaten gegen die ihrem rechtmäßigen Oberhirten treuen Katholiken verüben ließ. Nicht einmal am Ostertage gönnte der übermüthige Eindringling ihnen Ruhe; mit seinen Banden zog er von Kirche zu Kirche; das seine Gotteshäuser vertheidigende Volk, auch Frauen, Jungfrauen und Kinder, wurden mißhandelt, geschlagen und als Aufrührer eingekerkert, den Arianern der Besitz der meisten Kirchen zugesprochen, die Zusammenkünfte der Katholiken aufgelöst, die Priester, die mit den Irrlehrern keine Gemeinschaft haben wollten, wegen unbefugter Amtshandlungen bestraft. So verfuhr die Häresie zu allen Zeiten. Sie suchte den Schutz der Staatsgewalt für sich zu gewinnen, den Katholiken ihn gänzlich zu entziehen; statt sich eigene Kirchen zu erbauen, sie lieber den Katholiken zu entreißen; nie durch die ihrer Sache innewohnende Kraft und mit geistigen Waffen, sondern mit brutaler Gewalt, mit Unterdrückung der Widerstrebenden ihr Ziel zu erreichen. Was dem Athanasius von den Meletianern betreffs des entweihten Altars fälschlich vorgeworfen ward, das verübten jetzt die im Dienste des falschen Erzbischofs stehenden Heiden und Juden, die schmählich die Kirchen entweihten. Unbeachtet blieb die Stimme des in seinen heiligsten Rechten und Gefühlen gekränkten katholischen Volkes; die arianische Partei bezeichnete sich, wenn nicht als das Volk selbst, doch als dessen edleren, besseren und gebildeteren Theil. Sie hielt fortwährend neue Versammlungen, wechselte die Glaubensdarlegungen wie Kleider, um nur nach und nach die Entscheidung der großen nicänischen Kirchenversammlung zu verdrängen, ließ selbst Ungläubige an ihren Schaugottesdiensten und Congressen Theil nehmen, gewöhnte Weiber und Kinder an religiöse Disputationen, verfolgte das Heiligste mit ihren schalen und frivolen Witzen, beförderte die anrüchigsten Subjecte zu den geistlichen Stellen, wenn sie nur der Secte dienstbar waren, vergiftete den öffentlichen Unterricht und wußte von der willfährigen Staatsgewalt immer neue Gesetze und Verordnungen zu erwirken, um sie dann auf Athanasius und seine Freunde anzuwenden, und zwar sogar mit rückwirkender Kraft. Und mit vollendeter Heuchelei suchte sie die so erlangten Staatsgesetze als Kirchengesetze darzustellen, indem sie das wichtige Institut der Kirchenversammlungen oder Synoden schmählich mißbrauchte, so daß dieses selbst durch sie in völligen Mißcredit kommen mußte. Dieser Heuchelei huldigte auch der Kaiser Constantius, der stets sich den Schein gab, als ob er die Kirchengesetze hoch halte, während er Alles gegen dieselben unternahm. „Welches Kirchengesetz" — so fragte später Athanasius — „befiehlt denn, daß der Bischof aus dem Kaiserpalaste gesendet werde, daß Soldaten die Kirchen angreifen und wie im Sturme nehmen, daß die Beamten und Eunuchen den kirchlichen Dingen vorstehen und mit ihren Erlassen das Urtheil sogenannter Bischöfe verkündigen?"

Während die Katholiken des Morgenlandes schwer unter der Tyrannei des Constantius und seiner Hofbischöfe litten, hatten die des Abendlandes unter Kaiser Constans, der seit 340 hier allein herrschte, noch immer ungetrübte Ruhe, und sie nahmen innigen Antheil an dem Loose ihrer Glaubensbrüder im Osten. Papst Julius I. lud den großen Bekenner Athanasius zu sich ein, der auch in Folge der vom Kaiserhofe erhaltenen Nachrichten wie der Vorgänge in Aegypten zur Reise nach Rom sich entschloß. Ihn begleiteten fromme ägyptische Mönche, die bald auf die Entwickelung des Ordenslebens in Italien und den übrigen westlichen Ländern großen Einfluß gewannen und viele vornehme römische Männer und Frauen für dasselbe begeisterten. Hoch erfreut war der Papst, daß er persönlich den großen Athanasius kennen lernte, der so viele Gefahren und Trübsale bestanden, dessen Glaubensfestigkeit aller Welt kund geworden war, der so viele Nachstellungen der Feinde zu nichte gemacht und eine solche Berühmtheit erlangt hatte, daß im Orient die Namen Athanasianer und Katholik gleichbedeutend geworden waren. Vermöge seiner oberstrichterlichen Autorität ordnete der Nachfolger Petri eine Kirchenversammlung in Rom an, die über Athanasius und die andern vertriebenen Bischöfe entscheiden sollte. Der dortige Gesandte der Arianer, Makarius, hatte schon auf die bloße Kunde von der Ankunft des Athanasius die Flucht ergriffen, weil er wohl wußte, daß er jetzt völlig als Lügner werde entlarvt werden, und die arianischen Bischöfe, die sich in Antiochien versammelt hatten, wagten nicht in Rom zu erscheinen, suchten vielmehr nichtige Vorwände auf, um ihr Ausbleiben zu rechtfertigen; sie meinten sogar, der Papst müsse einfach das bestätigen, was sie (die ketzerischen Bischöfe des Orients) nach mehrmaliger Prüfung und im Einvernehmen mit der weltlichen Gewalt gut befunden hätten, was der glorreiche Kaiser verfügt habe, dessen Siege ihnen als ein Hauptbeweis ihrer Lehre galten. Nachdem Athanasius achtzehn Monate in Rom sich aufgehalten und die Zahl der aus dem Orient vertriebenen, nach Rom geflüchteten Bischöfe sich noch gemehrt hatte, hielt Papst Julius 341 ein Concil zu Rom, das den Athanasius und seine Leidensgefährten freisprach und sie in ihre Aemter wieder einsetzte. Dieses Urtheil verkündigte er den zu Antiochien versammelten morgenländischen Bischöfen in einem mit dem Vollbewußtsein der Ueberlegenheit und der höheren Würde verfaßten Schreiben. Er rügte die Prahlerei, die Streitsucht, die vielfachen Ränke und die Verfolgungswuth derselben, widerlegte ihre Ausflüchte wie ihre Anklagen und hielt fest an dem alten Rechte, vermöge dessen man in Sachen der angeklagten Bischöfe vor allem an den römischen Stuhl sich hätte wenden müssen.

Das war eine Synode, die nicht nach dem Geschmacke der Arianer war; da hatten, wie Athanasius bemerkte, „nicht kaiserliche Beamte das

Uebergewicht, da waren keine Soldaten vor den Thüren, da wurden die Geschäfte der Synode nicht nach kaiserlichem Befehl vollbracht."

Die Arianer, die zu Antiochien vier neue Glaubensformeln entworfen und einige Canones gegen Athanasius festgestellt hatten, fügten sich nicht. Sie suchten den abendländischen Kaiser Constans zu gewinnen, der aber ihre Gesandten zurückwies, den Athanasius zu sich nach Mailand berief und seinen Bruder Constantius endlich bewog, der Abhaltung einer größern, aus Bischöfen beider Reichshälften bestehenden Synode in Sardica im östlichen Illyricum zuzustimmen. Diese kam im Spätjahre 343 zu Stande und wiederholte unter dem Vorsitze des greisen Bischofs Hosius von Corduba, der hier, wie früher in Nicäa, die Stelle des Papstes vertrat, die römischen Beschlüsse. Aber hier trennten sich die häretischen Morgenländer von den katholischen Abendländern offen, hielten getrennte Versammlungen zu Philippopolis und erließen, sich als die wahre Synode von Sardica bezeichnend, ein hochfahrendes und lügenhaftes Rundschreiben gegen die ihnen verhaßten Athanasianer, die sie in keiner Weise zu ihrem Rechte gelangen lassen wollten. Es erfolgten nun aber auch ernste Kundgebungen der abendländischen Katholiken, die ihre laute Theilnahme an dem Loose der widerrechtlich vertriebenen Bischöfe bezeigten und sich selbst in ihnen verfolgt sahen, durchdrungen von dem so oft in der Geschichte der Kirche erfüllten Worte: „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle anderen Glieder mit." Der katholische Kaiser Constans, von der allgemeinen Stimmung des Volkes ergriffen, bestürmte seinen Bruder Constantius mit ernsten Mahnungen, zuletzt mit Drohungen und setzte es durch, daß dem Athanasius die Rückkehr nach Alexandrien gestattet wurde, wo inzwischen der ketzerische Gegenbischof Gregor, stets dem Volke verhaßt, bei einem Aufstande (26. Juni 345) sein Ende gefunden hatte. Die Schande, welche die Entdeckung eines gegen zwei katholische Bischöfe gerichteten Anschlags auf die arianische Hofpartei geworfen hatte, die in der Wahl der Mittel kein Gewissen kannte, trug viel dazu bei, den sonst so tyrannischen Constantius zu diesem Acte der Gerechtigkeit zu bestimmen.

Athanasius hatte von Rom aus Aquileja besucht, war noch in Gallien bei Kaiser Constans, verabschiedete sich dann in Rom von Papst Julius und ward darauf in Antiochien dem Kaiser Constantius vorgestellt. Dieser konnte sich des Gefühls der Hochachtung vor dem großen Manne nicht erwehren; er ließ die Klageschriften gegen ihn vernichten und gab ihm zur Sicherung seiner unbehelligten Heimkehr Briefe an die Beamten in Aegypten mit. Nur die Gegenüberstellung und Verhandlung mit seinen Anklägern wollte er ihm nicht gewähren, weil durch sie, wie er wohl erkannte, seine Lieblinge, seine von ihm als unentbehrlich angesehenen Rathgeber durchaus bloßgestellt und beschämt worden wären. In Antiochien hatten die Arianer bereits alle Kirchen den Katholiken weggenommen, so daß diese, und

mit ihnen Athanasius, den Gottesdienst nur in Privathäusern feiern konnten. Als der Kaiser für die Arianer in Alexandrien die Abtretung wenigstens einer Kirche forderte, entgegnete der Erzbischof: Erst soll man in Antiochien den Katholiken ihre Kirchen zurückgeben. Das geschah natürlich nicht, und so konnte man den Patriarchen von Alexandrien nicht weiter drängen, der ebenso durch seine Klugheit und Umsicht, wie durch seine Standhaftigkeit den Höflingen imponirte.

Ueber Jerusalem, wo Bischof Maximus ihn glänzend empfing und mit ihm eine Synode hielt, reiste der Glaubensheld nach Aegypten zurück. Bei seinem Einzuge in Alexandrien, am 21. October 346, war die Begeisterung und der Jubel des Volkes unbeschreiblich groß. Alles wollte den geliebten Oberhirten nach fast sechsjähriger Verbannung wiedersehen, Alles seinen Segen erflehen und ihn der unentwegten Treue und Liebe versichern. Frohe Hoffnungen und innige Glückwünsche kamen allenthalben zum Ausdruck; jetzt sollte, wie es schien, der edle Dulder die verdiente Ruhe und ein ungestörtes Wirken finden und die Wunden heilen können, welche die Feinde der Kirche geschlagen.

4. Dritte Verbannung und Tod des Constantius.

Aber Gottes Vorsehung hatte es anders beschlossen, und Athanasius selbst, immer ruhig und ernst, sah vorher, daß die Stürme noch lange nicht zu Ende waren, wenn auch in ihnen zur Kräftigung und Ermuthigung der Gläubigen eine Pause eintrat, die zur Vorbereitung auf neue Kämpfe benutzt werden sollte. Dauerte ja doch die Verfolgung anderer katholischer Bischöfe und der Einfluß des Arianismus am Kaiserhofe fort; war doch der giftige Sectenhaß noch keineswegs gemildert und die Freiheit der Kirche noch in allen wesentlichen Stücken verkümmert. Fortwährend suchten die Irrlehrer die Gemüther zu verwirren, neue Glaubensformeln zu verbreiten, die minder umsichtigen Gläubigen zu täuschen. Ja, die Gefahren für die Kirche stiegen höher, als der katholische Kaiser Constans 350 durch den Usurpator Magnentius getödtet wurde, der für seine Herrschaft allenthalben, auch in Aegypten, Anhänger warb. Athanasius mahnte seine Heerde zu unerschütterlicher Treue gegen den rechtmäßigen Kaiser Constantius in den eindringlichsten Hirtenbriefen. Gleichwohl beschuldigten ihn die Arianer der Hinneigung zu den Rebellen, unterschoben ihm falsche Briefe und boten Alles auf, seine Verdammung zu erwirken, zumal nachdem Constantius im September 351 den Usurpator besiegt hatte.

Constantius, jetzt Alleinherrscher, suchte durch Einschüchterung und Drohung die katholischen Bischöfe auch im Abendlande in das Lager der Arianer hinüberzutreiben. Bischof Valens von Mursa, der früher den Arianis-

mus abgeschworen, dann seine Abschwörung widerrufen hatte, erlangte bei ihm den größten Einfluß und befestigte ihn in seinem maßlosen Despotismus. Während er neue Ränke gegen Liberius, den Nachfolger des Papstes Julius († 12. April 352), und die dem katholischen Glauben treu ergebenen Bischöfe schmiedete, wirkte er auf Verdrängung des Concils von Nicäa durch äußerlich katholisch klingende, aber das Gift der Irrlehre in sich bergende Ausdrücke hin, deren Zweideutigkeit und Gefährlichkeit der große Alexandriner wiederholt nachzuweisen hatte. Noch ehe man diesen selbst anzugreifen wagte, wurden 353 zu Arles und 355 zu Mailand viele Bischöfe gewaltsam verleitet, ein Verdammungsurtheil gegen ihn zu unterschreiben; die unbeugsamen, wie den Paulinus von Trier, traf die Verbannung. „Was ich will, muß für Kirchengesetz gelten," rief der Tyrann Constantius den in Mailand versammelten Prälaten zu; er berief sich auf die ihm blindlings ergebenen orientalischen Bischöfe, auf seine Waffenthaten, auf einen von ihm gehabten Traum. Nichts halfen die Warnungen, er möge Gottes Gericht fürchten, nicht die Schranken seiner Gewalt überschreiten, nicht Geistliches und Weltliches vermengen, nicht eine fluchwürdige Häresie in die Kirche einzudrängen suchen; der von seinen bisherigen Erfolgen verblendete Kaiser blieb taub gegen alle Vorstellungen und vertrieb die widerstrebenden Bischöfe von ihren Stühlen. Das Reich ward von Spähern durchzogen; das Denunciantenthum war in voller Blüthe. Den Staatsbeamten ward die Gemeinschaft mit den Athanasianern untersagt, in Alexandrien die erzbischöflichen Einkünfte den Arianern zugewiesen, dem Erzbischofe selbst befohlen, die Stadt zu verlassen; Papst Liberius von Rom, der greise Hosius von Corduba, Hilarius, Bischof von Poitiers, kurz die hervorragendsten katholischen Oberhirten mußten das Brod der Verbannung genießen.

Noch wagten aus Furcht vor dem Volke die Beamten in Alexandrien nicht, Hand an Athanasius zu legen. Die Stadt sandte eine Deputation an den Kaiserhof, um das ungestörte Verbleiben ihres Oberhirten zu erwirken, und der Statthalter versprach, bis zu ihrer Rückkehr denselben nicht zu beunruhigen. Nichtsdestoweniger ward Athanasius in Folge geheimer Befehle aus dem Hoflager am 9. Februar 356 in der Kirche des Theonas beim Gottesdienste überfallen; Soldaten umzingelten das Gotteshaus, Pfeile flogen in dasselbe. Der Erzbischof blieb ruhig auf seinem Throne sitzen und ließ fortfahren in dem angestimmten Psalm 136, wobei der Chor die Worte wiederholte: „Denn in Ewigkeit währet Sein Erbarmen." Indessen drangen die Truppen ein und trieben die Gläubigen auseinander, die in dichten Schaaren versammelt waren; Viele wurden niedergetreten, Jungfrauen und Kinder büßten das Leben ein. Vergebens forderten Geistliche, Mönche und Laien den geliebten Oberhirten auf, sich zu retten. Erst nachdem der größere Theil des Volkes sich durch die geöffneten Seitenthüren entfernt hatte, gelang es

einigen beherzten Männern, den Athanasius mit Gewalt fortzuschleppen. Er entkam wie durch ein Wunder, so daß die Heiden ihn für einen Zauberer erklärten. Während er jetzt an verschiedenen Orten, zum Theil in der Wüste, sich aufhielt und durch Briefe die Gläubigen leitete, wurden diese heftig bedrängt und verfolgt, am meisten Mönche und Nonnen. Der Arianer Georg verwüstete als falscher Patriarch die ägyptischen Kirchen und ließ die schwersten Frevel in den abermals den Katholiken entrissenen Cultusgebäuden begehen. Aber der Heldenvater hatte auch geistliche Söhne und Töchter zu Helden zu machen gewußt, in denen die Kraft des wahren Glaubens sich wundervoll bewährte. Selbst die Heiden lernten, daß die wahre Kirche nur da zu finden war, wo Aufopferung und Martyrerkraft, wo Sinn für die Freiheit des Gewissens und der Braut Christi sich zeigte; selbst sie lernten unterscheiden zwischen dem katholischen Episkopate, der eine feste Mauer bildete und die Einheit im Glauben wie in der Regierung allseitig darstellte, und dem arianischen Synodenwesen, jenen vom Weltgeist ganz durchdrungenen Oberkirchenbehörden, die nie die Wahrheit vollständig zu sagen sich getrauen, die Christusgläubige und Christusleugner in eine Linie stellen, die auf alle kirchliche Selbständigkeit verzichten und willig das weltliche Oberhaupt als Kirchenoberhaupt anerkennen, ja, ihm zugestehen, was sie dem Sohne Gottes absprechen. Ward doch Constantius von seinen Schmeichlern „ewiger Kaiser" genannt, und als göttliche Thaten gerade jene seiner Handlungen gepriesen, durch die er sich gegen Gottes Ordnung auflehnte und durch die er sich die entschiedene Verurtheilung der bessern Zeitgenossen wie der gesammten christlichen Nachwelt zugezogen hat.

Erzürnt darüber, daß der verfolgte Athanasius ihren Händen entronnen und in seiner Verborgenheit noch in der Leitung seiner Heerde wenig behindert war, lästerten die Arianer seine Flucht, die er aber mit den Worten Christi und den Beispielen vieler älteren Väter, wie Cyprian und Dionysius, nebstdem mit schlagenden Gründen zu rechtfertigen vermochte. Die Widersacher des herrlichen Mannes fühlten sich bedroht, so lange er noch in irgend einer Weise wirken konnte. Ihnen kam Alles darauf an, die katholischen Bischöfe zu beseitigen; setzten diese sich fest, so waren sie in steter Gefahr, schon wegen ihrer Gewaltthaten zur Rechenschaft gezogen zu werden. So gebar ein Unrecht das andere; so wurden die Irrlehrer fortgedrängt, nicht allein die Bischöfe, sondern die Geistlichen, zuletzt alle treuen Katholiken zu verfolgen. Dabei geriethen sie unter sich selbst, seit sie des Sieges sich sicher hielten, in Hader und zersplitterten sich in viele, nur durch die weltliche Macht mühsam zusammengehaltene Parteien. Dem schroffen Aëtius und seinem Schüler Eunomius, die den Sohn als dem Vater unähnlich bezeichneten, standen die minder schroffen, eine Aehnlichkeit zwischen beiden anerkennenden, aber wieder unter sich gespaltenen Halb-Arianer gegenüber,

die auf den 359 versammelten Synoden von Rimini und Seleucia durch Gewalt die Unterzeichnung einer Glaubensformel von Nike, die man für die nicänische ausgab, von den katholischen Bischöfen erwirkten. Der Kaiser schrieb die Formel als Grundlage des Kirchenfriedens allgemein vor. Die Verwirrung war auf das höchste gestiegen; Viele wußten nicht, woran sie sich halten sollten; Mißverständnisse tauchten allenthalben, auch unter Katholiken, auf. In dieser trüben Zeit belehrte Athanasius durch Briefe und Schriften viele Zweifelnde; die Klarheit der von ihm vertheidigten göttlichen Lehre verscheuchte bei Vielen die Finsternisse und Nebelgestalten des Irrthums. Nur die weltliche Gewalt erhielt den habsüchtigen und gewaltthätigen falschen Erzbischof Georg trotz der Abneigung des Volkes auf dem widerrechtlich erlangten Stuhle.

Endlich, am 3. November 361, starb Kaiser Constantius auf dem Wege zwischen Kappadocien und Cilicien an den Quellen des Mopsus am Schlagflusse im 45. Jahre seines Lebens und im 24. seiner unglückseligen Regierung, von Niemandem geliebt, selbst von seinen Verwandten gehaßt, von seinem eigenen Vetter mit Krieg überzogen, gebrandmarkt von seinen Zeitgenossen, verglichen mit den heidnischen Kaisern Nero und Diocletian und mit den wilden Thieren, kinderlos und ruhmlos, von denen verachtet, deren Spielball er mitten in seiner vermeintlichen Größe gewesen war. Nichts von dem, was er gegründet, hatte Bestand; nichts von dem, was er erstrebt hatte, war erreicht. Athanasius und der katholische Glaube hatten alle Anschläge des Kaisers überwunden, und das unter ihm gebeugte und gedemüthigte Heidenthum konnte nochmals kühn das Haupt erheben, gestärkt durch die Schwächen des von ihm gehegten arianischen Scheinchristenthums und des unter ihm entnervten und in Verachtung gesunkenen Hofes.

5. Athanasius und Julian der Apostat.

Der gewaltige Christenfeind Julian der Abtrünnige, der auf dem Kaiserthrone verbessern wollte, was Constantius verbrochen, rief 362 die von diesem verbannten Bischöfe zurück, freilich zunächst nur in der Absicht, die Christen in wechselseitigem Kampfe sich untereinander aufreiben zu lassen. Ihm blieb die Hauptsache, die Wiederherstellung des altrömischen Götzendienstes und die Unterdrückung des Christenthums unter dem Deckmantel der Toleranz. Aber er diente unbewußt der Vorsehung als Werkzeug, die der Kirche einen neuen Triumph bereiten, deren Gegner wieder für einige Zeit der Macht entkleiden und deren Kinder wiederum freier aufathmen lassen wollte. Diesen genügte es vorerst, daß das Joch kaiserlicher Glaubensdecrete beseitigt und der Arianismus seiner Gewaltherrschaft beraubt

ward, so sehr auch die übermüthigen Heiden sie im Uebrigen bedrückten und verhöhnten.

Längst hatte in Alexandrien der arianische Gegenbischof Georg die Bevölkerung gegen sich aufgeregt, insbesondere auch die Heiden. Diese, von ihm vielfach beleidigt, benützten Julian's Regierungsantritt zu einer tumultuarischen Erhebung; sie beschimpften und mißhandelten den verhaßten Mann, führten ihn im Hohne auf einem Kameele umher und verbrannten ihn zuletzt mit demselben. Julian mißbilligte zwar den barbarischen Act der heidnischen Volksjustiz, ließ ihn aber völlig straflos und befahl nur dem Statthalter Aegyptens, die kostbare Bibliothek des Ermordeten zu ihm nach Antiochien bringen zu lassen. So war durch die Beseitigung des Eindringlings dem rechtmäßigen Oberhirten ohne Zuthun der Katholiken der Weg geebnet.

Festlich, wie nie ein Kaiser empfangen ward, wurde Athanasius von seinen treuen Alexandrinern empfangen, die sich bald wieder in den Besitz der meisten, früher widerrechtlich ihnen entrissenen Kirchen setzen konnten. Der große Erzbischof hielt alsbald eine Synode, die eine Verständigung über den kirchlichen Sprachgebrauch anbahnte und denen, die von der arianischen Irrlehre sich abwandten, die Rückkehr in den Schooß der Kirche erleichterte. Seiner vielseitigen und bewunderungswürdigen Thätigkeit in Reden und Schriften erfreute sich wieder die Christenheit. Es traten damals, durch die imposante Persönlichkeit und das aufopfernde Wirken des großen Mannes erschüttert, hingerissen und überzeugt, nicht bloß Arianer, sondern auch Heiden in die Kirche ein.

Das verletzte tief den hochfahrenden Julian, der seinen Staatsgöttern Alles unterwerfen wollte; er vergaß hier, wie sonst noch oft, seiner gepriesenen Toleranz und befahl auf's neue die Entfernung des Athanasius von seinem Sitze. Er erkannte die ganze Bedeutung dieses „Feindes der Götter" und schrieb selbst gegen ihn mehrere Briefe. Daß er Frauen aus vornehmen heidnischen Familien getauft, die Zahl der Christen gemehrt, seine volle bischöfliche Thätigkeit wieder aufgenommen habe, anstatt sich mit der ihm gnädigst gestatteten Rückkehr in die Heimath zu begnügen, erschien in den Augen des heidnischen Tyrannen als das schwerste Verbrechen.

Athanasius sagte den tief trauernden Christen in prophetischem Geiste voraus, der neue ihnen drohende Sturm sei nichts als eine leichte Wolke, die sich bald zerstreuen werde. Dem frommen Klostervorsteher Pammo sagte er: „In der Zeit des Friedens hat mein Herz keine so große Zuversicht, wie in der Zeit der Verfolgung. Denn ich vertraue und hoffe fest, wenn ich für Christus leide und durch Seine Erbarmung gestärkt bin, mag ich auch getödtet werden, viel größere Barmherzigkeit zu erlangen." Er entfloh sodann auf einem Nachen den Nil hinauf; dem ihm nachsetzenden kaiserlichen Schiffe entging er durch eine List. Als dieses den Nachen

erreicht hatte, gab der verkleidete Prälat den ihn befragenden Schergen, die nach geheimen Befehlen ihn zu ermorden trachteten, die ruhige Antwort: „Athanasius ist nicht weit von hier". Während diese den Nil weiter hinauf fuhren, ließ er sein Schifflein wieder nach Alexandrien zurücksteuern. Er hielt sich theils in der Stadt, theils anderwärts verborgen, von treuen Anhängern stets rechtzeitig vor drohenden Nachstellungen gewarnt und bereit, den Ort seines Aufenthalts rasch zu wechseln, getreu der den Aposteln gegebenen Weisung: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere."

In der Stille wirkte der treue Hirte fort, bis der Apostat Julian in seinem Kampfe gegen die Perser ruhmlos und in Verzweiflung verschied (363). Durch höhere Offenbarung erfuhren fromme Männer in Aegypten, wie der Abt Theodor von Tabennä und Didymus der Blinde, zur gleichen Stunde das Ende des stolzen Herrschers, der sich gerühmt hatte, das ganze römische Weltreich neu zu gestalten, Persien zu unterjochen und die Christen auszurotten. Fest stand Athanasius, während die eiteln Großen der Welt darnieder sanken. Der Gottlose, der erhöht schien wie die Ceder auf dem Libanon, war nicht mehr; der letzte heidnische Kaiser hatte sterbend den Sieg des Christengottes anerkennen müssen.

Die Scheußlichkeiten, die Julian im Dienste des heidnischen Aberglaubens verübt hatte, kamen nach seinem Tode alle zu Tage und riefen allgemeinen Abscheu hervor. Da gab es Viele, die sich der Theilnahme an dieser Gewaltregierung schämten; sie wollten es jetzt nicht gewesen sein, die den jungen Kaiser gereizt, seine Maßnahmen gebilligt und ausgeführt hatten; sie zitterten vor der Rache der so schwer beleidigten Christen. Aber sie sollten wahre Christenrache kennen lernen. Die Bischöfe äußerten sich dahin: genügende Strafe sei es, daß die frühern Unterdrücker jetzt das verdiente Loos befürchten müßten und daß ihr eigenes Gewissen sie quäle: „weil wir nicht für alles Erlittene Genugthuung erlangen können, wollen wir Alles großmüthig verzeihen; wir wollen zeigen, was den Heiden die bösen Geister lehren und was uns dagegen Christus lehrt; wir wollen durch Sanftmuth die Ausbreitung des wahren Glaubens befördern, durch Milde unsere Unterdrücker besiegen".

6. Kaiser Jovian und Athanasius.

Da Constantin's Familie nun völlig ausgestorben war, hatte das führerlose Heer den edeln Jovian zum Kaiser gewählt. Dieser erklärte den Soldaten, er könne nicht über sie herrschen, da er Christ sei. Aber die Mehrzahl rief: „Auch wir sind Christen." Nun nahm Jovian die Würde an, schloß die Perser ein und erlangte einen ehrenvollen Frieden.

Der neue Kaiser war katholisch, billig und gerecht gegen Alle. Er ehrte den großen Athanasius, der nun wieder öffentlich auftreten konnte, empfahl sich seinem Gebete und erbat sich von ihm weise Rathschläge und eine Darlegung des Glaubens. Diese gab der gefeierte Lehrer in ausführlicher Weise, indem er die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des nicänischen Concils, die Haltlosigkeit der arianischen Einreden und Lästerungen, die allseitige Wahrhaftigkeit der kirchlichen Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit nachwies. Der Kaiser, von dieser Belehrung hoch erfreut, lud den entschiedenen Vorkämpfer der Rechtgläubigkeit zu sich nach Antiochien ein, empfing ihn dort mit aller Auszeichnung, wies die heimtückischen Ankläger aus der arianischen Partei nachdrucksvoll zurück und zeigte sich unzugänglich gegen alle ihre Ohrenbläsereien und Verführungskünste. Als diese sich beschwerten, Athanasius nenne sie Irrlehrer und Ketzer, bemerkte Jovian, das sei eben dessen Amtspflicht. Als sie behaupteten, derselbe rede und lehre ganz christlich, aber im Herzen sei er ganz unchristlich, entgegnete er: „Es genügt, daß er nach euerm Geständnisse christlich redet und lehrt; denkt er im Herzen anders, so hat er es mit Gott allein zu thun. Wir Menschen können nur seine Worte beurtheilen; was er im Herzen hat, darüber richtet Gott.“ Wiederum sagten die Arianer: „Wir können den Athanasius nicht dulden; er hat kirchliches Vermögen für sich verwendet.“ Jovian bedeutete ihnen, daß sie des Geldes, nicht der Religion wegen gekommen zu sein schienen. Die Secte bestellte einen neuen falschen Patriarchen für Alexandrien in der Person des Lucius, der aber weder bei dem Kaiser noch bei dem Volke etwas auszurichten vermochte. Jetzt nahmen auf ein Mal viele Häretiker, darunter sogar Bischof Acacius von Cäsarea, den katholischen Glauben an; jetzt versicherten viele selbstsüchtige und feile Höflinge den von ihnen vorher hartnäckig verfolgten Athanasius ihrer tiefsten Verehrung; jetzt enthüllte sich die ganze Charakterlosigkeit der staatsklugen Eunuchen, der echten Liberalen jener Zeit, die entweder ihre Ueberzeugung dem herrschenden Winde opferten oder niemals eine solche besaßen.

Athanasius, dem Alles zu huldigen schien, ließ sich nicht berücken; in heitern wie in trüben Tagen bleibt wahre Seelengröße sich gleich. Er machte keinen Gebrauch von dem Einflusse, den er am Kaiserhofe jetzt üben konnte zum Schrecken und zur Vernichtung seiner Feinde. Ihm war der Friede und die Freiheit der Kirche genug. Er durchschaute zudem die staatsklugen Schmeichler, die bei einem neuen Wechsel der Herrschaft auch ihre Gesinnungen wechseln würden wie ihre Gewänder.

Und rasch genug trat dieser Wechsel ein. Schon am 16. Februar 364 starb Kaiser Jovian eines plötzlichen, wahrscheinlich gewaltsam herbeigeführten Todes. Dem heidnischen wie dem Secten-Geiste, den ehrgeizigen und charakterlosen Höflingen war der katholische Kaiser unerträglich. Das

Laster kann die Tugend, die Finsterniß das Licht nicht ertragen. Die schwere Prüfungszeit der Katholiken sollte noch nicht ihr Ende finden.

Zwar erhob das Heer den ebenfalls katholischen Valentinian auf den durch Jovian's Tod erledigten Kaiserthron; aber dieser herrschte nur im Abendlande; das Morgenland erhielt sein ihm unähnlicher Bruder Valens, der eine neue Herrschaft des Arianismus und eine neue Verfolgung der Katholiken in's Leben rief. Während Valentinian ernstlich die Freiheit und Autorität der Kirche anerkannte, so daß er seinen Abscheu vor denjenigen erklärte, die da sagten: „Wir folgen der Religion des Kaisers, der das Land regiert" und nicht auch denjenigen achteten, der über die Angelegenheiten des Seelenheils Gebote gegeben, die sogar dem Kaiser gegen seinen Willen das, was Gott gehört, einräumen wollten: beschritt Valens eine völlig verschiedene Bahn; gleich Constantius wollte er auch in der Kirche Gesetze geben, die Gewissen beherrschen, die Religion der Unterthanen bestimmen. Der bereits achtundsechszigjährige Athanasius ging einem neuen Kampfe entgegen.

7. Letztes Exil unter Valens. Tod des Heiligen.

Valens, von dem arianischen Hofbischofe Eudoxius von Constantinopel getauft und geleitet, verfolgte katholische Bischöfe, Priester und Mönche auf das grausamste, während er den Juden und Heiden mit Ausnahme der Vertrauten Julian's und der Götzenpriester Religionsfreiheit gewährte. Er schonte selbst die gemäßigteren Arianer nicht, die sich den Katholiken anzuschließen versuchten; in seiner Gegenwart ließ er 366 auf einer Synode zu Nikomedien den Arianismus bekräftigen. Aber immer mehr mußte er sich von der Nutzlosigkeit fernerer Gewaltmaßregeln überzeugen, zumal in den Gegenden, in denen Priester und Gläubige Ein Herz und Eine Seele waren, gleich begeistert für den Glauben, gleich opferfreudig im Dulden; er lernte immer mehr, daß selbst der unumschränkten Kaisermacht ein unüberschreitbarer Wall gegenübersteht an dem katholischen Gewissen.

Schon hatte Eudoxius den Befehl zur abermaligen Vertreibung des Athanasius erwirkt. Dieser schickte sich an, zum fünften Male in die Verbannung zu gehen; jedoch beschloß er, sich in seinem Sprengel so lange als möglich verborgen zu halten. Aber die Alexandriner gaben laut ihre Entrüstung kund; selbst Nichtkatholiken theilten dieselbe angesichts einer so hoch gefeierten Persönlichkeit. Vor der drohenden Haltung des Volkes geriethen die kaiserlichen Behörden in Bestürzung; der Kaiser selbst ward bedenklich und rief schon nach vier Monaten den so allgemein verehrten Bischof auf seinen Stuhl zurück. Von da an (367) blieb Athanasius unbehelligt in seinem Amte, und während noch in andern Provinzen die

Katholiken verfolgt wurden, erfreuten sie sich in Aegypten einer glücklichen Ruhe. Immer höher stieg die Bewunderung für den von den Zeitgenossen schon als wahre Säule der Kirche verherrlichten Erzbischof, der nach dem h. Gregor von Nazianz in sich die Natur zweier herrlicher Steine vereinigte: „Denen, die ihn schlugen, war er wie ein Diamant, den Getrennten aber wie ein Magnet, der durch geheime Kraft das harte Eisen an sich zieht."

Ihm schrieb der heilige Basilius, Erzbischof von Cäsarea im Pontus, um ihn zu bestimmen, bei Papst Damasus und dem gesammten Abendlande die Unterstützung des Orients zu erwirken (371): „Wer ist dazu," sagte er, „besser befähigt, als deine Einsicht? Wer scharfsinniger, das, was noth thut, zu erkennen? Wer gewandter, das Ersprießliche zu wirken? Wer ist dem ganzen Abendlande verehrter, als dein ehrwürdiges Alter? Schmücke deine zahllosen Kämpfe für den Glauben auch mit dieser hochwichtigen That." Und in einem anderen Briefe an ihn sagt derselbe: „Die Ueberzeugung, die wir von deiner Vortrefflichkeit hegten, hat die fortschreitende Zeit immer mehr bestätigt und befestigt. Den Meisten genügt es, für das, was sie zunächst angeht, zu sorgen; dir aber ist es nicht genug, sondern so groß ist deine Sorgfalt für alle andern Kirchen, wie für die, welche der Herr dir im Besondern anvertraut hat. Du hörst nicht auf zu belehren, zu ermahnen, Sendschreiben zu erlassen und Gesandte abzuordnen."

In der That blieb Athanasius keiner Sache fremd, welche die allgemeine Kirche irgendwie berührte. Wie die Arianer, die er in allen ihren Winkelzügen und Bestrebungen durchschaute und entlarvte, so bekämpfte er auch die Macedonianer, welche die Gottheit des heiligen Geistes leugneten, sodann die Apollinaristen, welche dem Erlöser die vernünftige menschliche Seele absprachen, deren Stelle die Gottheit vertreten haben sollte, und so die vollkommene Menschheit Christi in Abrede stellten. Reden und Briefe, Abhandlungen und Synoden dienten ihm zur Vertheidigung des katholischen Glaubens, weshalb mit Recht Vincenz von Lerin ihn „den getreuesten Lehrer und erleuchtetsten Bekenner", der gelehrte Bischof Theodoret von Cyrus „das berühmteste und strahlendste Licht der alexandrinischen Kirche" genannt hat. Voll Würde und Ernst, ein Muster weiser Mäßigung, vertheidigte er auch gegen übereifrige Katholiken diejenigen Männer, die nicht bestimmt genug für die kirchliche Wahrheit einzutreten schienen und, obschon sie für dieselbe begeistert waren, doch aus Klugheit einige Zurückhaltung beobachteten, wie z. B. den heiligen Basilius, der nur, so lange die Gottheit des Sohnes noch angefochten war, die des heiligen Geistes noch nicht laut verkündigte, aber sie stets im Herzen festhielt und bald sie glänzend vertheidigte. Das große Geheimniß der göttlichen Dreieinigkeit war und blieb der wichtigste Gegenstand, mit dem der Glaubensheld von Alexandrien sich beschäftigte.

Als geistiger Mittelpunkt der orientalischen Katholiken wirkte Athanasius fort, bis ihn der Herr in einem Alter von 77 Jahren am 2. Mai 373 zu sich rief, die Krone der Gerechtigkeit zu empfangen. Als er auf dem Todbette lag, neigte sich auch die Macht des Arianismus ihrem Ende zu, der sechs Jahre darnach für immer die Herrschaft im Orient verlor, nachdem der Katholikenverfolger Valens 378 im Kampfe gegen die Gothen gefallen war. Glänzend ward die Todtenfeier für den hochherzigen Bekenner gehalten, dessen Leben als Muster bischöflichen Wandels, dessen Lehre als Norm des wahren Glaubens erschien.

Groß und zahlreich waren die Früchte seines Wirkens. Sein erhabenes Beispiel riß viele fromme Gläubige hin. Der h. Gregor von Nazianz begann seine Lob- und Gedächtnißrede auf ihn mit den Worten: „Wenn ich den Athanasius lobe, so lobe ich die Tugend. Ihn nennen und die Tugend preisen, ist dasselbe, weil er in sich alle Tugenden hatte oder richtiger noch hat, da Alle, die hienieden nach Gottes Willen lebten, auch nach ihrem Tode Gott fortleben.“ Athanasius hatte zahlreiche, gottbegeisterte Jünger, Mitstreiter und Nachahmer, wie die drei berühmten Kappadocier Basilius, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz, den Meletius von Antiochien, den Amphilochius von Ikonium, den blinden Didymus u. A. m. Er hatte den guten Kampf gekämpft, das Banner des Glaubens hochgehalten, die Schwachen bestärkt, die Zagenden ermuthigt; Unzähligen war er geistlicher Führer, Vater und Lehrer. Er hatte die Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt männlich vertreten und in Wort und That den Ausspruch der Apostel befolgt, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen. Für den völligen Sieg des Christenthums über das Heidenthum haben seine Werke und Leiden, seine Kämpfe und Mühsale, seine natürlichen und übernatürlichen Gaben weit mehr beigetragen, als alle Macht und alle Gesetze der christlich gewordenen Kaiser. Mitten unter schweren Bedrängnissen war er rastlos thätig in seinem Amte; er gab kirchliche Vorschriften und Entscheidungen über verschiedene Gewissensfragen, über das Mönchthum, über die Ehelosigkeit und die Ehe, ermunterte die Geistlichen zum eifrigen Studium der Psalmen, verfaßte herrliche Werke für Erbauung und Belehrung, für Erklärung der heiligen Schrift, für die Geschichte seiner Zeit, für die Widerlegung der Heiden und Irrgläubigen. Er legte bei allen seinen Leistungen eine Demuth an den Tag, wie sie nur der wahre Jünger des Gekreuzigten in sich hegen konnte. Abgemagert durch Fasten und Kasteiungen aller Art, strenge gegen sich und mild gegen Andere, klein von Gestalt, aber voll ruhiger Hoheit in Blick und Geberde, übte er schon durch seine äußere Erscheinung einen mächtigen Einfluß aus, den die Kraft und die Gewandtheit seiner Rede mächtig steigerte; im hohen Alter genoß er das höchste Ansehen, auch bei denen, die außerhalb der Kirche standen. Sein ihm gleich-

gesinnter Nachfolger Petrus II., obschon von ihm empfohlen und durchaus würdig, entbehrte dieses Ansehens und mußte nach Rom zum Papst Damasus entfliehen, während der Arianer Lucius seinen Sprengel verwüstete. Doch konnte Petrus II., vom Papste anerkannt und bestätigt, nach wenigen Jahren wieder in den Besitz seines Stuhles gelangen, und mit der Vertreibung des Lucius war auch der Arianismus aus Aegypten verbannt.

Allgemein ward bei Griechen und Lateinern die Heiligkeit des Athanasius anerkannt. Sein Leib ohne das Haupt kam von Constantinopel 1454 nach Venedig. Das Haupt soll nach Einigen in Spanien, nach Andern in Frankreich und zwar zu Serrins in dem Sprengel von Tours aufbewahrt sein. Auch Rom rühmt sich einiger Reliquien des Heiligen, dem dort eine Kirche für die unirten Griechen gewidmet ist. Fast höher noch als die irdischen Ueberreste des Heiligen wurde seine geistige Hinterlassenschaft geehrt: die von ihm verfaßten Schriften. Der fromme Abt Kosmas sagte: „Findest du eines der Bücher des Athanasius und hast du kein Papier zum Abschreiben, so schreibe es auf dein Gewand ab.“ Während die Schriften des Arius und seiner Anhänger längst der Vergessenheit anheimgefallen und bis auf einzelne Bruchstücke verloren sind, bilden die Werke des wahrhaft unsterblichen Athanasius noch heute einen Gegenstand ungetheilter Bewunderung und sichern ihm eben so wie seine Thaten und Leiden unvergänglichen Ruhm für alle Zeit.

Und der Geist des Athanasius lebt fort in der Kirche Gottes. Wie der Glaube an den ewigen Gottessohn, den König der Glorie, und an die göttliche gleichwesentliche Dreieinigkeit, den der standhafte Bischof so kräftig und nachhaltig vertrat, wie das Decret der ersten allgemeinen Kirchenversammlung von Nicäa, das der gottlosen Neuerung einen festen Damm setzte und alle ihre Anfechtungen überdauerte, das geheiligte Erbgut aller christlichen Jahrhunderte geworden ist, so ging auch jeder andere, gegen neue Irrlehrer festgestellte Glaubenssatz, so gingen auch die folgenden allgemeinen Kirchenversammlungen bis herab zur jüngsten, der zwanzigsten (dem vaticanischen Concil), in das Erbe der katholischen Christenheit über, ohne daß eine Schlauheit und Spitzfindigkeit der Widersacher oder irgend eine Macht der Welt es zu hindern vermochte. Wie Athanasius den ihre Schranken überschreitenden, das Gewissen verletzenden Befehlen der weltlichen Obrigkeit den Muth des Bekenners und den leidenden Widerstand des Martyrers entgegenstellte, so haben es in der Folge stets die pflichttreuen Hirten der Kirche gethan, unter denen Gelasius I. und Martin I. von Rom, Stanislaus von Krakau, Anselm und Thomas Becket von Canterbury und so viele Andere, wie nicht wenige herrliche Opfer der französischen Revolution erglänzen. Wie Athanasius von dem Nachfolger Petri beschirmt und ermuntert ward, so wurden es zu allen Zeiten die standhaft für die Sache

Gottes und das Heil der Seelen streitenden Bischöfe und Priester. Wie ihm die Liebe und Treue der wirklichen Gläubigen niemals fehlte, so fehlte sie auch zu keiner Zeit den in der Gefahr wachsamen, in der Trübsal ungebeugten Dienern des Heiligthums. Wie bei aller Verfolgung, und auch in weiter Entfernung von der Heimath oder in unwirthlichen Einöden nie der göttliche Schutz ihn verließ, so verließ er auch in der Folge nicht diejenigen, die auf seinen Pfaden wandelten, gleich ihm hofften und fest bauten auf Denjenigen, der, im Besitz aller Gewalt im Himmel und auf Erden, bei den Seinen alle Tage sein wird bis an das Ende der Welt.

Der Geist des Athanasius lebt fort nicht bloß in den Bischöfen und Priestern, sondern auch in dem katholischen Volke, das mit ihnen dieselben Schicksale theilt, mit ihnen betet, arbeitet, ringt und streitet und sich selbst als wohlgefälliges Opfer dem ewigen Hohenpriester darbringt, um sich mit Seinem Kreuzesopfer zu vereinen. Mit dem ruhmgekrönten griechischen Kirchenlehrer sieht es als die Frucht des mit den Werken verbundenen Glaubens die Unsterblichkeit und das Himmelreich, das Ziel seiner irdischen Pilgerschaft, vor Augen; die Verehrung der Heiligen ist ihm zugleich eine beredte Aufforderung zur Nachahmung, die, nach den Verhältnissen der Einzelnen verschieden gestaltet, Allen auch unter veränderten Umständen immerhin möglich und ersprießlich ist.

So ist das Leben des großen Kirchenfürsten Athanasius reich an Belehrung, Erbauung und Tröstung, eine der schönsten Episoden in der glorreichen Geschichte der Kirche, ein Triumph der Wahrheit und des Rechtes, wie eben nur die unbefleckte Braut Christi ihn zu feiern vermag.

Und immerfort erfüllt sich an ihr das Wort unseres Görres, mit dem er einst (1838) seinen „Athanasius“ beschloß:

„Die Kirche, die rein und klar in ihrem guten Rechte steht, kann unbewegt sich in guter Ruhe halten; denn »Wer ist wie Gott!« steht auf ihrem Schild in Flammenschrift geschrieben, und vor diesem Spruche erbleicht all' irdischer Glanz in Nichtigkeit, und alle irdische Macht vergeht in Ohnmacht.“

Aſſyrien und Babylonien

nach den neueſten Entdeckungen.

Von

Dr. Fr. Kaulen.

Assyrien und Babylonien

nach den neuesten Entdeckungen.

Von Dr. Fr. Kaulen.

I.

Einleitung.

Zwei Namen, welche die frühesten Entfaltungen menschlicher Macht und Erkenntniß bezeichnen, sind auch mit unsern frühesten Jugenderinnerungen unzertrennlich verbunden. So lange noch die Erziehung auf christlicher Grundlage geübt wird, behaupten Babylon und Nineveh den gewaltigen Eindruck, welcher durch ihre Verflechtung in die heilige Geschichte hervorgerufen ist. Die beiden uralten Reiche, welche am Euphrat und am Tigris als die ersten Bildungsstätten erblühten, stellen in ihrer Geschichte gleichsam die Bestrebungen der Welt dar, welche gegen das Gottesreich ankämpft; unsere Theilnahme für das Volk Gottes lenkt daher unsere Aufmerksamkeit auf die beiden Mittelpunkte der größten irdischen Machtentfaltung. Seit der Theilung des israelitischen Reiches tritt Assyrien, dem damals auch das stolze Babylon gehorchte, wirksam in die heilige Geschichte ein. Ganze Abschnitte aus der heiligen Schrift, wie die Bücher Jonas und Judith, handeln nur von den Beziehungen zwischen Assyrern und Israeliten, und die jüdischen Propheten, Nahum voran, richten ihre Mahnungen und Drohungen nachdrücklich gegen das üppige Nineveh. Mit der Wegführung der nördlichen Stämme in die assyrische Gefangenschaft hat die neue Hälfte des auserwählten Volkes ihr Geschick erfüllt; aber noch hält Tobias unser Interesse für die Schicksale Assyriens aufrecht. Bald sehen wir seine Weissagung über Nineveh's Untergang erfüllt, und Babylon tritt in den Vordergrund der heiligen Geschichte, bis auch die andere Hälfte des Judenvolkes der heidnischen Macht erliegt und in die babylonische Gefangenschaft geführt wird. Jetzt unterhalten Ezechiel und Daniel die Beziehungen zwischen dem Juden-

thum und zwischen dem Chaldäerreich, in dessen Geschick wir den Verlauf der gesammten weltlichen Bestrebungen geweissagt sehen. Plötzlich schweigt die heilige Geschichte: auch die von den Propheten so oft verfluchte Weltstadt hat ihre Strafe gefunden: „gefallen, gefallen ist Babylon; alle seine Götzen liegen zerschmettert zu Boden". (Is. 21, 9.) Seit dieser Zeit bleiben uns nur spärliche und unbestimmte Nachrichten über die Schicksale, welche die beiden mächtigen Städte weiter gefunden haben, und das Wenige, was die griechischen Geschichtschreiber darüber bringen, dient mehr dazu, unsere Wißbegierde zu erwecken, als sie zu befriedigen. Auch was uns aus später Zeit über die früheste Geschichte Assyriens und Babyloniens berichtet wird, läßt uns nur den Werth der Bibel als der einzigen mit ihrem Bestehen gleichzeitigen Geschichtsquelle begreifen und steigert unser Verlangen, recht viel von den großartigen Erlebnissen beider Reiche zu wissen.

Diesem Verlangen ist seit dreißig Jahren auf eine ganz ungeahnte Weise genügt worden. In Folge des Aufschwunges, den die Geisteskraft der abendländischen Welt genommen, ist Nineveh wieder auferstanden. Nicht etwa als Geistesbild, nach Büchern und Urkunden, hat die stolze Assyrerstadt wieder Gestalt angenommen, sondern ihre wirkliche Pracht und Schönheit ist vor den Augen der erstaunten Forscher aus Jahrtausende langer Verborgenheit hervorgetreten. Nineveh steht noch jetzt. Zwar ist es nicht mehr von dem Glanz eines mächtigen Herrschergeschlechtes und dem Verkehr eines üppigen Volkes belebt, sondern von Schutt bedeckt und in ewigem Schweigen begraben; aber dennoch können wir mit eigenen Augen die Herrlichkeit schauen, womit die assyrischen Herrscher vor dritthalbtausend Jahren sich umgaben, und können unsern Fuß in die Prunkgemächer setzen, in welchen ihre Laune gewaltet hat. Eine Fülle von bildlichen Darstellungen, welche in den Königspalästen sich angebracht finden, nebst zahlreichen Gegenständen, die zu ihrem und ihrer Hofleute Gebrauch bestimmt waren, verbreitet Licht über alle geistigen, sittlichen und wirthschaftlichen Zustände des alten Assyrervolkes. Eine unübersehbare Reihe von schriftlichen Denkmalen endlich, deren Entzifferung der abendländischen Beharrlichkeit gelungen, macht uns mit der Geschichte des Volkes und seiner Herrscher seit grauer Vorzeit bekannt. So sind wir jetzt kaum über Ein Volk des Alterthums besser unterrichtet, als über das assyrische, nachdem vor drei Jahrzehnten kaum Eines in größeres Dunkel gehüllt war.

Die vielen Kenntnisse und Anschauungen, welche auf solche Weise gewonnen wurden, sind dann ein Mittel geworden, auch das alte Babylon nach seiner Geschichte und seinen innern Zuständen wieder vor unserm Geiste aufzubauen. Babylon ist aus den Augen der abendländischen Völker zwar nie entschwunden gewesen. Seit alter Zeit haben die christlichen Besucher des Morgenlandes, wie die arabischen Geographen, über die Trümmerstätten

berichtet, welche von „der Herrlichen unter den Königsstädten, der erlauchten Zier der Chaldäer" (Is. 13, 19) noch übrig geblieben. Für Babylon hatte der Sturz der einheimischen Dynastie und die Eroberung durch fremde Macht nicht auch Zerstörung und Untergang bedeutet: dazu war schon seine Lage und sein Handel zu wichtig. Noch mehr war es durch seine religiöse und wissenschaftliche Bedeutsamkeit geschützt. Babylon war eine heilige Stadt voll Götter und Tempel, voll Priester und Schulen; es war der Sitz mathematischer Sternkunde und geheimnißvoller Sterndeutung, die Heimat der Magier und darum selbst voll magischer Anziehungskraft. An ein solches Heiligthum wagten nicht ein Mal die Assyrer, diese Erbfeinde der Babylonier, ihre zerstörende Hand zu legen; die Perser, welche die gewaltigen Umfassungsmauern niederwarfen, ließen doch die Stadt in ihrer Größe bestehen; der jüngere Cyrus wählte sie zum Stützpunkte seiner kühnen Unternehmungen, und auch Alexander der Große ward nur durch den Tod in dem Bestreben gehindert, sie zur Hauptstadt seines weiten Reiches zu erheben. Wirksam ward ihre großartige Bedeutung erst dann geschwächt, als in ihrer Nachbarschaft Seleucia zum Theil aus ihren eigenen Bautrümmern errichtet wurde. Nun verfiel Babylon allmälig, ohne für Jahrhunderte den Glanz und den Reichthum einer großen Stadt zu verlieren; hatte es doch noch zu christlicher Zeit solche römische Statthalter, wie Plinius der Jüngere einer war. Es ist überhaupt kaum möglich, zu sagen, wann Babylon zu bestehen aufgehört hat; das ganze Mittelalter unserer Zeitrechnung hindurch blieb es bewohnt, und noch heute bedeckt die türkische Stadt Hillah einen Theil seiner ehemaligen Bodenfläche. Zerstört ist seine Herrlichkeit bloß durch den langsamen Raub, welchen der Eigennutz des umwohnenden Volkes daran geübt hat. Wie Seleucia, so sind auch Ktesiphon und Bagdad mit den Baustücken errichtet worden, welche aus den leerstehenden Palästen Babylon's ausgebrochen wurden, und noch immer dienen seine riesigen Bauwerke als Steinbrüche, aus denen das Baumaterial lieferungsweise den Euphrat hinauf und hinunter geschafft wird. So ist es erklärlich, daß die babylonischen Ruinen nur äußerst geringe Kenntniß über die Geschichte und die Zustände des Reiches vermitteln. Kaum, daß ein den Ziegeln aufgestempelter Königsname oder eine Cylinderinschrift Auskunft über den Erbauer gibt; alles Bildwerk, fast alle schriftlichen Urkunden, fast sämmtliche Gebrauchsgegenstände sind unter der zwanzig Jahrhunderte fortgesetzten Plünderung verschwunden.

Ganz anders war es mit Nineveh. Die „große Stadt" Assur's hat nie eine andere als politische Bedeutung gehabt. Sie war der Sitz einer Alles erdrückenden und niederwerfenden Gewalt, die im ganzen Morgenlande nur mit Haß ertragen wurde, ohne daß religiöse Scheu ihr Ehrfurcht verschafft hätte. Das bittere Gefühl, welches in den Herzen ihrer Unter-

gebenen nie erstorben war, vereinigte im siebenten Jahrhundert alle botmäßigen Völkerschaften zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung, in Folge deren Nineveh nicht bloß seinen Glanz und seine Bedeutung, sondern auch sein Dasein verlor. Die mächtige Hauptstadt verschwindet mit dem Jahr 625 aus der Geschichte, als wäre sie von einem Abgrund verschlungen; unter ihren eigenen Schuttmassen begraben, war sie für jedes menschliche Auge unsichtbar geworden. Xenophon zog an ihrer Stätte vorüber, ohne ihres Namens zu gedenken, obschon er sich überzeugte, daß er das Trümmerfeld einer großen Stadt vor Augen hatte. Alexander der Große hatte bei seinem Vordringen nach Indien keine Ahnung davon, daß er unmittelbar an der nämlichen Stelle vorbeizog. Rom errichtete auf dem Boden Nineveh's eine Militaircolonie, aber die geschichtliche Bedeutung dieses Bodens ward von keinem Römer erkannt. So blieb die ehemalige Großstadt bis auf unsere Tage nicht bloß unsichtbar, sondern sie blieb auch aus dem Andenken der Menschheit getilgt. Allein gerade diese Vergessenheit hat Nineveh vor gänzlichem Untergange bewahrt und es für eine Auferstehung aus den Trümmern erhalten. Die Schuttmasse, welche die Eroberer aufgehäuft, hat sich über die Hauptbestandtheile seiner Paläste als schützende Decke gelagert und deren Kunstwerke und Kostbarkeiten vor dem räuberischen Araber gesichert. So konnte Nineveh zu unserer Zeit eine Auferstehung feiern, bei welcher Gottes wunderbare Absichten und weitreichende Fügungen auf's deutlichste hervortreten. Die Kenntniß Nineveh's, welche jetzt durch den Augenschein vermittelt wird, ist der Schlüssel zu unzähligen Geheimnissen geworden, worein vordem die älteste Geschichte der Menschheit gehüllt war; sie löst uns eine Menge von Fragen, deren Beantwortung bei Betrachtung der gesammten religiösen und geistigen Entwickelung auf Erden unerläßlich ist, und so dient sie den erhabenen Urkunden, welche in der heiligen Schrift zusammengefaßt sind, zu neuer Bestätigung und Aufklärung. Von diesem Gesichtspunkte aus soll im Folgenden die Geschichte von Nineveh's Auffindung und das Ergebniß der hierdurch hervorgerufenen Geistesarbeit übersichtlich dargestellt werden.

II.

Die Auffindung Nineveh's.

Die Entdeckung von Nineveh ist nicht ein Werk des Zufalls, sondern eine Geistesthat. Ehe seine Reste sich noch vor den erstaunten Blicken eines Forschers aufthun konnten, war es schon in dem stillen Studirzimmer eines europäischen Gelehrten gefunden worden. In dieser Hinsicht steht das merkwürdige Ereigniß eben so einzig da, wie in Hinsicht auf die große Bereicherung, welche die menschliche Erkenntniß dadurch erfahren hat.

In den Ebenen am Euphrat und am Tigris hatte schon längst eine große Anzahl eigenthümlicher Hügel die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich gezogen. Steil und unvermittelt aus der Fläche aufsteigend, mit Steinschutt und Scherben bedeckt, mitunter einen kegelförmigen Aufsatz tragend, konnten sie offenbar nur Gebilde von Menschenhand darstellen, und es lag nahe, in ihnen die Ueberbleibsel von Babylon und Nineveh zu suchen. Am Euphrat galt eine große verglaste Masse von Ziegelwerk, um welche der Schutt von Jahrtausenden aufgehäuft liegt, von jeher als der Babelthurm, von welchem die heilige Schrift erzählt; in geringer Entfernung glaubte man die hängenden Gärten und die sonstigen babylonischen Weltwunder in ähnlichen Schutthügeln verborgen. Das Interesse an diesen oft beschriebenen Trümmern ward gesteigert, als man in ihnen Ziegelbruchstücke fand, welche eine Aufschrift in unlesbaren Zeichen trugen. Diese Schriftart, die sogenannte Keilschrift, war sonst nur von den Königspalästen zu Persepolis und von den Gräbern der persischen Könige her bekannt und überraschte durch die offenbare Uebereinstimmung zwischen zwei so weit gesonderten Culturstätten. Die Hügel auf dem Boden des alten Assyrien hatten geringere Beachtung gefunden. Einzelnen Reisenden waren wohl die Erdaufhäufungen, welche Mosul gegenüber durch die Ebene zwischen dem Tigris und den kurdischen Gebirgen zerstreut sind, aufgefallen, und als ihnen auf dem Gipfel eines solchen Hügels von den Eingeborenen ein „Grab des Propheten Jonas" gezeigt wurde, durften sie wohl glauben, den Boden des ehemaligen Nineveh betreten zu haben. Indeß konnte durch die nur flüchtigen Besuche, welche die Europäer der ungesunden Gegend widmeten, eine gründliche Kenntniß nicht vermittelt werden, und Nineveh blieb auch so noch verschollen.

Erst der Engländer Rich, der viele Jahre hindurch als politischer Resident zu Bagdad die Geschäfte der ostindischen Compagnie leitete, verwandte seine Muße und seinen wissenschaftlichen Eifer, wie auf die babylonischen, so auch auf die assyrischen Trümmerfelder. Nachdem er schon die nicht weit von seinem Wohnort, zu Hillah, gelegenen babylonischen Ruinen untersucht

und von ihrer Lage eine genaue Karte aufgenommen hatte, konnten bei einem gelegentlichen Aufenthalt zu Mosul die der Stadt gegenüber liegenden Hügel seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen. Bei näherer Besichtigung erfuhr er, daß kurze Zeit vor seiner Ankunft in einem der Hügel ein großes Bildwerk mit Darstellungen von Menschen und Thieren aufgedeckt worden war. Der seltsame Gegenstand hatte damals ganz Mosul in Bewegung gesetzt; als aber der Ulema erklärte, es seien Götzenbilder der Ungläubigen, war die Reliefplatte von den frommen Muslemin vollständig zerstört worden, so daß Rich kein Stück mehr davon erlangen konnte. Seine eigenen Nachforschungen erstreckten sich auf das sogenannte Jonasgrab, auf einen andern Hügel, der von den Türken Kujundschik genannt wird, und später, als er den Tigris hinabfuhr, auf eine sechs Stunden unterhalb Mosul gelegene Aufhäufung, welche die Araber Nimrud nennen. Er fand überall nur das nämliche, wie bei Hillah: Topfscherben, Ziegelsteine mit Keilschriftstempel und Spuren von Mauerconstructionen. Auch hier zeichnete er eine genaue Karte, auf welcher die Lage der einzelnen Hügel sorgfältig vermerkt war. Die sämmtlichen bei Hillah und Mosul gefundenen Reste schickte er später mit seinen Karten nach Europa in das britische Museum; dort bildeten sie für lange Zeit die einzige Sammlung vorderasiatischer Alterthümer, welche überhaupt existirte. Ein Schrein von drei Fuß im Geviert umschloß alles, was von dem großen Nineveh und dem stolzen Babylon bekannt war.

So dürftig nun auch diese Reste waren, so hatten sie dennoch in Europa eine ganz ungeahnte Wirkung, der schließlich die Wiederauffindung von Nineveh selbst zu verdanken ist. Als nämlich der deutsche Gelehrte Julius Mohl, der in Paris als Professor des Persischen und als Secretair der asiatischen Gesellschaft thätig war, die genannten Alterthümer bei einem Besuche zu London betrachten konnte, erfaßte ihn die Ahnung, daß auf den Fundstätten derselben unbedingt noch größere Entdeckungen zu machen seien. Namentlich ward ihm klar, daß an Stellen, wo selbst die einzelnen Bausteine Inschriften trugen, eine größere Ausbeute von solchen schriftlichen Denkmalen zu erwarten war, wie sie eben das Interesse der Sachkundigen auf's höchste erregten. Es war nämlich inzwischen gelungen, die räthselhaften Keilinschriften zu Persepolis zu entziffern, und da man in denselben historische Urkunden gefunden hatte, so erkannte Mohl die ganze Wichtigkeit, welche eine Bereicherung des keilschriftlich vorhandenen Materials haben müßte. Voll von diesen Gedanken reiste er nach Paris zurück und fand hier bald Gelegenheit, seine Hoffnungen zu verwirklichen. Im Jahre 1842 ward der jetzt unsterblich gewordene Naturforscher P. E. Botta von der französischen Regierung als Consular-Agent nach Mosul geschickt. Mit diesem intelligenten und thatkräftigen Manne setzte sich Mohl alsbald in Verbindung und empfahl

ihm vor seiner Abreise inständigst, die Ruinenhügel bei Mosul zu untersuchen und sich in den Besitz der zu Tage tretenden Alterthümer zu setzen. Sein beredter Eifer machte auf Botta nachhaltigen Eindruck, und es bleibt das unbestrittene Verdienst des umsichtigen und bescheidenen Gelehrten, daß er den Anstoß zu den Entdeckungsarbeiten gab, denen Botta sogleich nach seiner Ankunft in Mosul sich unterzog.

Mosul ist eine Handelsstadt im nördlichen Mesopotamien, dicht am Tigris auf dessen rechter oder westlicher Seite erbaut. Ihr gegenüber erstreckt sich eine weite Ebene, welche rechts und links unbegrenzt erscheint, während sie vorwärts in einer Entfernung von etwa sechs Stunden durch die Ausläufer der kurdischen Gebirgskette begrenzt wird. Diese Höhen senden dem Tigris zahlreiche Zuflüsse, unter welchen der Mosul gerade gegenüber mündende Khoser, sowie der sechs Stunden abwärts einfallende große Zab, der Lykus der Alten, die bemerkenswerthesten sind. Die ganze Ebene ist wenig angebaut; hier und da steht ein Dörfchen mit chaldäischen oder nestorianischen Christen, sonst aber schwärmen nur Beduinenstämme umher, über welche der zu Mosul residirende türkische Pascha eine Scheinherrschaft behauptet. Das erste, was auf dieser Fläche von Mosul aus in die Augen fällt, sind die seltsamen Hügel, welche aus derselben aufsteigen. Vor allem machen sich zwei Erhöhungen bemerklich, welche Mosul gegenüber zu beiden Seiten des Khoser liegen und im weiten Umkreis von einer Art von Wall umschlossen sind; die links, auf der rechten Seite des Khoser, gelegene führt den schon erwähnten Namen Kujundschik, die andere, mit einer Moschee und einigen Häusern gekrönte, ist das ebenfalls schon genannte Jonasgrab, Nebbi Junus. Weiter aufwärts am Khoser liegt links von Mosul in einer Entfernung von etwa fünftehalb Stunden ein Hügel mit einem chaldäischen Dorfe, das Khorsabad heißt. Abwärts am Tigris findet sich etwa fünf bis sechs Stunden entfernt ein kleinerer Hügel, den die Araber Selamijeh, etwas weiter ein größerer, den sie Nimrud nennen; noch weiter, etwa vierzehn Stunden von Mosul entfernt, sind auf dem rechten Tigrisufer die ausgedehnten Trümmerhaufen von Kalah Schergat. Die vielen sonstigen Erhöhungen, welche sich in der Ebene zwischen dem Tigris und dem Zab finden, Karamles, Jaremdscheh, Scherif-Khan, Tell-Akub u. a., kommen neben den genannten nicht in Betracht.

Bei den ersten Erkundigungen über diese Hügel, welche Botta nach seiner Ankunft in Mosul anstellte, erfuhr er, daß die Bewohner der chaldäischen Dörfer ihren Kalk aus behauenen, zum Theil sculptirten Platten gewännen, welche sie den nämlichen Hügeln entnähmen. Nun beschloß er, mit der Ausführung der von Mohl gegebenen Rathschläge nicht zu zögern. Er miethete, weil er vorerst nur über geringe Geldmittel verfügte, einige wenige

Arbeiter und ließ diese auf Kujundschik Nachgrabungen anstellen. Die Arbeit mehrerer Wochen förderte jedoch nichts zu Tage, was von Bedeutung gewesen wäre, und Botta begann schon an der Möglichkeit eines Erfolges zu zweifeln. Da erregte die Sorgfalt, womit jedes gestempelte Ziegelstück bei Seite gelegt und numerirt ward, die Aufmerksamkeit eines Landmannes aus Khorsabad, der eben des Weges kam, und dieser erzählte nun, es seien in dem Hügel, worauf sein Dorf erbaut sei, beschriebene Steine in Menge aufzufinden, und dort werde die Arbeit sich sehr bald lohnen. An morgenländische Uebertreibung schon gewöhnt, wollte Botta der Mittheilung erst keinen rechten Glauben schenken. Als aber die Bemühungen zu Kujundschik auch ferner fruchtlos blieben, entschloß er sich, zu Khorsabad einen letzten Versuch zu machen, und schickte deswegen seine Arbeiter nach dem angegebenen, vier Stunden nordwärts gelegenen Trümmerhaufen. Der erste Schacht, den man auf einer wüst liegenden Stelle in den Hügel trieb, legte eine Mauer bloß, welche mit Bildwerk auf Alabasterplatten bekleidet war, und hiermit war der Anfang zu einer der folgenreichsten Entdeckungen unseres Jahrhunderts gemacht.

Der Hügel, auf dem Khorsabad steht, erwies sich bald als eine künstlich aufgeführte Platform, die ein in großartigem Maßstabe errichtetes Gebäude trug. Später ward als der Name seines Erbauers der aus der heiligen Schrift Is. 20, 1 wohlbekannte Name Sargon (Sar-kin) gefunden. An diesem Bauwerke war nichts ohne Interesse; die Wände, von Alabasterplatten gebildet, waren mit Darstellungen in erhabener Arbeit ganz ausgefüllt, der Fußboden enthielt Keilinschriften, und der Schutt, der Alles begrub, barg mancherlei merkwürdige Gegenstände, welche den Bewohnern des Palastes angehört hatten. Das Erstaunen, womit Botta bei diesen Entdeckungen erfüllt wurde, ist leicht zu ermessen. Aus den Laufgräben des neunzehnten Jahrhunderts sah er sich wie mit einem Zauberschlag in die Prachtgemächer versetzt, von wo aus dritthalb Jahrtausende früher die halbe Welt regiert worden war. Er sah die ehrfurchtgebietende Gestalt des assyrischen Herrschers auf seinem Throne oder seinem Streitwagen, sah seine Vasallen ihm dienen; er sah seine Kriegsthaten, seine Jagdabenteuer, seine Gastmahle; er wandelte unter den assyrischen Göttergestalten und im Kreise ihrer Priester; und alles, was sich seinem Auge darbot, war so lebendig, so wahr, so anschaulich, daß kein gelehrtes Studium ihm eine solche Kenntniß altassyrischen Lebens hätte vermitteln können.

So war Mohl's Ahnung zur Gewißheit geworden, und Nineveh war jetzt wirklich gefunden, wie er es vorausgesagt hatte. Botta säumte daher nicht, seinem Freunde Nachricht von seinen glücklichen Entdeckungen zu geben. Er begleitete seine Briefe mit eigenhändigen Zeichnungen, Plänen und Copien der Keilinschriften. Mohl veröffentlichte alles, was ihm eingesandt

worden, im ‚Journal Asiatique', und so ward das wichtige Ereigniß bald allgemein in Europa bekannt. Das Aufsehen, welches hierdurch hervorgerufen wurde, verschaffte nebst Mohl's eigenen Bemühungen dem bescheidenen Botta ausgiebige Geldunterstützungen von Seiten seiner Regierung; auch ein Zeichner ward ihm zu Hülfe geschickt, und so konnte er seine Unternehmungen in größerem Maßstabe fortsetzen. Nachdem er sämmtliche Wohnungen von Khorsabad angekauft und ihre Bewohner am Fuße des Hügels angesiedelt hatte, konnte er nach und nach einen bedeutenden Theil des Bauwerkes untersuchen. Im Jahre 1845 ward er wieder nach Europa berufen und brachte eine reiche Sammlung assyrischer Bildwerke und Inschriften mit heim.

Bei Betrachtung dieser Alterthümer, welche jetzt im Louvre aufgestellt sind, gedenkt der Beschauer nur selten der Schwierigkeiten, unter welchen die großen Erfolge Botta's gewonnen werden mußten. In der That waren die Hindernisse, welche sich ihm entgegenstellten, so groß, daß eine gewöhnliche Kraft davor erlahmt wäre, und wir können deswegen seiner Thatkraft und Ausdauer nicht genug Dank wissen. Khorsabad ist rings vom Khoser umgeben, der in zahlreichen Armen eine Menge von Reisfeldern bewässert; dadurch ist der unter einem glühenden Himmel gelegene Ort äußerst ungesund, und die wenigen Bewohner sind beständig vom Fieber heimgesucht. Botta erfuhr ebenso wie seine Arbeiter den Einfluß der verderblichen Atmosphäre. Wiederholt mußte er die Arbeiten einstellen, um sein und ihr Leben nicht gar zu sehr zu gefährden. Trotzdem starb ein großer Theil seiner Leute, und es blieb ihm schließlich nur übrig, seine sämmtlichen Arbeiter in gegebenen Zeitabschnitten zu wechseln. Dabei war auch die Arbeit äußerst schwierig, weil der zu untersuchende Palast so sehr zerstört war und dem Zutritt der Luft nicht widerstehen konnte. Viele Reliefs mußten gleich, nachdem sie aufgedeckt waren, abgezeichnet und wieder mit Schutt zugedeckt werden, wenn sie nicht ganz in Staub zerfallen sollten. Hierzu kam noch, daß Botta auf jedem Schritt und Tritt sich gegen die Arglist und die Gewaltthätigkeit des türkischen Pascha's zu Mosul wehren mußte. Unglücklicher Weise steht bei dem arabischen Geographen Jakut die Sage, es seien zur Zeit der arabischen Eroberung in Khorsabad große Schätze aufgefunden worden; dies war Ursache, warum der Pascha die Ausgrabungen auf jede Art zu hindern suchte. Erst untersagte er die Arbeiten; als er sie dann erlaubte, verbot er im Geheimen den Landleuten zu Khorsabad, ihre Häuser an Botta zu verkaufen; bald warf er die Arbeiter in's Gefängniß und wollte sie foltern lassen, um Auskunft über die nach seiner Meinung schon gefundenen Schätze zu erlangen; bald schrieb er nach Constantinopel, daß die Franzosen Laufgräben in den Hügel trieben, um daselbst eine Festung zu errichten. So mußte Botta sich jeden seiner Erfolge mit der größten

Mühe erkaufen, und mehr seinem beharrlichen Eifer, als seinem Glück, ist unsere jetzige Kenntniß von Nineveh zuzuschreiben.

Leider ward der verdiente Mann durch eine anderweitige Verwendung im Staatsdienst gehindert, auf den Schauplatz seiner ruhmvollen Thätigkeit zurückzukehren. Um so mehr beschäftigte er sich mit dem Studium und der Herausgabe der gefundenen Alterthümer und Inschriften, wobei ihn seine Regierung mit hochherziger Munificenz unterstützte. Durch diese Art von Thätigkeit hat Botta unsere Kenntniß nicht weniger gefördert, als durch seine muthigen Ausgrabungen. Während dieser Zeit wurden zu Khorsabad keine bedeutenderen Nachforschungen angestellt. Erst 1851 erhielt Botta's Nachfolger, der Architekt Place, von der französischen Regierung den Auftrag, die Untersuchung des Sargons-Palastes zu Ende zu führen, und unterzog sich derselben mit der ganzen Geschicklichkeit, welche ihm seine technische Durchbildung verlieh. Im Einzelnen blieb ihm derjenige Theil des Bauwerkes zur Durchforschung, welcher den häuslichen Bedürfnissen des assyrischen Herrschers gedient hatte. Hier belohnten ihn vielerlei Einzelheiten, welche dem bürgerlichen Verkehr und dem Familienleben der alten Assyrer gedient hatten. Besonders wichtig war ein ganzes Magazin von Eisengeräthschaften, welche in gut erhaltenem Zustande aufgefunden wurden; Elfenbeinschnitzereien und Metallarbeiten zeigten die Mittel zur Verfeinerung des Lebensgenusses; eine Menge von Thongefäßen verriethen den praktischen Sinn und den guten Geschmack der Assyrer. Place legte auch einen sorgfältig geschützten Raum bloß, in welchem sich eine große Anzahl theils zertrümmerter, theils erhaltener Thonkrüge von etwa zwei Fuß Höhe vorfand. Dieselben waren unten kegelförmig zugespitzt, und zu ihrer Aufstellung lief daher eine doppelte Reihe von Steinschwellen mit entsprechenden Aushöhlungen an den Wänden umher. Ein braunrother Ueberzug, den alle diese Gefäße im Innern zeigten, ward erst für Glasur gehalten; als aber ein schnell eintretender Regen die glänzende Masse aufweichte, verbreitete sich ein so starker Hefegeruch, daß über den Ursprung derselben und die Bestimmung der Krüge Niemand im Zweifel bleiben konnte: man war in den Weinkeller gekommen, der vor mehr als zwei Jahrtausenden für Sargon mit Rothwein gefüllt worden war. Neben diesen Einzelforschungen bestand Place's vierjährige Thätigkeit hauptsächlich in der Untersuchung der Bauconstruction und der Aufnahme sämmtlicher dem Bau zu Grunde liegenden Pläne. Die Ergebnisse dieser letztern Bemühungen sind von der französischen Regierung in prachtvoller Ausstattung veröffentlicht worden und bilden weitaus den wichtigsten Theil der Bereicherungen, welche die Kenntniß Assyriens durch Place's glückliche Bemühungen gewonnen hat. In Bezug auf die vielen gesammelten Alterthümer war er weniger glücklich, als Botta. Bei der Wegschaffung derselben gingen zwei der Flöße, welche sie

ugen, zu Grunde, und so ist ein großer Theil derselben nur in Abbildungen erhalten.

Nach diesen Erfolgen ruhten vorerst die französischen Ausgrabungen, und um so eifriger blieb trotz der ungünstigen politischen Verhältnisse die Geistesarbeit der französischen Gelehrten, welche die gewonnenen Schätze zu verwerthen suchten. Inzwischen waren jedoch schon von derjenigen Nation, welche in Allem mit der französischen zu wetteifern gewohnt ist, auch auf dem assyrischen Boden Unternehmungen begonnen worden, die zu nicht weniger glänzenden Ergebnissen geführt hatten. Von Botta's Entdeckungen hatte mit der höchsten Begeisterung ein Engländer Kenntniß genommen, der schon 1841 auf die Trümmerhügel bei Mosul aufmerksam geworden war, und den eine Menge seltener Eigenschaften zu ähnlichen Unternehmungen ganz besonders befähigte. Austen Henry Layard, ein Mann von unzerstörbarer Gesundheit, durchdringender Geisteskraft und energischem Willen, hatte theils in diplomatischen Diensten, theils auf bildenden Reisen im Orient sich vollständig mit den Sprachen, Anschauungen und Sitten der vorderasiatischen Völker vertraut gemacht. Eben so muthig in Verachtung von Gefahren, als rücksichtsvoll gegen berechtigte Eigenthümlichkeiten, verstand er, wie kein Anderer, im Morgenlande zugleich sich gefürchtet zu erhalten und sich populär zu machen. Nachdem er sehnsüchtig Jahre lang dem Gedanken nachgehangen, auf assyrischem Boden Nachforschungen anzustellen, kam ihm endlich im Herbst des Jahres 1845 die Großmuth eines edlen Mannes zu Hülfe. Der englische Gesandte zu Constantinopel, Sir Stratford Canning, der seinem Vaterlande durch Umsicht und Entschiedenheit schon eine Sammlung der wichtigsten griechischen Antiken verschafft hatte, erbot sich, für eine bestimmte Zeit die Kosten der Ausgrabungen in Assyrien zu tragen; sollte glücklicher Erfolg den Versuch krönen, so würden sich wohl die Mittel beschaffen lassen, das Unternehmen in angemessener Weise weiterzuführen. Diese Mittheilung erfreute Layard zu derselben Zeit, als Botta von seiner Regierung zurückgerufen wurde, und er verlor keinen Augenblick, das Werk seines ruhmvollen Vorgängers fortzusetzen. Die vielfachen Erfahrungen, welche derselbe gemacht, kamen ihm hierbei trefflich zu Statten. In Mosul angekommen, ließ er sich dem türkischen Pascha vorstellen, theilte ihm jedoch den Zweck seiner Anwesenheit nicht mit und betrieb überhaupt seine Unternehmung in aller Stille. Um möglichst wenig Aufsehen zu erregen, wählte er das fünf Stunden von Mosul entlegene Nimrud zum Ziel seiner Forschung. Er verschaffte sich im Geheimen das nothwendige Arbeitsgeräth und fuhr unter dem Vorgeben, wilde Eber jagen zu wollen, mit einem Freunde und einem Diener auf einem kleinen Floß nach Nimrud hinunter. Hier setzte er sich mit den Arabern der Umgegend in Verbindung und gewann gegen mäßigen Lohn

sechs tüchtige Männer für seine Zwecke. Die Arbeiten leitete er persönlich unter noch größern Schwierigkeiten, als Botta. Stets kämpfend mit der Raubluſt der benachbarten Araberstämme, mit dem Fanatismus der Mohammedaner in Mosul, mit der Bosheit des türkischen Pascha's, mit der Eifersucht französischer Beamten, trotzte er vom Spätjahr 1845 bis zum Sommer 1847 den Widerwärtigkeiten eines wechselvollen Klima's, dem nur wenige Europäer zu widerstehen vermögen. Die dürftige Wohnung, in welcher er Anfangs ein Unterkommen gefunden hatte, ward in seiner Abwesenheit von einem plötzlich aufbrausenden Wirbelsturm spurlos von der Erde hinweggefegt. Als er sich später zu Nimrud eine Lehmwohnung errichten ließ, ward diese während des Baues von einem Regenschauer durchnäßt, so daß sie nie wieder trocknete, und das einzige Grün, das während eines halben Jahres sein Auge erfreute, war der die Innenwände vollständig bekleidende Graswuchs. Dabei mußte er wiederholt die Gebirge aufsuchen, weil auch seine eiserne Constitution der Hitze von 45° R. nicht widerstehen konnte. Bei alle dem verschaffte ihm sein aufgeräumtes und leutseliges Wesen bald Arbeiter aus der Umgegend in Menge, und gleich von Anfang an ward seine Hingebung durch reiche Ausbeute belohnt.

Ueber eine seiner ersten und wichtigsten Entdeckungen mag der kühne Forscher selbst erzählen. Die Darstellung bezieht sich auf eine der riesigen Flügel-Gestalten, welche bei den assyrischen Palästen, ähnlich wie zu Persepolis, die Eingänge bilden, und welche aus seiner eigenen Beschreibung am besten kenntlich werden. „Am frühen Morgen," sagt Layard, „war ich zu dem Lager des Scheich Abd-er-rahman (eines befreundeten Araberhäuptlings) geritten und befand mich auf dem Heimweg, als ich zwei Araber von seinem Stamme im vollsten Galopp daherfliegen sah. In meine Nähe gekommen, hielten sie an. »Geschwind, Bey,« rief einer von ihnen, »geschwind zu den Gräben, sie haben Nimrod selbst gefunden. Wallah, es ist unbegreiflich, aber es ist wahr; wir haben ihn mit eigenen Augen gesehen. Es gibt keinen Gott, als Gott!« Und kaum daß sie sich Zeit ließen, den frommen Ausruf zu wiederholen, so waren sie, ohne ein Wort weiter zu verlieren, in der Richtung nach ihren Zelten davongeflogen.

„Als ich bei den Ruinen angekommen war, stieg ich in den neu eröffneten Graben und fand die Araber, die mich bereits hatten kommen sehen, um einen Haufen von Körben und Mänteln versammelt. Während Awad (der Anführer der Werkleute) vortrat und um ein Geschenk zur Feier des Ereignisses bat, entfernten die Araber die Verhüllung, die sie in der Eile gebildet hatten, und zeigten ein riesiges Menschenhaupt, das in ganzer Gestalt aus dem Alabaster der Gegend gehauen war. Hiermit hatten sie nur den obersten Theil eines Steinbildes bloßgelegt, dessen Hauptmasse noch in

der Erde begraben war. Ich sah sogleich, daß das Haupt zu einem der geflügelten Löwen oder Stiere gehören müßte, dergleichen in Khorsabad und Persepolis entdeckt worden waren. Es war wundervoll erhalten. Der Ausdruck war ruhig, aber majestätisch, und die Gesichtszüge bewiesen eine Feinheit und Kunstfertigkeit, wie man sie schwerlich in den Kunstwerken einer so entfernten Periode gesucht hätte.

„Ich wunderte mich nicht, daß die Araber bei diesem Anblick in Bestürzung und Schrecken gerathen waren. Es bedurfte keiner besonders lebhaften Phantasie, um die seltsamsten Vorstellungen herauf zu beschwören. Dieses gigantische Haupt, vom Alter gebleicht, das mit einem Male aus den Eingeweiden der Erde auftauchte, konnte wohl einem der furchtbaren Wesen angehören, von denen die Sage im Lande umging, daß sie manchmal, langsam aus den niedern Regionen emporsteigend, den Sterblichen auf Erden erschienen. Einer der Arbeiter hatte beim ersten Blick auf das Ungeheuer seinen Korb dahin geworfen und war so schnell nach Mosul hingelaufen, als seine Beine ihn tragen konnten. Ich vernahm dies mit Bedauern, denn ich ahnte die Folgen davon.

„Während ich bei Wegschaffung des Schuttes, der noch das Bildwerk bedeckte, die Aufsicht führte und meine Befehle zur Fortsetzung der Arbeit gab, hörte man das Getrappel von Pferden, und sogleich erschien Abd-er-rahman, von seinem halben Stamme gefolgt, am Rande des Grabens. Sobald die beiden Araber die Zelte erreicht und von den Wundern, die sie gesehen, berichtet hatten, war jeder zu Pferde gestiegen, um sich selbst von diesen unbegreiflichen Dingen zu überzeugen. Als sie das Haupt erblickten, schrieen sie alle zugleich: „Es gibt keinen Gott, als Gott, und Mohammed ist sein Prophet!“ Es dauerte einige Zeit, bis der Scheich bewogen werden konnte, in die Tiefe zu steigen und sich zu überzeugen, daß es nur ein Steinbild war, was er sah. „Das ist kein Werk von Menschenhand!“ rief er aus, „sondern von den ungläubigen Riesen, von denen der Prophet, Friede sei mit ihm, sagt, sie seien größer gewesen, als die höchsten Dattelbäume; das ist eines von den Götzenbildern, die Noah, Friede sei mit ihm, vor der Sündflut verfluchte.“ Dieser Meinung stimmten nach sorgfältiger Untersuchung der Sache alle Umstehenden bei.

„Ich ließ nun genau südwärts von dem Haupt einen Graben auswerfen, in der Erwartung, das Gegenstück zu dieser Figur zu finden, und noch vor Abend war dieses in einer Entfernung von ungefähr zwölf Fuß entdeckt. Nachdem ich angeordnet, daß zwei oder drei Mann bei den Sculpturen zu übernachten hätten, kehrte ich in's Dorf zurück und feierte die Entdeckung mit einer Schafschlachtung, woran alle Araber der Umgegend Theil nahmen. „Da gerade wandernde Musikanten in Selamijeh waren, ließ ich sie kommen, und der größte Theil der Nacht wurde mit Tanzen zugebracht.

Am folgenden Morgen versammelten sich die Araber von der andern Seite des Tigris und die Bewohner der umliegenden Dörfer an dem Ruinenhügel. Selbst die Frauen konnten ihre Neugierde nicht bezwingen und kamen haufenweise mit ihren Kindern aus der Ferne. Mein Kawaß (die türkische Schildwache) mußte den Tag über in dem Graben bleiben, in den ich der Menge nicht erlauben durfte hinabzusteigen.

„Wie ich vorausgesehen, hatte die Nachricht von der Entdeckung des gigantischen Hauptes, die der bestürzte Araber nach Mosul gebracht, die ganze Stadt in Bewegung gesetzt. Er hatte schwerlich eher seine Eile gemäßigt, als er das Thor erreicht hatte. Athemlos in die Bazars stürmend, schrie er jedem zu, der ihm begegnete, Nimrod sei erschienen. Die Nachricht kam bald dem Kadi zu Ohren, der nur auf eine Gelegenheit, mich zu plagen, gewartet hatte. Alsbald berief er den Mufti und den Ulema, um über das unerwartete Ereigniß zu berathen. Ihre Versammlung endete mit einer Procession zum Statthalter und einem förmlichen Protest von Seiten der Muselmänner in der Stadt gegen ein Unternehmen, das so direct dem Koran zuwiderlaufe. Der Kadi hatte keine ganz klare Vorstellung, ob die Gebeine des mächtigen Jägers bloßgelegt wären, oder bloß sein Bildniß; auch Ismail Pascha konnte sich nicht genau entsinnen, ob Nimrod ein rechtgläubiger Prophet oder ein Ungläubiger gewesen sei. Ich erhielt demnach von Sr. Excellenz eine etwas unverständliche Botschaft des Inhaltes, die Ueberbleibsel müßten mit Ehrfurcht behandelt und dürften durchaus nicht gestört werden; er wünsche die Ausgrabungen sogleich eingestellt zu wissen und mit mir deshalb zu sprechen.

„Ich begab mich also zu ihm und hatte einige Mühe, ihm begreiflich zu machen, welcher Art meine Entdeckung sei. Da er begehrte, ich möchte meine Arbeiten nicht eher fortsetzen, bis die Aufregung in der Stadt sich etwas gelegt hätte, kehrte ich nach Nimrud zurück und entließ die Arbeiter, behielt aber zwei Mann, um im Stillen der Wand entlang zu graben, ohne daß davon weiter Aufhebens geschah. Gegen Ende März war ich vom Dasein eines zweiten Paares geflügelter menschenköpfiger Löwen gewiß. Sie bildeten einen nördlichen Eingang zu dem Saal, dessen westliches Portal die vorher beschriebenen Löwengestalten ausmachten.

„Ich legte die letztern vollständig bloß und fand, daß sie noch unverletzt waren. Sie mochten ungefähr zwölf Fuß hoch und eben so lang sein. Der Leib und die Glieder waren wunderschön dargestellt. Die Muskeln und Knochen, obwohl stark entwickelt, um die Kraft des Thieres anzudeuten, zeigten gleichwohl eine richtige Kenntniß der Anatomie. Ausgebreitete Flügel streckten sich von der Schulter her über den Rücken; ein geknötelter Gürtel, der in Franzen endigte, umschlang die Lenden. Diese Sculpturen bildeten einen Eingang und waren halb im Ganzen und halb im Relief

dargestellt. Das Haupt und die Brust, die aus dem Saal schauten, waren in ganzer Gestalt; von allem Uebrigen war nur eine Seite auf der Alabasterplatte dargestellt, deren Rückwand sich an die Mauer von sonntrockenen Ziegeln schloß. Damit der Beschauer von vorn, wie von der Seite einen vollständigen Ueberblick über die Figur gewinne, war jede mit fünf Beinen versehen; zwei standen am Kopfende der Platte und drei an der Seite. Das Relief der Gestalt und der drei Glieder war hoch und kühn. Die Platte war an allen Stellen, welche die Figur frei ließ, mit Keilschrift bedeckt. Diese herrlichen Proben assyrischer Kunst waren auf das vollkommenste erhalten: die zartesten Linien in den Einzelheiten der Flügel und der Zierrathen waren in der ursprünglichen Frische vorhanden, und kein einziges Zeichen fehlte in den Inschriften.

„Ganze Stunden verbrachte ich damit, diese geheimnißvollen Darstellungen zu betrachten und über ihre Bestimmung, wie über ihre Geschichte zu sinnen. Welch edlere Gestalten hätte das Volk in die Tempel seiner Götter einführen können? Welch' erhabenere Bilder hätten Menschen der Natur entleihen können, welche, ohne das Licht der geoffenbarten Religion zu besitzen, ihren Begriffen von der Weisheit, der Macht und der Allgegenwart eines höchsten Wesens einen Ausdruck zu geben suchten? Sie fanden keinen bessern Typus für Verstand und Erkenntniß, als das Haupt des Menschen, für Kraft, als den Leib des Löwen, für Allgegenwart, als die Schwingen des Adlers. Diese geflügelten menschenköpfigen Löwen waren keine leeren Gebilde, keine Ergebnisse müßiger Phantasie; ihre Bedeutung war ihnen aufgeprägt. Sie hatten Geschlechter, die vor 3000 Jahren blühten, erhoben und belehrt. Durch die Portale, welche sie bewachten, hatten Könige, Priester und Krieger ihre Opfer zu den Altären gebracht, lange bevor die Weisheit des Ostens nach Griechenland drang und seine Mythologie sammt den längst in Assyrien verehrten Symbolen dorthin verpflanzte. Sie sind möglicherweise zerstört worden, und von ihrem Dasein ist vielleicht schon die Kunde vergangen gewesen, ehe noch die ewige Stadt am Tiber gegründet ward. Fünfundzwanzig Jahrhunderte waren sie den Augen der Menschen entzogen, und jetzt standen sie wieder da in ihrer ursprünglichen Majestät. Aber wie war jetzt Alles um sie geändert! Die Pracht und die Bildung einer mächtigen Nation hatte der Armut und Unwissenheit einiger halbwilden Stämme Platz machen müssen. Statt reicher Tempel und blühender Stätten nur Ruinen und ungestalte Schutthaufen. Ueber die mächtigen Hallen, worin sie standen, war der Pflug gegangen, und auf ihrem Boden reifte nun das Korn.

„Es war mir, als sollten diese Reste mir die Worte des Propheten in's Gedächtniß rufen: »Assur war wie eine Ceder auf dem Libanon ... das Wasser zog ihn auf ... seine Ströme flossen rings um seine Wurzeln,

und seine Bäche ließ er abfließen zu allen Bäumen des Landes, und unter seinem Schatten wohnte die Versammlung sehr vieler Völker.« (Ez. 31, 3.) Aber, »der Herr vertilgt Assyrien und macht die schöne Stadt zur Einöde, zum weglosen Land und einer Wüste gleich.... Das ist die herrliche Stadt, die sorglos wohnende, die in ihrem Herzen spricht: ‚Ich bin's, und außer mir ist keine mehr!' Wie ist sie zur Wüste geworden, zum Lager wilder Thiere!«" (Soph. 2, 13.).

Obschon nun Layard auf die religiöse Bedeutung der aufgefundenen Flügel-Gestalten richtig geschlossen hatte, so bildeten sie doch nicht die Eingänge zu einem Tempel, sondern die Portale zu einem Palast, welchen Salmanassar I. um 1300 v. Chr. gebaut hatte. Hierüber gaben ihm weitere Ausgrabungen bald Gewißheit.

Eine Vollmacht des türkischen Großvezirs nämlich, welche Sir Stratford Canning ihm verschafft hatte, setzte den unermüdlichen Forscher bald wieder in den Stand, mit seinen Arbeiten fortzufahren, und vor seinen Augen that sich jetzt das Bild des alten Assyriens in seiner ganzen Herrlichkeit auf. Die Prachtbauten, welche vor ihm erstanden, waren ungleich besser erhalten, als der gewaltsam zerstörte Palast in Khorsabad; der obere Theil, der aus sonntrockenen Backsteinen und Gypsbekleidung bestanden und künstliche Bemalung getragen hatte, war eingestürzt und hatte in seiner Schuttmasse die untern Räume sorgfältig dem Verfalle entzogen. Die vielen Säle, Corridore und Hofräume, aus welchen sich die Gebäude nach künstlichem Plane zusammensetzten, bestanden auch hier aus einem Kern von lufttrockenen Ziegelsteinen, welche innen und außen mit sculptirten Alabasterplatten bekleidet waren. Man konnte noch entdecken, daß die Platten unbehauen eingesetzt und erst an Ort und Stelle mit den Darstellungen in Relief versehen worden waren. Diese Bildwerke enthielten alles Bemerkenswerthe, das nur im assyrischen Leben vorkommen konnte: Kriegs- und Jagdscenen, Opfer und Processionen, Reisen zu Land und zu Wasser, häusliche Vorgänge und ausländische Merkwürdigkeiten. Nicht weniger glücklich war Layard in Auffindung manchfacher Gegenstände, welche den Culturzustand des assyrischen Volkes veranschaulichen konnten: namentlich belohnten Waffen, Helme, Bronzearbeiten, Vasen und Elfenbeinschnitzereien seine Sorgfalt. Wichtiger noch als Alles waren die zahlreichen Inschriften, die ihm allenthalben, von den Fußböden bis zur Wandfirste, begegneten. Inmitten der freudigen Ueberraschungen, welche solche täglich sich erneuernde Funde ihm bereiteten, vergaß Layard auch nicht, die gewonnenen Entdeckungen zur Kenntniß seines Gönners Canning und seiner Landsleute in England zu bringen. Einige der bedeutendsten Sculpturen ließ er sogleich von der Stelle nehmen und einpacken, um sie bei passender Gelegenheit nach Basra und von da über Bombay nach England zu schicken. Ehe er indeß noch eine

Gelegenheit gefunden hatte, erreichte ihn die Mittheilung aus England, daß Sir Stratford alle in Assyrien entdeckten und noch zu entdeckenden Bildwerke der britischen Nation geschenkt habe, und daß in Folge dessen dem britischen Museum ein Fonds zur Fortsetzung der Nachgrabungen in Assyrien überwiesen worden sei. Obschon die Bewilligung dem Gegenstande nicht angemessen war, so erlaubte sie Layard doch, seine Arbeiter zu vermehren und die Arbeiten in noch ausgedehnterem Maße fortzusetzen. Das Resultat war die fast vollständige Bloßlegung der einzelnen Gebäude, welche den weit ausgedehnten Hügel von Nimrud bilden. Auch in dem noch weiter abwärts am Tigris gelegenen Kalah Schergat, sowie in Kujundschik stellte er für einige Tage Untersuchungen an. Das Resultat war überall dasselbe: ausgedehnte Bauwerke, sculptirte Alabasterplatten, Bildwerke aus Basalt, Thongeschirr und vor allem Keilinschriften. In Kalah Schergat fand er die Bauurkunde, welche nach assyrischer und babylonischer Sitte in die vier Ecken der Gebäude gemauert wurde, vierfach ausgefertigt in Gestalt von achtseitigen, 45 Centimeter hohen Thonprismen. Jede Seite war mit hundert Zeilen Keilschrift bedeckt, und es fand sich später, daß die Urkunde um 1130 v. Chr. von einem König Tuglat Pilasar I. ausgestellt war. Ueber all' diesen wichtigen Arbeiten wurden die angewiesenen Gelder aufgebraucht, und Layard mußte sich zur Heimreise anschicken. Zuvor aber blieb noch zweierlei zu thun: alle transportabeln Alterthümer mußten nach England besorgt, die ausgegrabenen Ruinen selbst aber wieder sorgfältig zugedeckt werden, um sie der Vernichtung zu entziehen. Beides geschah mit der ganzen Umsicht und Sorgfalt, welche Layard auszeichnete. Transportabel erschienen ihm nicht bloß die handlichen Gegenstände, welche im Schutte gefunden waren, sondern auch die großen Platten mit Bildwerk und Inschriften, ja selbst zwei der gewaltigen Flügel-Gestalten, welche die Eingänge gebildet hatten. Es gehörte die ganze Geschicklichkeit und Entschiedenheit des merkwürdigen Mannes dazu, um der englischen Nation Denkmäler, die 2000 Jahre im Schooße der Erde geruht hatten, und welche ihrer kolossalen Verhältnisse wegen aller, zumal seiner dortigen ärmlichen Transportmittel zu spotten schienen, unverletzt vor die Augen führen zu können. Indeß ruhte Layard nicht, bis er seine Sammlung assyrischer Alterthümer, die schon damals ihres Gleichen nicht hatte, sicher in Basra wußte, und reiste erst dann nach England zurück. Hier ruhte er für einige Monate von seinen Anstrengungen aus und ward dann im Jahre 1848 wieder auf seinen Posten bei der Gesandtschaft zu Constantinopel geschickt.

Erst nach seiner Abreise konnte sein Bericht über die Ausgrabungen, der mit vielen Abbildungen erläutert war, an die Oeffentlichkeit treten, und nun ward das Aufsehen, das durch die Ankunft der gefundenen Alterthümer nur in kleinen Kreisen erregt worden war, in ganz England allgemein.

Zur Weckung der lebhafteſten Theilnahme trat hier ein beſonderer Umſtand in der hohen, ja übertriebenen Verehrung ein, welche die Bibel bei dem größern Theil der Gebildeten behauptet. Die Ausſicht, durch die Reſultate der Ausgrabungen neue Beweiſe für das unverletzliche Anſehen der heiligen Schrift zu gewinnen, erregte allenthalben Begeiſterung. Von der öffentlichen Meinung gedrängt, bewilligte das Directorium des britiſchen Muſeums neue Gelder, und Layard durfte aus ſeiner diplomatiſchen Stellung zu Conſtantinopel wieder nach dem alten Culturboden Aſſyriens zurückkehren. Ein geſchickter Zeichner, ſo wie ein Arzt, wurden ihm zu Hülfe geſchickt, und der engliſche Conſul Hormuzd Raſſam von Moſul, der ſich gerade zu London befand, reiste mit ihnen ab, um Layard an Ort und Stelle wirkſam zu unterſtützen. So ſah ſich dieſer bald wieder auf dem Felde ſeiner frühern ruhmvollen Thätigkeit. Diesmal unternahm er die Ausgrabungen hauptſächlich zu Kujundſchik, wo Botta den erſten, nachher aufgegebenen Verſuch gemacht hatte. Es gelang ihm abermals, rieſige Bauwerke bloßzulegen, welche ſpäter als die Paläſte Sennacherib's, des Belagerers von Jeruſalem, und ſeines Nachfolgers Aſarhaddon erkannt wurden. Daneben ſtellte er in Nimrud, auf dem Nebbi Junus, zu Kalah Schergat, zu Khorſabad, in der Wüſte, ſelbſt bis nach Armenien hinein neue Nachforſchungen an und beſuchte, ſeinem Wiſſensdurſt folgend, auch die babyloniſchen und die weiter ſüdlich gelegenen Trümmerſtätten, zu deren Erforſchung das britiſche Muſeum ihn nicht hatte bevollmächtigen wollen. Allenthalben war er noch mehr als früher vom Erfolge begünſtigt, und eine noch reichere Ausbeute belohnte ſeine Mühe. Außer Inſchriften und Bildwerken manchfachſten Inhaltes kam faſt alles, was auf den Alabaſterplatten dargeſtellt war, wirklich in ſeine Hand: Handwerksgeräth, Vaſen, bronzene Möbel, Schmuckſachen, Waffen, Pferdezeug, Gewichtſteine, ſelbſt die Gußformen eines Goldſchmiedes, aus der die häufig abgebildeten Ohrgehänge hervorgegangen waren. Ungemein wichtig ſollte ſpäter ein Fund werden, deſſen Bedeutung Layard damals bloß ahnen konnte. In einigen Zimmern des Palaſtes zu Kujundſchik fand Layard beſchriebene Täfelchen in ſo großer Zahl, daß ſie an den meiſten Stellen einen Fuß hoch den Boden bedeckten. Sie ſind aus feinem Thon angefertigt, in allen Größen von einem Zoll bis zu einem Fuß im Geviert, etwa einen halben Zoll dick. In weichem Zuſtande ſind ſie mit einem feinen Inſtrument beſchrieben und dann im Feuer gehärtet worden. Die Keilſchrift auf denſelben iſt ſo äußerſt fein und ſorgfältig, daß ſie meiſt mit Hülfe eines Vergrößerungsglaſes geleſen werden muß. Nur wenige dieſer Täfelchen waren unverſehrt, die meiſten vielmehr durch den Einſturz der obern Stockwerke in Trümmer zerſchlagen. Unglücklicherweiſe wurden alle gefundenen Reſte, ohne daß auf ihre Lage und Zuſammengehörigkeit geachtet worden wäre, in Körbe zuſammengerafft, ſpäter in Kiſten verpackt

und theils direct, theils auf einem Umwege nach London geschickt. So machen sie jetzt den Forschern namenlose Mühe, da oft erst nach wochenlangem Suchen sich die zusammengehörigen Bruchstücke eines Textes, wofern sie überhaupt vorhanden sind, ermitteln lassen. Um so lohnender ist der Inhalt, den sie bieten. Sie haben, wie die angebrachte Signatur zeigt, zu einer vollständig organisirten Bibliothek gehört, welche der König Assurbanipal, der Nachfolger Asarhaddon's, anlegen ließ. Es sind geschichtliche Berichte, Briefe und Actenstücke, chronologische Listen, Kalender, astronomische Beobachtungen, Lieder und Gedichte von verschiedenem Umfange, vor Allem aber Syllabare, in welchen die assyrischen Keilzeichen durch eine andere, ebenfalls keilförmige Schrift erklärt werden. Bei all' diesen reichen Funden war Layard sogleich auch darauf bedacht, sie für die Ueberbringung in sein Vaterland zu bergen, und nachdem er abermals die Sendung reicher Sammlungen nach England besorgt hatte, kehrte er im April 1852, reich an Kenntnissen und an Ruhm, nach der Heimat zurück, um die Veröffentlichung seines Berichtes, sowie der gefundenen Inschriften zu bewirken. In England trug ihm die Popularität, welche er gewonnen hatte, die Stelle eines Unter-Staatssecretairs im Ministerium ein; doch war er im politischen Leben weniger glücklich, als bei seinen archäologischen Forschungen. Jetzt lebt er als englischer Gesandter zu Madrid.

Das durch die Ausgrabungen geweckte Interesse dauerte in England fort. Nach Sitte des Landes hatte es bereits eine Gesellschaft unter dem Namen ‚Assyrian Excavation Fund' hervorgerufen, welche behufs weiterer Forschungen Geld zu beschaffen unternahm. Die gesammelten Mittel wurden theils Beamten, die sich schon im Orient befanden, theils Gelehrten, welche auf Kosten der Gesellschaft hinreisten, überwiesen, um die Ausgrabungen fortzusetzen. Von Erstern ist vor Allem Colonel Rawlinson zu nennen, einer der intelligenten und gebildeten Officiere, deren England im Landheere und in der Marine so viele besitzt; ihm ward hauptsächlich die wissenschaftliche Ueberwachung aller spätern Untersuchungen anvertraut. In der Folge ward er zum Generalconsul in Bagdad ernannt und sollte von dort aus der Wissenschaft noch große Dienste leisten. Auch der schon genannte Hormuzd Rassam, ein Orientale von Geburt, gehörte zu denen, welche für die Gesellschaft Nachforschungen anstellten. Von englischen Gelehrten ward der Geologe Loftus, der schon sonst im Orient gereist war, auf den Boden von Nineveh gesandt; er setzte mit Rassam die Ausgrabungen Layard's in Kujundschik fort und legte 1852 und 1853 den herrlichen Palast bloß, der von König Assurbanipal um 660 v. Chr. gebaut worden. Den Beiden gelang es auch, die Zahl der von Layard entdeckten Schrifttäfelchen durch neue Funde bedeutend zu vermehren. Mit ihnen zugleich war Boutcher thätig, Zeichnungen anzufertigen. Wichtiger noch, als alle diese Arbeiten, war die topographische Aufnahme

des ninevitischen Bodens mit seinen sämmtlichen Trümmerstätten, welche um dieselbe Zeit durch Colonel Jones von der ostindischen Compagnie mit Hülfe eines englischen Arztes aus Bagdad, Dr. Hislop, ausgeführt wurde. Wir verdanken diesen wackern Männern drei große Karten, welche nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Die gesammte reiche Ausbeute, welche auf so verschiedene Weise gewonnen wurde, Alterthümer, Inschriften, Zeichnungen, wanderten in's britische Museum zu London, und dieses sorgte seinerseits für die allgemeine Bekanntwerdung des Gefundenen durch Veröffentlichung von mancherlei Art. So war seit dem Aufgeben der Nachgrabungen um 1854 den Gelehrten Europa's ein weites Feld geöffnet, auf dem von einer kleinen Zahl erlesener Männer unermüdlich gearbeitet wurde. Besonders rief das reiche Inschriftenmaterial lebhaftes und eindringendes Studium hervor, und dies sollte nach zwanzigjähriger Unterbrechung noch einmal Ausgrabungen an Ort und Stelle zur Folge haben. Ein junger Kupferstecher, George Smith, der bei Herausgabe der Inschriften verwendet wurde, faßte für dieselben ein solches Interesse, daß er sich entschloß, sein ganzes Leben auf ihre Entzifferung zu verwenden. Er suchte sich alsbald, was ihm freilich nicht ganz gelingen konnte, die nöthige Vorbildung zu verschaffen und hatte es in Kurzem so weit gebracht, daß er als Assistent am britischen Museum angestellt werden konnte. Hier entdeckte er bei Ordnung und Lesung der Layard'schen Schrifttäfelchen ein Bruchstück eines alten aus Babylon stammenden Berichtes über die Sintflut, welcher mit der biblischen Darstellung merkwürdige Aehnlichkeit hatte, und las darüber in der Gesellschaft für biblische Archäologie am 3. December 1872 einen Bericht vor. Die Mittheilung erregte solches Aufsehen, daß unmittelbar nachher die Eigenthümer der vielgelesenen Zeitung ‚Daily Telegraph' dem jungen Gelehrten anbieten ließen, er möge auf ihre Kosten die Ausgrabungen in Assyrien wieder aufnehmen, um neue Aufschlüsse über diesen Literaturzweig in Assyrien zu gewinnen. Das Curatorium des britischen Museums bewilligte hierzu einen sechsmonatlichen Urlaub, und es gelang Smith, in Kujundschik eine Anzahl ähnlicher Täfelchen zu finden, deren Inhalt sich mit der biblischen Genesis eben so nahe berührte. Dies ward Ursache, daß Smith noch zwei Mal nach Assyrien zurückkehren konnte, um nach den Ueberresten der Bibliothek Assurbanipal's zu suchen. Leider haben kürzlich die öffentlichen Blätter gemeldet, daß er auf der Heimkehr in diesem Jahre als Opfer seiner unermüdlichen Bemühungen zum großen Verlust der archäologischen Wissenschaft gestorben ist.

III.

Der Sargons-Palast.

Die einzelnen Entdeckungen der genannten Männer haben allmälig zur Gesammtanschauung der assyrischen Cultureinrichtungen geführt. Insofern die Kenntniß dieser Einrichtungen vorzugsweise durch die Denkmale der assyrischen Architektur vermittelt wird, geben wir in Folgendem die Beschreibung des einzigen vollständig aufgedeckten Bauwerkes, das als Typus aller andern ninevitischen Unternehmungen dienen kann. Es ist dies die Reihe von Architekturwerken, welche von Botta und Place untersucht worden sind, und worüber jedweder in einem des Gegenstandes würdigen Prachtwerke Auskunft gegeben hat.

Der weithin gestreckte Hügel, welcher unter dem Namen Khorsabad bekannt ist, umschließt zwei gesonderte Theile, einen Palast und eine Stadt, die beide zu einem organischen Ganzen verbunden und aus einem einzigen Plane hervorgegangen sind. Auf die Alles umschließende Mauer ist die Königsburg, um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen, rittlings gestellt, d. h. sie liegt halb innerhalb und halb außerhalb des Beringes, so daß die Mauer da, wo sie die Burg trifft, ausbeugt und mit der Stützmauer einer künstlichen Terrasse zusammenfällt.

Es ist nicht leicht zu sagen, was einen assyrischen Herrscher bewogen haben kann, hier mitten auf einer glühenden Ebene seine Residenz aufzuschlagen, während das Kühlung verheißende Gebirge nur einige Kilometer entfernt lag. Vermuthlich hat zur Wahl des Ortes der Wasserreichthum beigetragen, den zwei an entgegengesetzten Seiten der Stadt vorbeifließende Bäche liefern. Das Wasser des einen ist sehr schwefelhaltig, und dadurch ist Khorsabad von jeher vor der häßlichen Krankheit bewahrt gewesen, die man arabischen Aussatz nennt, und welche sonst fast keinen Bewohner der Gegend verschont; vielleicht, daß dieser Umstand auch für den assyrischen Großkönig bestimmend war.

Was bei der Einrichtung des ganzen Bauwerks zuerst auffällt, ist die genaue Orientirung. Den astronomischen Kenntnissen entsprechend, welche das Morgenland so früh gewonnen hat, sind die rechtwinkeligen Grundrisse der Stadt wie des Palastes im Ganzen wie in sämmtlichen Einzelheiten genau nach den Himmelsgegenden angelegt, und zwar so, daß nicht die Seiten, sondern die vier Ecken den Himmelsrichtungen entsprechen. Es ist leicht einzusehen, wie praktisch hierin die Assyrier sich bewiesen haben,

indem sie alle Theile des Baues auf gleiche Weise dem vollen Sonnenbrand wie dem Nordhauch zu entziehen und die natürliche Regulirung des Tages durch die Sonne, welche damals die Stelle der Uhren vertrat, zu bewirken wußten.

Während man sonst die Fundamente in dem Boden zu gewinnen sucht und deswegen tief in die Erde hineingräbt, haben die assyrischen Architekten Fundamente geschaffen, welche hoch über das Niveau des Bodens emporreichen. Der ganze Palast ist auf eine künstliche Terrasse von vierzehn Meter Höhe gestellt. Diese bei den assyrischen wie bei den babylonischen Prachtbauten ausnahmslos befolgte Sitte ist vermuthlich durch die häufigen Ueberschwemmungen des Euphrat und Tigris herbeigeführt worden, vor denen man auf solche Weise sich sicherte. Da aber die Höhe solcher Terrassen den höchsten Wasserstand der Ueberschwemmungen noch bedeutend überragt, so muß auch das Bedürfniß, die Königsburg zu befestigen, bei diesen Anlagen maßgebend gewesen sein. Im vorliegenden Falle hat die letztere Rücksicht wohl überwogen; denn Sargon, dem die ganze in Khorsabad gefundene Anlage ihre Entstehung verdankt, war ein Usurpator, der seinen Thron mit Waffengewalt behaupten mußte, und dessen gewaltsamer Tod die Vorsicht im Leben nur zu sehr rechtfertigte; erhellt doch aus der Geschichte Sardanapals, wie ein so errichtetes Bauwerk die letzte Schutzwehr eines Königs gegen rebellische Unterthanen blieb. Die Beschaffenheit der Terrasse in Khorsabad, oder wie wir mit dem assyrischen Namen sagen wollen, in Dur-Sargon, zeigt sogleich die außerordentliche Kraftentfaltung, deren das assyrische Reich fähig war. Es sind zu derselben im Grundriß zwei Rechtecke von ungleicher Größe in der Richtung von Südost nach Nordwest vereinigt und mit den von Südwest nach Nordost gerichteten Langseiten aneinander gelegt. Das größere mißt auf der einen Seite 314, auf der andern 194 Meter oder 950 × 600 Fuß, das kleinere auf der größern 237, auf der kleinern 150 Meter oder 720 × 460 Fuß. So entsteht eine Gesammtlänge von 344 Meter oder 1060 Fuß und ein Flächeninhalt von 96,466 Quadratmeter, ein Bodenraum, der ungefähr zehn Hektare oder 40 Morgen ausmacht. In dieser Ausdehnung erhebt sich auf der von Natur schon erhöhten Bodensohle 14 Meter hoch eine kubische Masse, die vom reinsten durchgekneteten Thon gebildet ist. Kein Steinchen, kein Sandkörnchen ist in derselben zu finden, und man kann sich des Staunens nicht erwehren, wie eine solche Menge Material hat so sorgfältig bearbeitet werden können. Die assyrischen Sculpturen zeigen, daß zur Aufführung solcher Terrassen keinerlei Maschinen, sondern nur Handarbeit mit Körben verwendet wurden; der Herrscher über Assyrien muß demnach außerordentlich große Mengen von Unterthanen oder von Gefangenen zu seinen Unternehmungen in Bewegung gesetzt haben. Das Erstaunen wächst durch die

Wahrnehmung, daß die ganze Masse von 1,350,524 Cubikmeter oder 40,515,720 Cubikfuß nicht etwa aufgeschüttet, sondern aus sorgfältig geformten Thonplatten von 40 × 39 Centimeter Fläche und 5 Centimeter Dicke aufgebaut ist. Diese Platten oder Steine wurden frisch, wie sie aus der Form kamen, verwendet, so daß sie auf ihren Flächen sich sogleich fest miteinander verbanden. Wie die assyrischen Meister hierbei für die Trockenlegung der Thonmasse gesorgt, oder wie die Bauarbeiter auf dem weichen Thon fortgearbeitet haben, ohne einzusinken und die Schichtung zu stören, bleibt für uns ein Geheimniß; unzweifelhaft aber ist beides geschehen. Nach wohlüberlegtem Plane sind in dem Thonaufbau von vornherein alle Kanäle und Abzugsröhren angebracht worden, welche durch das Wohnen auf demselben nothwendig wurden. Da ferner der Thon allein der Witterung keinen Widerstand leisten kann, so ist die ganze Terrasse mit einer Futtermauer von scharf behauenen Quadern aus festem Kalkstein umgeben. Bei dieser zeigt sich eine Technik, welche außerordentlich große, nur in langer Zeit zu gewinnende Erfahrung voraussetzt. Von außen nur ganz unmerklich nach innen geneigt, nimmt die Mauer von unten nach oben an Stärke immer ab, so daß sie von 3 resp. 2 Meter sich bis zu 2 resp. 1 Meter verjüngt. Sie ist nämlich nach innen ein Sägewerk; d. h. Streckſteine, welche mit der Länge nach innen gerichtet sind, wechseln mit Längssteinen, welche in der Richtung der Mauer gelegt sind. Die Höhe der Bausstücke ist überall die nämliche, so daß die Terrasse nach außen nur regelmäßige Lagen zeigt. Die ganze Stärke der Mauer ist allenthalben von einem einzigen Steine gebildet. Demnach setzt sie sich aus Quadern von verschiedener Grundfläche, entweder 3 × 1 oder 2,70 × 2 oder 2 × 1 Meter und gleicher Höhe von 2 Meter zusammen. Wie die Assyrier die Tausende von Blöcken, welche bis zu zehn Kubikmeter Raum einnehmen und bis zu 236 Centner schwer sind, gebrochen, behauen, aus dem meilenweit entfernten Gebirge herbeigeschafft und aufgethürmt haben, ist nur aus der ungemessenen Anwendung von Menschenkräften zu erklären, von welcher die assyrischen Darstellungen ein Bild geben. Der Aufbau ist ohne jedes Bindemittel geschehen; die Steine sind so richtig gehauen, daß sie sich undurchdringlich aneinander schließen und durch ihr eigenes Gewicht die nöthige Stärke empfangen. In dieser Weise finden sich neun Steinlagen bis zu einer Höhe von 18 Meter übereinander; die untersten Lagen sind so weit in den Boden eingelassen, daß die Mauer noch einen Meter über die Platform emporragte und eine starke Schutzwehr rings um den ganzen Plan bildete. Auf den drei Seiten des kleinern Rechtecks, welche von der Stadt abgewendet sind, ist die Mauer auf eine Entfernung von je 27 Meter durch starke Strebepfeiler gestützt, welche in einer Breite von 13,50 Meter vier Meter hervorspringen und in der über die Terrasse empor-

ragenden Höhe nach innen gedoppelt waren, so daß sie Wartthürme bildeten. Dieser Theil der Futtermauer fällt nämlich mit der Stadtmauer zusammen, welche mit der nämlichen Befestigung ganz durchaus versehen ist. Der obere Abschluß der Mauer hatte allenthalben noch eine Krönung von Ziegelwerk mit treppenförmigen Zinnen.

Zu dieser Terrasse führte auf der nordöstlichen Seite von der Stadt aus in geneigter Ebene eine Rampe hinauf, welche fast die ganze Schmalseite des größern Rechtecks einnahm und demnach bei 170 Meter Länge nur 14 Meter Steigung = 1 : 12 hatte. Auf der südöstlichen Seite dagegen lag eine gewaltige Doppeltreppe frei vor der Stützmauer, auf der zu beiden Seiten in zwei Absätzen Stufen von zehn Meter Breite hinaufführten.

Von den herrlichen Bauten, welche auf dieser künstlichen Anhöhe errichtet waren, müssen zuerst zwei kleinere, für sich bestehende, ausgesondert werden. Dies ist ein Tempel und eine Pyramide, welche Place Observatorium (zu astronomischen Zwecken) benennt. Ersterer liegt in der Westecke, letzterer da, wo die Stadtmauer in die südwestliche Seite der Terrasse einmündet. Beide sind mit Hofplätzen umgeben, und ebenso liegt in der nördlichen Ecke der Terrasse ein offener Platz von 65 Meter im Geviert; sonst aber zieht sich nur ein freier Gang von durchschnittlich 10 Meter rings herum, und alles Uebrige ist mit einem einzigen vielfach gegliederten Bauwerke, dem eigentlichen Palaste, bedeckt. Es ist eine Eigenthümlichkeit der assyrischen Architektur, daß sie überall ein Ganzes geschaffen hat, welches sich organisch aus kleinern Ganzen zusammenfügt. So zerfällt der Palast des Königs Sargon in drei eben so deutlich geschiedene, als geschickt zusammenhangende Theile: in die Königswohnung, die Place mit ihrem orientalischen Namen Serail nennt, in die Wirthschaftsgebäude und in den Aufenthalt der Frauen, den Harem. Letzterer füllt die südliche Ecke der ganzen Terrasse, die Wirthschaftsgebäude nehmen die südöstliche Langseite und die östliche Ecke ein, das Serail aber bildet die größere nordöstliche Hälfte der ganzen Terrasse und streckt sich über beide ungleiche Hälften derselben hinweg. Die einzelnen Abtheilungen sind Systeme von Höfen mit anstoßenden Wohnräumen, die wieder je ein Ganzes für sich bilden. Um mit dem Serail zu beginnen, so zerfällt dieses nach dem Plane des Architekten abermals in zwei deutlich geschiedene Bestandtheile. In der einen nordwestlichen Hälfte, dem Tempel gegenüber, finden sich nur große Säle oder Hallen um noch größere Hofräume gereiht, in der andern ein Labyrinth von kleinern Gemächern und entsprechend kleinern Hofräumen; dort ist alles reich mit Sculpturwerken verziert, hier zeigt sich nur einfache Decoration; dort herrscht die Pracht, hier waltet der Geschmack. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß in der ersten Hälfte, zunächst der Auffahrt,

welche die große Rampe bildete, die officiellen Empfangsräume des Herrschers, in der andern seine und seiner nächsten Umgebung Wohnstätten zu suchen sind. Da, wo die Rampe in die Terrasse einmündet, nahm den fremden Besucher zuerst eine 38 Meter lange und 15 Meter breite Esplanade auf, welche sich zwischen der Mauerbrüstung und der Palastwand hinzieht. Diese Esplanade führt in ihrer Längenrichtung auf ein großartiges Portal, das einzige, welches den großen, rechtwinkelig abbeugenden Flügel öffnet. War der Ankömmling durch dieses Thor getreten, so stand er auf einem weiten Hofraum oder einer Esplanade von 110 Meter Länge und 61 Meter Breite, die in ihrem ganzen 6710 Quadratmeter oder zwei Drittel Hectare einnehmenden Flächenraum geplattet war. Das Erste, welches sich hier seinem Blick darbot, war ein gewaltiges architektonisches Motiv von 40 Meter Länge und mehr als 16 Meter Höhe an der gegenüberliegenden Langseite: ein dreifaches Portal, bei dem jeder Eingang sowohl in der Innenrichtung als in der Façade mit solchen gewaltigen Flügelstieren flankirt ist, wie sie oben von Layard beschrieben sind. Dieser Thorbau führt in einen kleinen Vorhof, der durch eine lang und schmal sich hinstreckende Halle mit einem quadratischen Binnenhof von 32 Meter Seitenlänge verbunden ist. Hier beginnt links der Anschluß an die Privatwohnungen des Herrschers, während alles rechts Liegende zu den Prunksälen für officielle Zwecke gehört. Diese Säle sind durchschnittlich 40 Meter lang, aber nur 10 Meter breit. Die architektonische Gruppirung derselben ist musterhaft, und der geschickte Meister hat schon hierbei auf die würdige Vertretung des Großkönigs Bedacht genommen; so öffnet sich an einer Stelle eine geradlinige, 110 Meter lange Durchsicht durch acht hinter einander liegende Thüreingänge, von denen vier aus Flügelgestalten gebildet sind. Die einfachere Hälfte des Serails enthält sechs kleine Höfe mit neunundvierzig Zimmern; letztere sind so um die erstern gereiht, daß je vier bis acht sich auf einen Hof öffnen und eine abgesonderte Wohnung bilden. Von diesen einzelnen Abtheilungen war ohne Zweifel nur eine für die Person des Herrschers, die übrigen für die einzelnen Palastbeamten bestimmt. Je der Bestimmung entsprechend, zeigt sich auch reicherer oder geringerer Wandschmuck in den Zimmern, von religiösen Darstellungen und häuslichen Scenen in Fresco angefangen bis zu einfacher schwarzer Leiste auf weißem Grunde. Der Flächenraum, den dieses Labyrinth bedeckt, ist 5332 Quadratmeter, mehr als eine halbe Hektare; dies ist nur ein geringer Theil der 39,930 Quadratmeter oder vier Hektaren, welche das ganze Serail in einer Länge von 242 Meter und einer Breite von 165 Meter einnimmt.

In organischer Verbindung mit der einfacheren Hälfte des Serails stehen die Wirthschaftsgebäude des Palastes. Ersteres schließt südöstlich mit einer Façade von 103 Meter ab. In dieser Breite erstreckt sich weiter

auf die große Freitreppe hin ein Hofraum von 91 Meter Länge, 9373 Quadratmeter oder fast eine Hektare fassend. Rings herum zieht sich auf den drei übrigen Seiten eine Reihe von Wirthschaftsräumen, die sich nach Nordosten hin zu einem System von acht Höfen mit zugehörigen Räumen erweitert und mit diesem bis an die Eingangs-Esplanade reicht. Dieser Theil des Palastes ist nur von der Freitreppe aus der Stadt her durch ein dreifaches Portal aufgeschlossen. Letzteres zeigt ein ähnliches Motiv, wie das auf dem großen Serailhofe, und führt durch den südöstlichen Flügel direct auf den vorher genannten großen Binnenhof. Von hier aus öffnen sich zahlreiche Eingänge nach den einzelnen verschiedenartigen Räumen. Welcher Art diese waren, läßt sich aus analogen Einrichtungen schließen. Der König Sennacherib erzählt auf einer Inschrift von seinem Palast u. A.: „Meine königlichen Vorfahren hatten den Hof mit den Wirthschaftsräumen erbaut, um dort ihre Vorräthe aufzuhäufen, ihre Rosse zu tummeln und ihre Werkzeuge zu bergen". Asarhaddon berichtet in ähnlicher Weise „von dem Flügel, den seine Vorfahren gebaut, um Vorräthe zu lagern und um Kameele, Rosse und Wagen unterzubringen"; dem entsprechen auch die Einrichtungen zu Dur-Sargon. Die linke Seite des Hofes, von der Freitreppe und dem dahinter liegenden Portal an gerechnet, enthielt zuerst ein Magazin Töpfergeschirr jeder Gestalt und Größe. Der ganze Raum war damit noch so ausgefüllt, daß nur ein schmaler Weg in der Mitte blieb, und die größeren Gefäße enthielten immer kleinere eingeschachtelt, um den Raum möglichst zu schonen. Ein anderer Raum bildete das Magazin für Eisengeräthschaften; hier fand Place große Vorräthe von Ketten, Nägeln, Schwalbenschwänzen, Zapfen, Piken, Spitzhacken und Doppelhauen in schönster Ordnung zusammen. Alle diese Werkzeuge waren von den unsern nur wenig an Gestalt verschieden, setzten aber zum Theil durch ihr Gewicht in Erstaunen; es gab Spitzhacken und Doppelhauen von 24 bis zu 32 Pfund Gewicht. Das Eisen war so vortrefflich bearbeitet und so gut erhalten, daß es beim Anschlagen wie eine Glocke tönte, und verschiedene von diesen fünfundzwanzig Jahrhunderte alten Instrumenten wurden sogleich von den arabischen Werkleuten in Gebrauch genommen. Weiter kam ein Magazin mit farbigen Mosaikplatten zum Schmuck der äußern Wandflächen im Palast. Die daranstoßende Räumlichkeit bildete das Magazin für Kupfergeräth, das leider meistens in Grünspan aufgegangen war. Jedes der Magazine enthält nebenan eine Kammer, die zum Aufenthalt des betreffenden Aufsehers oder Verwalters diente. Der Flügel, welcher sich rechtwinkelig an diese Reihe anschließt und nach der Freitreppe hin Façade bildet, enthielt außer dem Portalbau nur noch Bildhauer-Ateliers mit unvollendeten Sculpturen aus Basalt. Auf der dritten Hofseite, den Magazinen gegenüber, beginnt der Haupttheil der Wirthschaftsgebäude, der mit seinen acht Höfen

und sechszig größern oder kleinern Räumlichkeiten eine Fläche von 160 Meter Länge und 85 Meter Breite bedeckt. Hier liegen zuerst um einen Binnenhof herum, aber an den großen Hofraum anstoßend, die Stallungen für Pferde und Kameele, die sich in ganzer Breite auf den Hof öffnen. Wozu diese erleichterte Verbindung dienen sollte, zeigen viele in den Hofboden eingelassene Steinplatten mit eingegossenen Metallringen; nach Sitte des Morgenlandes brachten die Thiere aus dem königlichen Marstall möglichst viele Zeit im Freien zu. An die Stallungen schließt sich eine Abtheilung, welche unzweifelhaft die Remisen für Wagen und die Futtermagazine enthielt. Weiterhin fanden die französischen Forscher zwei Räume, in denen auf einer Schicht weichen Thones je drei Reihen Thongefäße schön geordnet aufgestellt waren. Da dieselben zur Hälfte mit Holzkohlen angefüllt waren, so glaubte man erst an eine Begräbnißstelle gekommen zu sein und Todtenurnen vor sich zu sehen. Eine bessere Kenntniß der Landesgebräuche überzeugte jedoch Place, daß hier die Lebenden gewaltet und für Verlängerung des Lebens gesorgt hatten. Es ist nämlich Gebrauch im Morgenlande, die glühenden Wände von Thongeschirren zur Brodbereitung zu verwenden: man war nicht in das Grabgewölbe, sondern in die Bäckerei des assyrischen Königs gekommen. In nächster Nähe hierbei fand sich der Weinkeller, von dessen Auffindung schon die Rede war, so daß auch die übrigen Räumlichkeiten auf dieser Seite zur Aufbewahrung von Lebensmitteln gedient zu haben scheinen. Die weiter rückwärts liegenden Räume sind die ehemaligen Wohnungen der niedern Bediensteten. Die Stelle endlich, wo das Serail mit den Wirthschaftsgebäuden zusammentrifft, ist zu einer Einrichtung benutzt, welche in einem großen Wohngebäude unerläßlich ist, aber nicht gern genannt wird; sie ist im assyrischen Palast nach Sitte des Morgenlandes, wo man „seine Füße bedeckt" (1. Sam. 24, 4), durch große in den Boden eingelassene Steine bezeichnet, welche kreisrunde Oeffnungen haben und die Mündungen eines unterirdischen Canals bilden. Die fraglichen Räumlichkeiten liegen dicht bei einander, sind aber in zwei Hälften getheilt, von denen die eine nur aus dem Serail, die andere nur aus den Wirthschaftsgebäuden zugänglich ist; offenbar hat der Architekt hier die Rücksicht auf die Salubrität mit der auf den Anstand vereinigen wollen.

Ganz getrennt von dem Verbande, den das Serail mit den Wirthschaftsgebäuden bildet, liegt neben den letztern auf der Südecke der Platform der Harem. Derselbe gibt im Grundriß ziemlich den der großen Gebäudemasse verkleinert wieder. An ein Quadrat von 86 Meter Grundfläche schließt sich nordwestlich ein kleineres Rechteck von 39 Meter Länge und 37 Meter Beite. Dieses Gebäude zeigt schon in der Construction seine Bestimmung. Es ist nämlich nach allen Seiten hermetisch abgeschlossen, und nur zwei Eingänge, einer vom Serail aus, der andere von dem Rundgange

um die Terrasse aus, machen die Gebäulichkeit zugänglich. Um den ersten Eingang zu finden, der außer von der königlichen Wohnung aus nur auf langen Umwegen zu erreichen ist, bedarf es einer genauen Kenntniß sämmtlicher zum Palast gehöriger Räumlichkeiten; beide Eingänge aber führen vorerst auf Binnenhöfe, von denen das Innere des Harems nur durch drei Thüren und zwei Vorzimmer hindurch zu erreichen ist. Lagen hier, wie im Orient Sitte ist, Wachen, so läßt sich begreifen, wie schwer zugänglich die Wohnung der Frauen war. Letztere nun besteht wieder, dem Plane des Ganzen entsprechend, aus fünf Höfen mit einer Anzahl von Zimmern, deren immer zwei oder drei eine ganz für sich abgeschlossene Wohnung bilden. Dabei zeigen hier sämmtliche Thüreingänge die Spuren von Angeln, in denen Doppelthüren gingen, während sonst die Zimmereingänge nur mit Vorhängen können geschlossen gewesen sein; ein Beweis, daß auch der assyrische Herrscher schon Ursache gehabt hat, der Eifersucht und Uneinigkeit der Frauen vorzubeugen. Der vollständigen Isolirung des Ganzen entspricht auch, daß nur hier noch sich eine solche Einrichtung mit unterirdischem Canal befindet, wie oben beschrieben ist.

Nachdem wir so an der Hand des gelehrten Architekten unsern Rundgang durch das weitläufige Gebäude gehalten haben, fehlt uns noch Vieles, um uns ein deutliches Bild von dem großartigen Bau machen zu können. Wie war der Fußboden, auf dem man hier wandelte? Bei den Begriffen, die wir von assyrischer Größe haben, wirkt es befremdend, daß sämmtliche Böden, nicht bloß der Wirthschaftsräume, sondern auch des Serails, hundertundsechszig an der Zahl, nur aus einem Estrich von festgeschlagener Thonerde bestehen. Indeß weicht unsere Verwunderung, soweit sie die Wohnung des Herrschers betrifft, bei dem Gedanken an den großen Aufwand, welchen Babylonier und Assyrer mit kostbaren Teppichen trieben. Die eigentliche Bekleidung der Fußböden werden in den Räumen des Serails die prächtigen Webereien des Orients gebildet haben. Die Höfe dagegen, sowie die freien Plätze und der Rundgang außerhalb des Palastes, haben einen doppelten Belag von gebrannten Thonplatten. Auf der Sohle der Terrasse liegt zuerst ein Boden von Ziegelplatten, welche 32 Centimeter im Quadrat auf 10 Centimeter Dicke haben. Sie sind in eine drei Millimeter dicke Schicht von Asphalt eingebettet, der durch ihre Schwere auch in die Fugen hinaufgetrieben ist und so den ganzen Belag verkittet. Hierüber ist zwei Centimeter hoch eine Lage von ganz rein gewaschenem Flußsand ausgebreitet, und auf diesen folgt ein zweiter Belag von gebrannten Thonplatten, welche 39 Centimeter im Geviert bei 6 Centimeter Dicke haben. Letztere liegen, weil sie sehr scharf aus der Form gekommen und hart gebrannt sind, ohne Bindemittel nebeneinander. Dieselbe Art der Beplattung ist im Harem nicht bloß auf den größern Höfen, sondern auch in den

meisten Zimmern angewandt. Sechs Zimmer jedoch und drei kleine Höfe haben einen Fußboden aus festem Kalkstein, wie er sich an einer Stelle auch im Serail findet. Die hierzu verwandten Steine haben die Gestalt von abgestumpften Pyramiden, welche mit der Spitze nach unten gerichtet sind, messen oben einen Meter im Quadrat und haben 60 bis 80 Centimeter Höhe. Von solchen Steinen ziehen sich über den größten Hof des Harems zwei erhöhte Gänge in der Richtung der Diagonalen, vermuthlich, um bei nassem Wetter den zarten Schuhen der assyrischen Damen eine bald trocknende Passage zu verschaffen. Alle diese Bodenbekleidungen schließen an den Wänden ab.

Die Mauern selbst erheben sich unmittelbar aus der Thonmasse der Terrasse und sind ganz, wie diese, aus nassen Thonsteinen aufgeführt, so daß in ihrer Breite die Substructur sich einfach fortsetzt. Die Dicke der Mauern ist überraschend stark, wenigstens drei, meist vier und fünf Meter; an einer Stelle des Serails sind die Mauern sogar aus einem noch zu besprechenden Grunde acht Meter dick. Der Thonkörper der Mauern kommt bei keinem Theile des Gebäudes zum Vorschein, sondern allenthalben sind die Wandflächen außen wie innen mit einem sehr zarten, dünn aufgetragenen Verputz versehen. Die gesammte Außenseite der Königsburg ist, abweichend von dem sonstigen Brauch der Assyrerkönige, ohne Sculpturverzierung gelassen; offenbar hat das Bedürfniß des Usurpators, eine Veste zur Vertheidigung zu besitzen, hier jede andere Rücksicht überwogen. Um jedoch das Einerlei der 130 und mehr Meter langen Mauerflächen aufzuheben, sind an den weniger sichtbaren Außenwänden im Abstande von sechszehn Meter rechtwinkelige Strebepfeiler angebaut. Auf der nordöstlichen Façade dagegen längs der Rampe, auf der südöstlichen, der Stadt zugekehrten Seite, endlich auf der ganzen Außenseite des Harems ist die Wandfläche geschmackvoll in einzelne Systeme von Pfeilern und Rundstäben zerlegt, welche auf 20 bis 50 Centimeter Tiefe profilirt sind und oben jedesmal durch rechtwinkelige Umbeugung ihren Abschluß finden.

Die innere Ausschmückung bildet im Allgemeinen ein sehr dauerhafter, weißer Anstrich mit schwarzer Plinthe. Den Forderungen größerer Eleganz entsprechen im Harem schwarze Arabesken auf weißem Grunde; nur in den Alkoven der Schlafzimmer ist die Verzierung weiß auf schwarzem Grunde. Die größern Gemächer im Harem waren mit Fresken verziert, von deren Inhalt sich jedoch keine genauere Kenntniß gewinnen ließ; dem Anschein nach waren es Reihen von Figuren und symbolischen Darstellungen. Einzelne Wandflächen auf den Höfen sind höchst elegant mit Darstellungen in Mosaik verziert. Auf himmelblauem Grund heben sich allegorische Figuren in vorherrschend goldgelber Färbung ab: der König, der Vezier, der Löwe, der Stier, der Adler, der Feigenbaum, der

Pflug. Daneben ist der Haupthof des Harems, über welchen die Kalksteinpassagen führen, ringsum mit Statuen aus Marmor verziert; sie sind die einzigen freistehenden Bildsäulen, welche bis jetzt in Assyrien gefunden worden, und stellen lustige Brüder mit Weinkrügen dar. Außerdem fand Place einen Cederstamm, der rings mit bronzenen Schuppen benagelt war, und dazu ein Palmblatt aus dünnem Goldblech getrieben; es waren die Reste eines solchen künstlichen Palmbaumes, wie sie auf den assyrischen Reliefs hier und da vor den Thoreingängen zu sehen sind. Die Wandausschmückung des Serails ist in seinen beiden Abtheilungen anderer Art. In derjenigen, welcher dem Privatleben des Herrschers gedient hat, zeigt sich überall nur der einfache weiße Anstrich mit schwarzer Plinthe. Vermuthlich war die Decoration hier, wie auch im Harem, durch Wandteppiche vervollständigt; in deren Anfertigung waren ja die Assyrer sehr berühmt und trieben weithin Handel damit. (Ezech. 27, 24.) Dagegen hat die zur officiellen Repräsentation bestimmte Hälfte des Serails eine durchaus monumentale Ausschmückung erhalten. Sämmtliche Außenwände der Höfe, sowie die Innenwände der Säle, sind bis zu einer Höhe von zwei oder drei Meter mit Alabasterplatten bedeckt, auf denen figürliche Darstellungen in starkem Relief hervortreten. Nach außen offenbarte sich hier die ganze Machtfülle des Großkönigs. Als Repräsentant derselben steht zwischen den Flügelgestalten der Thoreingänge der assyrische Herkules oder Nimrod, den Löwen würgend. Rechts und links von dem Hauptportal erscheinen lange Reihen königlicher Diener, lebensgroß aus dem Alabaster herausgearbeitet, welche die Zeichen ihres Amtes in bunter Manchfaltigkeit zur Schau tragen. Alle sind in lang herabwallende Talare gekleidet, wie sie den charakteristischen Anzug der Assyrier im gewöhnlichen Leben bilden. Weiterhin erscheint der Herrscher selbst auf seinem Prachtwagen, wie er gegen seine Feinde auszieht. Feuerige Rosse ziehen den zweiräderigen, nur von hinten ersteigbaren, vorn mit einer Brustwehr geschützten Streitwagen; zur Seite desselben hangen die Köcher; innen ist aufrecht der Speer befestigt. Ein älterer Waffengefährte hält die Zügel, ein anderer schwingt den Schild, um den König zu decken. Dieser selbst führt den Bogen und trägt das Schwert; er ist in einen Schuppenpanzer gekleidet, über den ein kurzes, reiches Gewand fällt, und hat das Haupt mit dem Helm bewehrt. Ringsum fallen die Feinde unter seinen Pfeilen, und seine Rosse setzen erbarmungslos über dieselben hinweg. Anderswo leitet er den Angriff auf eine belagerte Stadt. Diese liegt auf einem Berge, mit Mauern und Thürmen bewehrt und mit einem Graben umzogen. Letzterer ist von den Angreifern bereits überschritten, und die assyrischen Krieger haben ringsum Leitern an die Mauer gestellt, um zu stürmen. In kurzem, bis an die Kniee reichendem, um die Hüften gegürtetem Rock, das Schwert im Gehenke, in der Linken den

runden Schild, in der Rechten den Speer, eilen sie muthig die schwanken Leitern hinan. Nicht minder muthig vertheidigen sich die Angegriffenen. Ein Hagel von Pfeilen fliegt auf die Anstürmenden herab, während ihre eigenen viereckigen Schilde mit aufgefangenen Pfeilen und abgebrochenen Spießen gespickt sind. Kopfüber sieht man hier und da die Assyrier von den Leitern stürzen; Speer und Schild, ihren Händen entfallen, schweben voran in der Luft. Auch mit der Schleuder und mit Steinen wehren sich die Belagerten ihres Lebens. Indeß deutet schon alles auf den nahen Fall der Veste. Auf geneigter Ebene ist der Mauerbrecher an die Stadt herangebracht und gräbt weite Breschen in die Befestigung; große Reihen Gefangener werden die Mauer entlang geführt, während andere entsetzlicher Weise durch die Brust auf Pfähle gespießt sind. Schon schlägt die Flamme blutroth aus einzelnen Gebäuden in der Stadt, und hier und da erscheinen Gestalten auf den Thürmen, welche mit erhobenen Händen um Schonung flehen. Auf einer spätern Darstellung empfängt der König den Tribut der unterworfenen Feinde; daneben erscheinen auch große Haufen abgeschnittener Menschenhäupter, deren immer neue herangebracht werden; ein Schreiber verzeichnet auf langer Liste ihre Zahl, um die Heranbringenden dafür zu belohnen. Weiterhin werden die Gefangenen weggeführt, der König bringt den Göttern seine Huldigung dar, das assyrische Heer beginnt sieggekrönt den Heimmarsch. So oft hier der König erscheint, zeigen die Gesichtszüge eine so ängstlich eingehaltene Uebereinstimmung, daß die Portraitähnlichkeit nicht bezweifelt werden kann. Dasselbe Portrait Sargon's tritt uns im Innern dieser Säle entgegen, wo wir den assyrischen König in den Beschäftigungen des Friedens erblicken. Hier ist das ganz assyrische Pantheon dargestellt, dem der Herrscher seine Huldigung darbringt; darunter begegnen uns auch die aus der heiligen Schrift bekannten Nisroch mit dem Adlerkopf und Dagon mit dem Fischschwanz. Anderswo sitzt der König beim Mahl und lauscht den Melodieen, welche ein Musikchor seinen Instrumenten entlockt, oder den Liedern, welche von zahlreichen Sängern vorgetragen werden. Dann fährt er auf seinem Prunkwagen fürbittend oder segnend durch's Land, den Rosselenker zur einen, den Diener mit prachtvollem Sonnenschirm zur andern Seite. Immer erscheint er hier in prachtvoll gesticktem, bis auf die Sohle wallendem, mit Franzen reich verziertem Gewande, um das ein mit Edelsteinen besetzter Gurt sich zieht; auf dem Haupt trägt er die Tiara, unter welcher Haupthaar und Bart auf das sorgfältigste gekräuselt und geordnet erscheinen; die Schuhe bedecken bloß die Ferse und den hintern Theil der Sohle und sind mit Riemen auf dem Fuß gehalten. Weite Säle sind mit Jagdscenen ausgefüllt; hier erscheint der König auf flüchtig daherrollendem Wagen oder rittlings zu Pferde in leichtem, bis an die Kniee reichendem Gewande, um das Haupt nur eine Stirnbinde gewunden; er führt den Bogen oder den

Wurfspieß und jagt damit den Löwen, den Panther, den Hirsch, den wilden Esel oder die Gazelle; auch Hunde werden schon an der Leine mitgeführt. Immer sind die Pferde auf's reichste aufgezäumt und mit Quasten oder Federbüschen geziert; statt des Sattels dient eine prachtvolle Decke, welche mit Halftern um die Brust des Pferdes befestigt ist; die Hufe sind ohne Eisen. Wieder andere Sculpturen zeigen mancherlei Scenen aus dem assyrischen Leben: hier sind die einzelnen Künste und Gewerbe dargestellt, welche die Assyrer betreiben, zumal der Aufbau der prachtvollen Königspaläste und der Transport der gewaltigen Monolithen, welche die Eingänge zu denselben bilden; daneben Familienscenen, in welchen sich der Sinn des Künstlers für zarte und rührende Darstellung bewährt. Weiter erscheinen die Sitten, die Trachten, die Lebensweise der unterworfenen Völker, darunter auch das Innere von Zelten mit ihren Bewohnern, alles bis zur kleinsten Einzelheit dem Leben entsprechend; merkwürdige Thiere, Baumarten und Landschaften. Im Ganzen läßt sich beobachten, daß auf den Höfen, wo der Beschauer rascher vorübereilte, nur große, mehr isolirte Gestalten hervortreten, während an den Zimmerwänden, die den ruhigen Blick fesseln konnten, Gruppen von reichem Inhalt componirt sind oder auch Reihen von Darstellungen in kleinem Maßstabe sich über einander herziehen. Nirgendwo ist so viel Belehrung zu schöpfen, und nirgendwo entfaltet sich ein solcher Reichthum, als bei diesen Alabastersculpturen. Schon ihre Ausdehnung setzt in Erstaunen. Dieselben bilden zu Khorsabad oder Dur-Sargon eine Reihe von 1996 Meter, beinahe zwei Kilometer Länge, im Ganzen also 6000 Meter sculptirter Oberfläche. Dazu kommen noch 24 Paar kolossaler Flügelstiere in Halbrelief, sowie einzelne andere Basreliefs in größtem Maßstabe. „Ich weiß wohl," sagt Place, „wie sonderbar es erscheinen muß, Kunstwerke mit der Wage und der Elle zu schätzen, allein die angestellte Rechnung soll auch nicht von dem Kunstwerth der Darstellungen, sondern bloß von der auf die Ausführung verwendeten Arbeit einen Begriff geben. Diese Arbeit konnte allerdings bei manchen Basreliefs wegen einer gewissen Gleichförmigkeit in Zeichnung, Stellung und Ausschmückung vereinfacht werden. Wenn gleichwohl eine Strecke von zwei Kilometer Länge und eine Oberfläche von 6000 Quadratmeter in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit mit Sculptur bedeckt werden konnte, so müssen die künstlerischen Hülfsquellen der assyrischen Welt ungemein reich gewesen sein. Der Geist der Einheit, der allen diesen Bildwerken aufgeprägt ist, beweist schon, daß sie in wenigen Jahren und unter einer und derselben Leitung angefertigt sein müssen; wir haben dafür aber auch ein directes geschichtliches Zeugniß. Sargon, der 704 v. Chr. Geb. starb, begann den Aufbau zu Khorsabad erst 711, und da er in seinem Palaste noch eine Zeit lang gewohnt hat, so müssen die Bauarbeiten nebst der innern Ausschmückung sehr schnell

gefördert worden sein. Fünf oder sechs Jahre höchstens bleiben für die ganze Arbeit übrig; in diesem kurzen Zeitraum müssen sämmtliche Basreliefs und Monolithen ausgehauen und an ihre Stelle gebracht worden sein. Davon geht vielleicht noch die Zeit ab, welche zur Errichtung der künstlichen Terrasse und der Mauern des Serails nothwendig waren. Um eine solche Aufgabe zu bewältigen, mußte demnach eine große Zahl von Bildhauern aus derselben Schule zusammen sein. Ein Volk, das im Stande war, eine solche Menge befähigter und lange geschulter Künstler an Einer Stelle zu vereinigen, muß an Bildung sehr weit fortgeschritten gewesen sein. Vermöge der unumschränkten Macht, welche die Herrscher Assyriens besaßen, konnten sie im gegebenen Augenblicke zahllose Arbeiter versammeln, um Ziegel zu fertigen und Mauern und Terrassen aufzuthürmen; aber keine materielle Macht vermag Baumeister, Bildhauer und Maler zu schaffen: dazu haben gesellschaftliche Einrichtungen gehört, in welchen die Künste seit langem ihre Stelle angewiesen hatten. Schon die eine Thatsache daher, auf welche ich die Aufmerksamkeit lenken wollte, kann uns einen hohen Begriff von der assyrischen Civilisation und deren frühzeitiger Ausbildung geben." Diese Anschauung wird nur bestätigt durch alles, was sonst noch an dem Palaste Sargon's zu beobachten ist; der monumentale Charakter, den die Ausschmückung der Empfangsäle im Serail trägt, zeigt sich über den Reliefs in Frescomalereien, die leider nur zum geringen Theile erhalten sind. In sehr gesättigten Farben mit kohlschwarzen Umrissen erscheinen noch Pferde mit Knechten unter reichen und künstlichen Arabeskenfriesen. Charakteristisch ist hier, wie auch auf den Sculpturen, daß die Assyrer nur im Profil gezeichnet haben, daß dagegen das Auge beim menschlichen Angesicht immer en face erscheint. Sehr großen Geschmack haben die assyrischen Künstler in der Arabeskenverzierung entwickelt; Rosetten, architektonische Figuren, vierfüßige Thiere, Pflanzenmotive sind auf's glücklichste mit einander verbunden und waren wohl werth, in unserm erfindungsarmen Jahrhundert nachgebildet zu werden.

In solcher Weise verziert, oft aber auch zur Aufnahme von Teppichen frei gelassen, setzten die Wandflächen des Serails sich bis zu einer Höhe von 16 Meter fort, und dies bezeichnet auch die ungefähre Erhebung des ganzen Gebäudes. Sargon's Palast ist nämlich bloß einstöckig. Dies scheint nach unserer Anschauung verwunderlich, ist aber den klimatischen Verhältnissen und Anforderungen durchaus entsprechend; dabei läßt die angegebene Höhe schon schließen, daß die Majestät des Ganzen darunter nicht gelitten hat. Ebenso den Anforderungen der königlichen Pracht, wie der Rücksicht auf das Klima entspricht auch der obere Abschluß, den die einzelnen Räume des Palastes gefunden haben. Obwohl nämlich die obere Hälfte des ganzen Gebäudes eingestürzt ist und die untere mit ihrem Schutt ausgefüllt hat, so läßt sich doch nach den Reliefdarstellungen hier, wie in Kujundschik und

Nimrud, nicht bezweifeln, daß die einzelnen Räume gewölbt waren. Die lang hingestreckten hatten Tonnengewölbe, die quadratischen Kuppeln; letztere traten hier und da in größerer Höhe über das Gebäude hervor, um ihm auch äußerlichen Schmuck zu verleihen. Diese Gewölbconstructionen waren, abweichend von den andern Baugliedern, aus getrockneten Thonsteinen errichtet und mit aufgeweichtem Thon gekittet; innerlich waren sie, wie die Trümmer im Schutt zeigen, mit prächtigen Farben ausgemalt.

Der Harmonie mit der gewölbten Decke wegen sind auch sämmtliche Thüreingänge, soweit dieselben erhalten sind, rundbogig gewölbt, und über den Thürbogen ist der musivische Schmuck in Bogenfriesen besonders häufig angewandt. Im Innern stellen die Thüren, der bedeutenden Mauerdicke wegen, fast durchweg eher Gänge als Oeffnungen dar und sind der Lebensweise zufolge auch eher als solche anzuerkennen. Von einem andern Abschluß der Eingänge, als durch leichte Vorhänge, kann im assyrischen Palast, den Harem ausgenommen, keine Rede gewesen sein. Von seiner Wohnung forderte der Assyrier, wie der Morgenländer überhaupt, zuerst Schutz gegen die glühende Sonne und Kühlung. Eine möglichst freie Circulation der Luft war und ist daher unabweisbares Bedürfniß, und diese mußte durch offene Gänge hergestellt werden.

Hauptsächlich der Luftcirculation dienten auch die Fenster. Obwohl dieselben nirgendwo in Assyrien erhalten sind, so läßt sich doch über ihre Verwendung aus den sculptirten Darstellungen leicht eine Ansicht gewinnen. Sie bestanden in schmalen Oeffnungen, die einzeln oder verbunden in der Höhe des Baues unmittelbar unter der Wölbung angebracht waren. Als Verschluß hatten dieselben höchstens ein Holzgitter; sie sollten ja dem Luftzug nicht wehren, sondern ihn durch die offenen Eingänge herbeiführen. Dabei war die Helligkeit in den meisten Fällen gar kein Bedürfniß; das Licht bringt die Wärme mit sich, und mit der einen suchte man auch dem andern in den Wohnungen zu entgehen. So viel Helligkeit, als wünschenswerth war, ließen die Fensteröffnungen immerhin einfallen, trotzdem daß sie durch eine zehn bis fünfzehn Fuß dicke Mauer führten. Wo aber mehr Licht, wie etwa zum Schreiben, nöthig war, da hatte man das Gewölbe durch runde Kanäle von 36 Centimeter durchbrochen. Dieselben liefen schräg aufwärts und waren mit Aermeln aus gebranntem Thon ausgefüttert. Gerade die abgelegensten Räume zeigen am meisten diese Einrichtung; die Thonärmel haben sich in Menge noch vorgefunden, zum Theil unzerbrochen, weil sie gleichzeitig mit dem Gewölbe eingesetzt waren und wegen ihrer Lage die erste Wucht des Einsturzes nicht erfuhren.

Die vom Einsturz so vieler Gewölbe herrührenden Trümmer zeigen nun, was sehr merkwürdig ist, nirgendwo etwas Anderes, als die gewöhnlichen rohen Thonsteine. Dies führt uns auf die Art, wie das

ganze Gebäude oben abschloß. Von einem schrägen Dach kann im Morgenlande nicht die Rede sein; vielmehr hatten gerade die Gewölbe-Constructionen die Bestimmung, statt des Daches eine flache Terrasse zu tragen, welche sich in einer Ausdehnung von wenigstens vier Hektaren weithin über das ganze Gebäude erstreckte. Wie diese Terrasse angelegt war, läßt sich nach der Analogie der Fußböden nicht bezweifeln: sie bestand nur aus festgeschlagener Thonerde, ganz so wie auch noch jetzt die Häuser in Mosul gedeckt sind. Indeß hat ein solcher Thonboden in einem Lande, wo starke Regengüsse während einiger Monate mit einer glühenden Sonnenhitze wechseln, sehr viel zu leiden und reißt nach jedem Regen in zahllose Spalten. In Mosul hat man daher auf den Terrassen Walzen von Kalkstein bereit, die um eine hölzerne Achse laufen; man begießt von Zeit zu Zeit die platte Terrasse mit Wasser und macht sie dann durch Rollen der Walze wieder dicht, gerade so wie bei uns der Rasen in den Gärten befestigt wird. Fünfzehn oder sechszehn solcher Walzen sind aus der assyrischen Zeit noch in den Trümmern des Palastes gefunden worden; sie waren der Längsrichtung nach durchbohrt, so daß über ihre Verwendung kein Zweifel sein konnte. Zur Erreichung dieser Terrasse dienten vermuthlich Holztreppen, die in einzelnen treppenthurmähnlichen Räumen an verschiedenen Stellen des Gebäudes müssen angebracht gewesen sein. Ringsum war das Dach durch eine Brustwehr mit treppenförmigen Zinnen und Erkern, die Fortsetzung der Umfassungsmauer, geschützt und zum Lustwandeln, wie zu längerem Aufenthalt geeignet. Auf solchen Dachterrassen, welche mit der Dämmerung den Genuß der schnell eintretenden Kühlung verstatten, spielt sich ja ein großer Theil morgenländischen Lebens ab. Auf einer solchen wandelte Nabuchodonosor, als er Babylon zu seinen Füßen betrachtete und die stolzen Worte sprach: „Ist das nicht das große Babel, das ich zum Sitz des Königthums gebaut habe in der Größe meiner Macht und zum Ruhme meiner Herrlichkeit?“ (Dan. 4, 27.)

Eine verwandte Bestimmung hatte der vierte Bestandtheil von Sargon's Palast, das sogenannte Observatorium. Dasselbe liegt nordwestlich vom Harem, da, wo die Stadtmauer in die große Bodenterrasse einmündet. Diese Stelle ist wohl deswegen gewählt worden, weil die Masse dieser rechtwinkelig einfallenden Mauer die Terrasse gleich einem weiten Strebepfeiler verstärkte und so für das ungewöhnliche Gewicht des fraglichen Bauwerks den nothwendigen Gegendruck lieferte. Das Observatorium ist nämlich eine Pyramide von 40 Meter Quadrat in der Grundfläche und eben so viel in der Höhe, die ohne irgend einen Binnenraum ganz massiv aufgeführt ist. Vermuthlich um die ungeheuere Last für die Bodenterrasse zu verringern, ist sie aus gebrannten, nicht aus rohen Thonsteinen aufgeführt. Sie besteht jetzt aus vier einzelnen Stockwerken, von denen jedes gegen das vorher-

gehende ringsum zwei Meter zurücktritt. Die oberen und unteren Seiten jedes Absatzes sind in der Art geneigt, daß sie eine Rampe oder Wendeltreppe rings um das ganze Gebäude bis zum Gipfel bilden; der zwei Meter breite Gang führt nämlich rund um jedes einzelne Stockwerk so herum, daß er genau sechs Meter über der Anfangsstelle mit dem nächsten Absatz wieder beginnt. Die Aufsteigung geschieht auf Steinstufen von zwei Meter Länge, 80 Centimeter Tiefe und fünf Centimeter Dicke, so daß die Steigung kaum merklich ist, und daß man bequem den Weg bis zur Höhe zu Pferde zurücklegen könnte. Die senkrechten Wände der einzelnen Stockwerke sind nach einem Muster, das über vier Meter Breite hat, sehr gefällig cannelirt. Der geradlinige Abschluß dieser Decoration bildet oben die gewöhnliche Brustwehr mit treppenförmigen Zinnen; dieselbe ist regelmäßig durchlöchert, damit bei einfallenden Regengüssen das niederströmende Wasser durch die Cannelirung nach allen Seiten abfließen konnte. Die einzelnen Stufen des Bauwerks zeigen verschiedenartige Färbung: die unterste ist weiß, dann folgt eine schwarze, die dritte ist roth, die vierte blau gefärbt. Aus diesem Umstand läßt sich allein etwas Weiteres über das eigenthümliche Gebäude erschließen. Herodot erzählt von Ecbatana, daß dort eine siebenfache Mauer gezogen gewesen sei und die Zinnenreihen je eine über die andere hervorgeragt hätten: die erste Reihe sei weiß, die zweite schwarz, die dritte purpurn, die vierte blau, die fünfte mennigroth, die sechste versilbert, die siebente vergoldet gewesen. Wir müssen nach dieser Analogie annehmen, daß der Pyramide zu Khorsabad drei Stockwerke, ein purpurrothes, ein silberfarbiges und ein vergoldetes fehlen. In der That liegt um den Fuß derselben eine solche Menge Steinschutt aufgehäuft, wie sie nur durch Verwitterung oder gewaltsame Zerstörung des Gipfels der Pyramide entstanden sein kann. Denkt man die Pyramide nach diesem Plane restaurirt, so stimmt sie in ihrer Gestalt vollkommen mit der Beschreibung überein, welche Herodot von dem Tempel des Bel zu Babylon gibt: „In der Mitte des Heiligthums erhebt sich ein massiver Thurm, eine Stadie lang und breit; darauf ist ein anderer gesetzt, darauf wieder ein anderer, bis es acht sind. Eine Rampe führte auswendig rings um alle einzelnen Thürme herum . . . Auf dem letzten Thurme steht ein geräumiger Tempel, worin sich ein prachtvolles Ruhebett und ein goldener Tisch befinden.“ Wenn Herodot hier acht Etagen nennt, so ist zu berücksichtigen, daß der spiralförmige Aufbau bei sieben Absätzen allerdings auf zwei Seiten acht Stufen zur Erscheinung bringt. Jedenfalls ist von diesem treppenförmig gebauten Thurm zu verstehen, was König Sargon in der Bauurkunde sagt: „ich habe einen spiralförmigen Thurm angelegt nach dem Vorbild des großen Tempels von .... (Name nicht zu entziffern)“. Sargon berichtet von sich selbst, daß er Babylon erobert und dort den regelmäßigen Gottesdienst wieder hergestellt

habe. Zu dem nämlichen Zweck des Bels- oder des Sterndienstes wird er auch die Pyramide zu Dur-Sargon errichtet haben. Zwar ist es fraglich, ob auf der obersten Stufe, welche nur zwölf Meter im Geviert zählte, ein Tempel gestanden haben kann; der Schutt am Fuße enthält wenigstens keine Decoration, die darauf hinwiese. Dagegen sind in nächster Nähe zwei steinerne Altäre mit runder Platte und dreiseitig ausgehauenem Fuße ausgegraben worden; für diese, deren Aufstellung unter freiem Himmel nichts behindern konnte, wäre der rechte Platz auf der Fläche der Pyramide gewesen. Das Ganze hätte demnach eine religiöse Bestimmung gehabt. Indeß war in Babylonien und Assyrien die Religion etwas so Aeußerliches, daß gewiß noch andere Absichten bei Erbauung der Pyramide zu Grunde gelegen haben. Mit dem Sterndienst stand die Astronomie in nächster Verbindung, und zu astronomischen Beobachtungen war die fragliche Pyramide ganz besonders geeignet. Sie war ja genau nach den Himmelsgegenden orientirt und machte auf jeder Seite die Erreichung einer beliebigen Höhe bis zu 130 Fuß möglich; schon von der dritten Stufe aber beherrschte der Blick die ganze Fläche und konnte durch kein Hinderniß auf derselben in der Betrachtung des gestirnten Himmels gestört werden. Dabei war das Gebäude seiner eigenthümlichen Einrichtung nach eine gigantische Sonnenuhr, von der man jede Stunde des Tages, wenn nicht mehr, ablesen konnte. Vermuthlich steht auch die Siebenzahl der Stufen, sowie die siebenfaltige Färbung in Zusammenhang mit der Zahl der Planeten, und so begegnet sich hier ebenfalls das wissenschaftliche mit dem religiösen Moment.

Lediglich dem letztern diente endlich der Tempel, der sich inmitten der großen Fläche auf der Westecke erhebt. Obwohl hier die Zerstörung weiter als anderswo fortgeschritten war, so ließ sich doch recht gut erkennen, daß dieses Bauwerk mit besonderer architektonischer Sorgfalt behandelt war. Es erhob sich auf einem 54 Meter langen, 31 Meter breiten und mehrere Meter hohen Aufbau von Quadersteinen besonderer Qualität, zu dem auf der dem Serail zugewendeten Seite eine Treppe aus Basalt hinaufführte. Von Basalt waren auch sämmtliche sculptirte Platten, welche zur Verzierung gedient hatten. Der Umstand, daß noch eine Anzahl solcher Platten erst halb fertig auf dem Boden lagen, sowie daß das Ganze nur 6—8 Centimeter hoch mit Schutt bedeckt war, läßt darauf schließen, daß bei Zerstörung des Palastes dieser Theil erst im Aufbau begriffen war. Es ist darum sehr schwer, sich eine klare Vorstellung von seiner Beschaffenheit zu machen. Da indeß sich auch ein Säulencapital aus demselben Stein wie die erhöhte Estrade des Tempels gefunden hat, so darf man annehmen, daß der Tempel nach Art der ägyptischen eine Säulenstellung als Eingang gehabt und in seiner Art von der Größe des assyrischen Königs Zeugniß abgelegt hat. Hier werden denn auch die kostbaren Hölzer verwandt worden

sein, welche Sargon nach der Bauurkunde zum Baue lieferte und die anders, als bei einem Säulenbau, nicht gebraucht werden konnten.

Nach einer solchen Betrachtung der Königsburg erübrigt uns noch die andere Hälfte des Denkmals, welches Sargon seiner Regierung gesetzt hat. Schon zu Anfang ist gesagt worden, daß zu Dur-Sargon eine Stadt in organischer Verbindung mit dem Königspalast errichtet war. Das Kennzeichen für dieselbe ist eine weite Einfriedigung, die sich rechts und links von dem eigentlichen Hügel zu Khorsabad abzweigt, dann rechtwinkelig zu beiden Seiten abbeugt und später wieder unter rechten Winkeln zusammenstößt. Das hierdurch abgegrenzte Rechteck mißt 1760 × 1685 Meter, so daß die Fläche desselben 2,963,600 Quadratmeter, fast 300 Hektare, beträgt. Auch hier sind die Ecken wieder genau nach den Himmelsgegenden orientirt. Der Bodenraum liegt etwa drei Meter höher, als die umgebende Ebene, so daß die Höhe der Umwallung nach innen und nach außen eben so viel differirt; vom Palast her senkt sich die ganze Fläche der Stadt allmälig bis zu neun Meter Höhenunterschied. Die Einfriedigung selbst bildet eine Art von Damm, der auf der Bodenfläche 70 bis 80 Meter in der Breite hat, oben abgerundet ist und von der Ebene aus, sehr allmälig steigend, etwa 10 Meter Höhe erreicht. Der geringe Abfall hat der Bodenbearbeitung kein Hinderniß gesetzt, so daß der Pflug, wie über den ganzen innern Bodenraum, so auch über die fragliche Umwallung geht und von Jahr zu Jahr dieselbe mehr nivellirt. Hierbei setzen sich jedoch an sieben Stellen bedeutende Hindernisse in großen Hügelmassen entgegen, die aus der dammförmigen Einfriedigung steil und bollwerkartig hervortreten. Eine derselben liegt neben dem Palast, die übrigen sind je zu zwei auf eine Seite des Rechtecks vertheilt.

Die Untersuchungen des kundigen Architekten, dem wir auch hier folgen, haben unter diesen Erdaufhäufungen die Reste einer gewaltigen Stadtmauer bloß gelegt. Dieselbe ist rings um die eben beschriebene Bodenfläche in der unglaublichen Breite von vierundzwanzig Meter durchaus massiv aufgeführt. Auf der Ebene erheben sich zuerst in der Längsrichtung zwei Reihen von Kalksteinquadern, die in einer Höhe von 1,10 Meter ohne Mörtel neben einander aufgerichtet sind. Der so entstandene Zwischenraum ist mit unbehauenen Bruchsteinen und Steinresten vollständig ausgeschüttet, so daß oben eine horizontale Fläche zum Weiterbau entstand. Auf diese Unterlage ist der Körper der ganzen Mauer in derselben Weise, wie die künstliche Terrasse, aus nassen Thonsteinen aufgeführt und trägt den nämlichen Verputz, wie die Palastbauten. Nach außen ist die Mauer in ihrer ganzen Ausdehnung mit Thürmen bewehrt, die in einer Breite von 13,50 Meter und einer Tiefe von vier Meter rechteckig hervorspringen. Die Entfernung derselben von einander beträgt je 27 Meter, genau das Doppelte ihrer eigenen Breite. Im Ganzen ziehen sich solcher Bollwerke 156, oder

wenn die an der Futtermauer der Palastterrasse befindlichen hinzugerechnet werden, 170 um die Stadteinfassung. Wie Mauern und Thürme oben geendet haben, läßt sich nur aus den Darstellungen auf den Alabasterreliefs entnehmen; hiernach war allenthalben von Zinnen eine Brustwehr gebildet, welche sich vom Palastbau her fortsetzte und den Weg auf der 24 Meter breiten Straße sicherte. Die Mauer erreichte nämlich genau die Höhe der Terrasse, auf welcher sich der Palast erhebt, und bildete gleichsam die Verlängerung der dort befindlichen Esplanaden oder des Rundganges um den Palast. Von hier aus konnte man demnach zu Fuß, zu Wagen und zu Roß den Weg um die ganze Stadt auf der Mauer zurücklegen. Wenn Diodor von einzelnen assyrischen Stadtmauern erzählt, daß auf denselben drei Wagen hätten einander ausweichen können, so hat er jedenfalls dabei an etwas wirklich Vorkommendes gedacht; auf der Mauer von Dur-Sargon konnten nicht bloß drei, sondern sieben Wagen mit Bequemlichkeit an einander vorbei rollen. Indeß scheint eine solche Benutzung durch die Palastbewohner nur eine secundäre Veranlassung für die gewaltige Breite der Mauer gewesen zu sein. Der Hauptgrund war ohne Zweifel in ihrer Bestimmung als Festungsmauer gelegen. Wenn, wie es bei Belagerungen im Alterthum geschah, ein Feind versuchte, einen Gang durch die Mauer zu graben, so bereitete ihm eine Dicke von 80 Fuß ein bedeutendes Hinderniß und ließ den Belagerten Zeit, den Versuch zu vereiteln. Denn auf einer solchen Mauer konnte an jeder beliebigen Stelle ein ganzes Heer concentrirt werden, das hinter den Zinnen der Brustwehr aus gedeckter Stellung Verderben auf die Feinde schleuderte, zumal wenn diese sich zwischen die hervorspringenden Thürme wagten.

Die Arbeiten in den sieben größern Erdaufhäufungen bestätigten Place's Vermuthung, daß in denselben die Stadtthore zu suchen seien. Jede der Schuttmassen umschließt einen monumentalen Bau von bedeutenden Dimensionen, welcher zugleich der Festigkeit und der Zierde der Stadt diente. In der Beschaffenheit dieser Bauten ist ein Unterschied bemerkbar: vier Thore, je eins auf den vier Seiten, waren durchaus einfach und schmucklos gehalten und boten eine ungehinderte Einfahrt; drei andere aber, je eins auf den nicht vom Palast berührten Seiten, waren reich mit Bildwerk geschmückt, und der Thorweg enthielt eine Steinschwelle von 1,5 Meter Höhe und 3 Meter Breite, zu der auf beiden Seiten Treppenstufen hinanführten. Offenbar waren die erstern für Wagen und Vieh, die letztern nur für Fußgänger bestimmt. Ihrer architektonischen Anlage nach sind beide Arten von Thorbauten ganz gleich. Sie bilden nach der Außenseite wie nach der Innenseite der Stadt Vorbauten von neunundvierzig Meter Breite, die dort 25, hier aber nur 18 Meter hervortreten; die Grundfläche beträgt demnach $67 \times 49 = 3283$ Quadratmeter. Von diesem Flächeninhalt sind etwa

950 bis 1000 Quadratmeter unbebaut, da jeder Thorbau außer dem 4,5 Meter breiten Durchgang noch drei Hallen, einen Lichthof und ein Treppenhaus enthält. Als integrirende Bestandtheile der Mauer haben auch sie einen Unterbau von Kalkquadern und sind mit feuchten Thonsteinen aufgebaut; doch beginnt die Sohle des Thorweges erst auf der Höhe der steinernen Unterlage, so daß die Straße von beiden Seiten in geneigter Ebene hinanführt. Der letztere Umstand erklärt den im Alten Testamente so oft (z. B. Ruth 4, 1) gebrauchten Ausdruck, daß man „zum Thor hinauf geht".

So weit die durch die Thore führenden Straßen verfolgt werden konnten, waren dieselben auf beiden Seiten einfach mit Bruchsteinen gepflastert, der Thorweg selbst aber war, wie die Höfe im Harem, aus pyramidalen, mit der Spitze nach unten gerichteten Kalksteinen gebildet. Rechts und links sind die Wände der Thorwege und Binnenräume bis zu einer Höhe von 1,6 Meter mit Steinplatten bekleidet, welche in den drei ornamental behandelten theilweise durch 3,7 Meter hohe Sculpturen ersetzt sind. Unter letztern findet sich mehrmals eine Göttergestalt in hohem Relief, welche ausnahmsweise en face dargestellt ist. Ueber diesen Bekleidungen erheben sich die wie gewöhnlich verputzten Wände bis zu einer Höhe von 4,5 Meter und schließen sich dann zu einem Rundbogengewölbe von zwei Meter Radius zusammen, so daß die ganze lichte Höhe des Thorweges 6,5 Meter beträgt. Ein solches Tonnengewölbe ist an mehrern Thorbauten noch ganz unverletzt erhalten — ein Fund, welcher zur Kenntniß der assyrischen Bauweise und schließlich der gesammten assyrischen Cultur unberechenbar wichtig ist. Die Wölbung besteht aus ungebrannten, aber an der Luft getrockneten Thonsteinen, welche mit flüssig aufgerührtem Thon verkittet sind. Gleiche Gewölbe, wie der Thorweg, tragen die Hallen, welche denselben rechtwinkelig durchkreuzen. Vor der zweiten, von außen gerechnet, befand sich der Thorverschluß, zwei mächtige Flügelthüren, welche auf ehernen, hier und da noch vorhandenen Zapfen unten im Boden, oben in Ringen liefen, in der Mitte gegen einen ehernen Bolzen im Boden schlugen und in Nischen der zweiten Halle eingepaßt waren. Ueber dem Portal der Außenseite trägt die Wandfläche an den drei ornamentirten Thoren einen 0,80 Meter breiten Bogenfries aus reicher musivischer Arbeit; Göttergestalten und Rosetten wechseln auf himmelblauem Grunde zwischen geschmackvollen Einfassungen. Statt dessen haben die vier andern Thore einen einfachen, aber musterhaft ausgeführten Bogenkranz aus Kalkstein. Ueber den obern Abschluß der Thorbauten können nur wieder die bildlichen Darstellungen der Assyrer Auskunft geben; hiernach bildete der Außenbau auf zwei Drittel Mauerhöhe erst eine bewehrte Platform, auf der sich als Aufbau zwei Wartthürme mit Fensterkranz und Zinnenkrönung erhoben.

Zu diesen obern Räumen führte die Stiege, für welche am Ende der zweiten Binnenhalle das Treppenhaus angebracht war.

Eine solche Einrichtung und Beschaffenheit zeigt schon, daß wir uns unter den Thorbauten mehr als bloße Stadteingänge zu denken haben. Auch König Sargon legte, wie wir aus einer keilschriftlichen Urkunde sehen, denselben mehr als gewöhnliche Bedeutung bei. „Möge Assur," sagt er, „diese Bauwerke segnen! möge er bis zu den fernsten Tagen diese Thorwege behüten! Möge vor seinem erhabenen Angesicht die Stiergestalt bestehen, die Gottheit, die vollkommenes Glück und Zufriedenheit bringt! Möge Glück und Frieden an dieser Stätte wohnen, bis die Stiere von der Schwelle weichen!" Diese feierlichen Worte passen zu der Bestimmung, welche nur aus den eigenthümlichen Sitten des Morgenlandes abgeleitet werden kann. Wo der weibliche Theil der Familie, so zu sagen, hinter Schloß und Riegel gehalten wird, da kann ein geselliges Leben sich zu Hause nicht entwickeln. Für die Männer müssen zu vertraulichem Gespräch wie zu geschäftlichen Verhandlungen anderwärts Stätten vorhanden sein, an denen man auch ohne vorherige Verabredung sich einfindet: dies sind im Orient von jeher die Thore der Städte und der Paläste gewesen. Die Thorbauten von Dur-Sargon, in denen durch Dämmerung und Luftzug die Kühlung gewahrt blieb, zeigen, daß mehr als ein Grund vorhanden war, gerade solche Stellen zu Versammlungsplätzen zu wählen. Hiernach können wir mancherlei begreifen, was die heilige Schrift mit Anknüpfung an diese Sitte erzählt. „Als die beiden Engel nach Sodom kamen," heißt es Gen. 19, 1, „saß Lot im Thore." Der Handel, wodurch Abraham von Ephron dem Hethiter ein Stück Land zum Begräbnißplatz erwarb, ward „vor allen denen geschlossen, die sich am Stadtthore versammelt hatten" (Gen. 23, 10). Als Booz sich mit Ruth verehelichen wollte und hierzu den Verzicht der vor ihm Berechtigten nöthig hatte, „ging er zum Stadtthor hinauf und setzte sich dort nieder ..... und er nahm zehn Männer von den Aeltesten der Stadt und sprach zu ihnen: »Setzet euch hierher!«" (Ruth 4, 1. 2) Ebenso fand sich Absalom im Thorbau an seines Vaters Palast ein, um sich Anhänger zu werben (2. Sam. 15, 2). Später verordnete Cyrus, daß Alle, die am königlichen Hofe ein Amt hätten, im Thore sitzen und seiner Befehle warten sollten (Cyrop. 8, 8). Ebenso kennzeichnet Herodot (3, 120) hohe persische Würdenträger als solche, „die am Thore des Königs saßen", wie auch Mardochäus bezeichnet wird (Esther 2, 21). Der Ausdruck „Thor" ward demnach gleichbedeutend mit unserm „Hof" und hat in der Bezeichnung „hohe Pforte" diese Bedeutung bis heute behalten. Weiter müssen wir uns Heli, als die Bundeslade in's Feld gezogen war, auf der Steinschwelle des Thores sitzend und ausschauend denken, so daß der Fall vom Stuhle über die Treppenstufen ihm so verhängnißvoll werden

konnte (1. Sam. 4, 18). Vom Oberbau des Thores ist dann zu verstehen, daß David, der „zwischen den beiden Thorwegen" auf Nachricht über Absalom wartete (2. Sam. 18, 24), hinaufstieg und sich in einsamer Kammer ausweinte (33). Auf der Platform des Stadtthores steht der Wächter „und schaut, so scharf er schauen kann", als ihm der Untergang Babel's gemeldet wird (Is. 21, 7). Um endlich vollständig zu sein, müssen wir noch erwähnen, daß Place ganz zufällig durch einen verkehrt getriebenen Laufgraben zu einem Raum innerhalb des Thorbaues gelangte, der von allen Seiten vermauert und nur von oben zugänglich war. Hier war jedenfalls eines der Gefängnisse, in welches die unglücklichen Opfer von oben herabgelassen wurden; ein solches war auch auf dem Benjaminsthor zu Jerusalem, in dem Jeremias gefangen gehalten wurde (Jer. 20, 2).

Von der Stadt Sargon's ist weniger zu sagen; die Mittel Botta's und Place's reichten nicht aus, um hier erfolgreiche Nachgrabungen anzustellen. Immerhin wurde constatirt, daß sich durch dieselbe gepflasterte Straßen zogen, welche mit den Stadtmauern parallel liefen und zu beiden Seiten mit Wohnungen besetzt waren; eine nähere Kenntniß aber war den Umständen nach nicht zu erlangen.

Ueberblicken wir noch ein Mal die Menge von Einzelheiten, welche in langer Reihe an uns vorüber gegangen sind, so können wir uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Assyrer in ganz ungewöhnlicher Weise praktischen Verstand mit künstlerischem Geschmack zu vereinigen wußten. Schon die Wahl des Materials setzt uns in Erstaunen. Mit Ausnahme der Sculpturen aus Alabaster und Basalt findet sich nur dreierlei Material in den assyrischen Prachtbauten: roher Thon, gebrannte Ziegel und Kalkstein. Nirgendwo, weder zu Kujundschik, noch zu Nimrud, noch zu Karamles haben die Untersuchungen ein anderes Baumaterial zu Tage fördern können. Dabei treten die angewandten Ziegel und Kalksteine an Menge so sehr zurück, daß schließlich der Thon allein als der eigentliche Baustoff anzusehen ist, aus dem jene Bauten entstanden. Die Einfachheit dieses Materials überrascht uns um so mehr, weil es zugleich das am leichtesten beschaffbare war. Die ganze Ebene nämlich, welche sich zwischen dem Tigris und dem Khoser hinzieht, enthält gleich unter der Humusschicht oder auch zu Tage liegend auf eine Tiefe von mehrern Meter nur den Thon, welchen die Assyrer zu ihren Bauten verwandten. Dur-Sargon ist demnach, so zu sagen, aus dem Boden erwachsen, auf dem es steht. Die Assyrer haben der ersten Forderung der architektonischen Kunst, sich nach den gegebenen Verhältnissen zu richten, in wahrhaft bewundernswerther Weise entsprochen. Da aber auch Alabaster und Kalkstein mit geringer Mühe zu beschaffen waren, so müssen die Assyrer noch andere Gründe gehabt haben, gerade beim einfachsten Material zu bleiben. Vielleicht, daß die Sitte der Babylonier, denen kein

anderer Baustoff zu Gebote stand, durch Tradition beibehalten wurde. Entscheidender jedoch ist jedenfalls die im Geist der Baukunst gelegene Rücksicht auf das Klima Assyrien's gewesen. Die Hitze in Mesopotamien übersteigt jedes uns denkbare Maß; während der sechs Sommermonate fällt bei wolkenlosem Himmel auch nicht ein Tropfen Regen, so daß die Durchschnittstemperatur 33° R. beträgt; im Innern der Häuser zu Mosul steigt die Hitze selbst bis auf 40° R. Unter solchen Umständen mußte die nächste Bestimmung der Wohnungen darin bestehen, Schutz gegen eine so mörderische Atmosphäre zu schaffen. Dazu aber konnten nur Mauern dienen, welche eine bedeutende Stärke besaßen und aus einem die Wärme schlecht leitenden Material bestanden: zwei Forderungen, die durch nichts leichter, als durch Anwendung des Thons zu erreichen waren. Der Alabaster oder der Kalkstein würde schon in den ersten Sommerwochen so durchglüht gewesen sein, daß das Innere der Wohnungen Backofentemperatur angenommen hätte. Umgekehrt ist Mesopotamien in der schlimmen Jahreszeit von äußerst starken Regengüssen heimgesucht; auch diese glitten an den gewaltigen glatt verputzten Thonwänden ohne weitere Folgen ab, während das vorhandene Steinmaterial die Nässe gierig aufgesogen und während der Regenmonate nicht mehr abgegeben haben würde. Gegen die in den Wintermonaten mitunter plötzlich auftretende Kälte dienten die starken Thonmauern, welche die einmal angenommene Wärme sehr lange hielten, ebenfalls zum Schutz. Rechnet man zu diesem allem noch die außerordentliche Wohlfeilheit, womit ein im Boden vorhandenes Baumaterial zu verwenden war, so werden wir die ungemeine Geistestüchtigkeit der Assyrer auch bei diesem praktischen Bauverfahren nicht verkennen können.

Von Ziegeln, deren Bereitung aus Babylonien stammte, gibt es in den assyrischen Bauten zwei Arten, bleiche und roth gebrannte. Nirgendwo in der Welt finden sich künstliche Steine, welche an Feinheit des Korns und an Dauerhaftigkeit sich mit den assyrischen messen könnten. Der Stallboden, den Place mit solchen Platten hatte belegen lassen, widerstand drei volle Jahre den eisenbeschlagenen Pferdehufen, ohne den mindesten Schaden zu nehmen. Die Assyrier haben ihren Ziegeln auch eine Ausdehnung gegeben, welche ein unbedingtes Vertrauen auf deren Solidität beweist; sie messen durchschnittlich 40 Centimeter im Quadrat bei einer Dicke von 5 und von 10 Centimeter. Jeder solcher Steine zu Dur-Sargon trägt einen Stempel in Keilschrift: „Palast Sargons, des Stellvertreters Bel's, des Statthalters Assur's, des mächtigen Königs, des Herrschers über Assyrien." Anderer Art sind die glasirten Platten, welche zu den Mosaikverzierungen verwandt wurden; sie bestehen aus einer weichen, leicht zerreiblichen Grundmasse, die nur durch die stark aufgetragene und hart gebrannte Glasur zusammengehalten wird.

Die Kalksteine sind aus dem nahen Gebirge jenseits des Khoser genommen, wo noch verlassene Steinbrüche mit fertigen und mit halbbehauenen

Quadern, deren die assyrischen Architekten nicht mehr bedurften, zu sehen sind; mit welcher Kunst sie bearbeitet worden, geht schon aus dem früher Beigebrachten hervor.

Was oben Alabaster genannt ist, könnte auch Gyps heißen; es ist ein weiches, gleichwohl aber der Politur fähiges, körniges Gestein von grauem, schwarzgesprenkeltem Aussehen, das sich sehr leicht schneiden und bearbeiten läßt. Die häufige Verwendung desselben erklärt sich durch seine leichte Erreichbarkeit; das eigenthümliche Material liegt nämlich gleich unter der Thonschicht, tritt an vielen Stellen zu Tage und konnte von den Arbeitern so zu sagen unter den Füßen hervorgeholt werden.

Eine Nation, welche mit so einfachen Materialien so großartige Bauten herzustellen wußte, hat gewiß in architektonischer Kunst mehr als Gewöhnliches geleistet; und insofern diese als Maßstab für die Entwickelung aller Künste und Fertigkeiten gelten muß, sind die Palastbauten der Assyrer in der That die treuesten Abbilder ihres reichen Geisteslebens. Indeß liefern uns diese ehrwürdigen Reste noch eine Reihe anderweitiger Denkmale des assyrischen Geisteslebens. Hierunter sind nicht diejenigen Dinge gemeint, welche den Bewohnern der Paläste zum Gebrauch gedient haben und von ihrer Entwickelung nach der einen oder der anderen Seite hin Zeugniß geben können. Solcher Gegenstände sind im Sargons-Palast, der wiederholt geplündert worden, nicht so viele angetroffen worden, als anderswo. Bemerkenswerth ist nur, daß sich in einem Zimmer des Serails ein großer Haufe Sand vorfand, in welchem Glasgefäße geborgen waren; offenbar haben die Assyrier das zerbrechliche Material in dieser Weise sicher aufbewahren wollen. Mehr, als solche Ueberreste, führen uns einzelne Zuthaten zu den Bauten, welche von den Assyriern als unerläßlich angesehen wurden, in das Geistesleben derselben ein. Ganz besondere Bedeutung scheint der Grundsteinlegung eines Baues beigelegt worden zu sein. In der Mitte der ornamentirten Thore ist bei 2,5 Meter Mauerhöhe eine Sandschicht von sieben und mehr Meter Länge und Breite und einem Centimeter Dicke niedergelegt, in welcher zahlreiche Gegenstände aus Achat, Karneol, Turmalin und ähnlichen harten Steinen gefunden wurden; theils waren es Schmucksachen, theils Amulete, theils Petschaften, theils kleine durchbohrte Cylinder, wie man sie über das Wachs laufen ließ, um zu siegeln. Einzelne dieser Steinschleifereien tragen Aufschriften in Keilschrift, aus denen hervorgeht, daß sie ursprünglich Eigenthum babylonischer Damen gewesen sind. Wenn sich hierin bloß die leicht erklärliche Sitte zeigt, ein Andenken in den begonnenen Bau niederzulegen, so scheint dagegen der Grundsteinlegung des Königspalastes eine symbolische oder abergläubische Bedeutung beigelegt worden zu sein. Oben S. 55 war bereits die Rede von einer Stelle im Innern des Serail, an der die Mauer die unglaubliche Dicke von 25 Fuß erreicht. In der richtigen Ahnung,

daß dieſes Mauerwerk wohl nur zum Schutze beſonders wichtiger oder heilig gehaltener Gegenſtände habe dienen können, ließ Place die Mauer an drei Stellen durchgraben und fand hier die Bauurkunden, welche bei keinem babyloniſchen oder aſſyriſchen Bauwerke fehlen. Der Fund war um ſo erfreulicher, weil die fraglichen Documente in den beiden Geſtalten, in welchen die Bauurkunden überhaupt vorkommen, zugleich vorhanden waren. Die gewöhnliche Form für dieſe Urkunden iſt die eines tonnenförmigen, d. h. in der Mitte aufgetriebenen Cylinders aus Thon. An der bezeichneten Stelle kamen ſolcher Cylinder mit gleichlautender Aufſchrift nur zwei, außerdem aber noch zwölf andere vor; die größere Anzahl derſelben war in eine Außenwand des Harems auf drei Meter Höhe eingelaſſen. Alle dieſe Thoncylinder haben 20—22 Centimeter Länge bei 8—10 Centimeter mittlerem Durchmeſſer; ihre Oberfläche iſt nach der Längsrichtung durch eingegrabene Linien in zehn Felder getheilt, auf welchen in der nämlichen Richtung 6—10 Zeilen äußerſt feiner, faſt mikroſkopiſcher Keilſchrift angebracht ſind. Daneben fand Place mitten in der Mauer eine Kiſte von Alabaſter, 40 Centimeter lang, 20 breit, 30 hoch, die oben einen Deckel aus gleichem Stoff eingelaſſen hatte. In ihr lagen Platten aus Gold, Silber, Kupfer, Nickel, Blei, Alabaſter und Marmor von 8—19 Centimeter Länge und je der halben Breite; ſie ſind in der Richtung der Schmalſeiten auf beiden Flächen mit Keilſchrift beſchrieben und tragen im Ganzen den gleichen Inhalt, wie die Cylinder.

Welcher Werth auf ſolche ſchriftliche Urkunden gelegt wurde, läßt ſich aus analogen Fällen erkennen. Namentlich gibt eine Inſchrift des babyloniſchen Königs Naboned darüber Auskunft. Ein uralter König, Sagaraktyas, hatte der Sonne einen Tempel errichtet und in deſſen Fundamenten die gewöhnlichen Schriftſtücke niedergelegt. Der Tempel war zerſtört worden, und Naboned erzählt, wie viele vergebliche Verſuche ſeitdem zur Auffindung jener koſtbaren Documente gemacht worden ſeien. Der König Kurigalzu, einer ſeiner Vorgänger, habe die Nutzloſigkeit ſeiner Nachforſchungen in einer Inſchrift documentirt; der aſſyriſche König Aſarhaddon ſei nicht glücklicher geweſen; Nabuchodonoſor habe ſein ganzes Heer zur Entdeckung der Urkunde aufgeboten, alles ohne Erfolg. Endlich macht ſich Naboned an's Werk; eine Ueberſchwemmung zerſtört zuerſt ſeine Arbeiten, allein er bietet auf's neue ſeine Armee auf, und nach enormer Anſtrengung gelangt er glücklich zu der koſtbaren Urkunde des Sagaraktyas, die er wörtlich mittheilt. Der weitere Inhalt ſeiner Inſchrift zeigt, daß er nun erſt ſich für ermächtigt hielt, den zertrümmerten Tempel wieder aufzubauen.

Eine ähnliche Bedeutung haben wohl die monumentalen Inſchriften gehabt, welche den Sargons-Palaſt, wie jedes aſſyriſche Bauwerk, zieren. Lange Keilſchrift-Texte auf Alabaſterplatten erzählen an beſonders her-

vorragenden Stellen des Baues von der Größe, dem Reichthum und den Kriegsthaten des Erbauers. Zu Khorsabad steht eine vollständige Geschichte der fünfzehn ersten Regierungsjahre Sargon's als Fries in vier Sälen des Serails wiederholt. In gleich hohen, dreizehnzeiligen Columnen von ungleicher Breite zieht sich der Text, welcher in der Uebersetzung elf große Folioseiten füllt, so um die Wände, daß man beim Eintreten links den Anfang vor sich hat, dann rechts an allen Wänden vorbei geleitet wird und zuletzt wieder dem Anfang gegenüber ankommt. Ein ähnlicher, aber nicht chronologischer Text kehrt in vier andern Sälen des Serails wieder. Auszüge aus diesen Annalen stehen auf den Reliefplatten der Flügelstiere, halb über denselben, halb zwischen ihren Füßen, sowie auf einigen Platten, welche Thürschwellen bilden. Außerdem stehen, was sonst noch nirgends beobachtet ist, Inschriften auf den Rückseiten der in die Wände eingelassenen Alabaster-Reliefs. Dies sind Stücke aus der großen Inschrift; die Platten sollten ursprünglich in den bezeichneten Sälen verwandt werden, wurden aber später zu einem andern Gebrauch bestimmt. Auch finden sich im Harem noch zwei Inschriften, welche Gebete Sargon's an seine Götter enthalten.

Alle diese Inschriften haben einen charakteristischen Schluß, den am ausführlichsten die große Saal-Inschrift enthält:

„Möge Assur diese Stadt und diesen Palast segnen! Möge er diesen Gebilden ewigen Glanz verleihen! Möge er ihnen verleihen, bis zu den fernsten Tagen bewohnt zu bleiben! Möge der ausgehauene Stier, der schützende Stier, der hütende Genius immer vor seinem Antlitze stehen, möge er Tag und Nacht hier Wache halten, bis seine Füße sich von dieser Schwelle bewegen!

„Möge mit Assur's Hülfe der König, der diesen Palast gegründet, Freude an seinen Nachkommen erleben, und möge Assur seinen Stamm vervielfältigen! Möge bis zu den fernsten Tagen seine Dynastie erhalten bleiben!

„Möge ich Sargon, ich, der ich diesen Palast bewohne, vom Schicksale noch lange Jahre erhalten bleiben; möge ich ein langes Leben erfüllen in Gesundheit des Leibes und Zufriedenheit des Herzens; möge ich mich an meinen Zielen angelangt sehen!

„Möge ich in diesem Palast unermeßliche Schätze sammeln, Beute aus allen Landen, Erträgnisse von Berg und Thal!

„Wer immer du bist, der in der Folge der Tage aus meinen königlichen Nachkommen mir auf den Thron folgt: erneuere diesen Palast, falls er den Einsturz droht; lies meine Inschriften, erbaue einen Altar, bringe Opfer dar, stelle Alles wieder her; dann wird Assur dein Gebet erhören!

„Wer immer aber meine Schriften und meinen Namen austilgt, dessen Schwert möge Assur, der große Gott, zerbrechen; er möge im Lande seinen Namen und seinen Abstamm austilgen und ihm nie diese Sünde verzeihen!"

Dieſe Wünſche ſind nur zum Theil in Erfüllung gegangen. Wohl herrſchten Sargon's Nachkommen noch ein Jahrhundert lang über das gewaltige Reich, das ſich von Indien bis nach den Inſeln Griechenlands erſtreckte; wohl ward der von ihm erbaute Palaſt mit Ehrfurcht von ſeinen Nachkommen gehütet; allein eine der aſſyriſchen Quellen, von denen oben S. 44 die Rede geweſen, meldet, die Daten auf unſere Zeitrechnung reducirt:

706 den 22. September. Dur-Sargon den Göttern geweiht.

705 den 6. Juli. Dur-Sargon eingeweiht.

704 ... Sargon ermordet. 12. Juli Thronbeſteigung Sennacheribs.

IV.

Entdeckungen auf babylonischem Boden.

Die reichen Ergebnisse, welche die Forschung auf dem Boden von Nineveh belohnt hatten, riefen begreiflicher Weise das Verlangen wach, auf dem verwandten Culturboden Babel's ähnliche Untersuchungen anzustellen. Babylon brauchte ja nicht erst wieder aufgefunden zu werden. Seitdem die große Weltstadt in Folge jahrhundertelangen Mißgeschickes zu einem Trümmerhaufen herabsank, war sie schon oft das Ziel von Wanderern gewesen, welche nachher über sie berichteten. Ibn Haukal, der arabische Geograph, spricht 917 unserer Zeitrechnung von Babel als einem kleinen Dorfe. Ein persischer Geograph aus etwas späterer Zeit berichtet, es seien „kaum noch einige Trümmer von Babylon zu sehen". Benjamin von Tudela erzählt im zwölften Jahrhundert, von Babylon seien nur noch die Trümmer von Nebukadnezar's Palast übrig, diese aber wage Niemand zu betreten wegen der darin hausenden Schlangen und Scorpionen. Der Engländer Eldred, welcher 1573 Mesopotamien durchzog, beschreibt Babylon als „die alte mächtige Stadt, von der noch viele Ruinen zu erblicken sind; darunter ist auch der babylonische Thurm, der eine [englische] Meile im Umfang hat und ungefähr so hoch wie St. Paul in London sein mag". Rauwolf, der um die nämliche Zeit Babylon besuchte, erwähnt Trümmer einer alten Brücke, Ueberbleibsel von Befestigungswerken und die Ruinen des Belstempels. Pietro della Valle schildert Babylon, das er 1616 sah, als eine Ansammlung von Trümmerhügeln, die alle so mit Erde bedeckt seien, daß sie kaum als künstliche Bildungen erschienen; doch fiel ihm auf dem östlichen Ufer des Euphrat eine große quadratische Masse auf, die aus den manchfaltigsten Baumaterialien zu bestehen schien, eine Viertelstunde im Umfang hielt und sich kegelförmig erhob. Er glaubte darin das von Strabo angeführte Grabmal des Belus zu erkennen, das er mit dem babylonischen Thurme der heiligen Schrift identificirte. Der Carmeliter Vincenzo von Siena, der um 1657 aus Indien nach Europa zurückkehrte, sagt von Hillah, wo er zwei Tage verweilte: „Es ist allgemeine Ansicht, daß hier das alte Babylon stand; dafür sprechen die Lage am Ufer des Euphrat, die Fruchtbarkeit des umliegenden Landstriches und die Trümmer prächtiger Gebäude, welche ringsum in großer Zahl zu sehen sind; besonders aber die Ueberreste des babylonischen Thurmes, der noch heute Nimrodsthurm genannt wird. Wir hätten diese Bauwerke gern in Augenschein genommen, allein da aus Furcht vor Räubern Niemand uns begleiten wollte, mußten

wir den Plan aufgeben." Ausführlicher bespricht um 1700 der Dominikanerpater Emanuel vom hl. Albert die Ueberreste der großen Stadt, von der noch Mauern aus Ziegeln und Asphalt zu sehen seien. „Ehe man [von Bagdad] nach Hillah kommt, zeigt sich ein Hügel, der aus den Trümmern eines großen Gebäudes besteht. Er mag zwischen zwei und drei Meilen im Umfang halten. Ich brach daraus ein paar quadratische Ziegel, auf denen eine Schrift in ganz unbekannten Zügen angebracht war. Diesem Hügel gegenüber, zwei Stunden entfernt, zeigt sich eine ähnliche Erhebung." Nachdem er dann näher von Hillah und von einem See gesprochen hat, in welchen der Euphrat bei dieser Stadt sich ergießt, fährt er fort: „Wir gingen zu dem Hügel auf der andern Seite, den ich schon erwähnt habe, und der ebenso, wie der erstbeschriebene, eine Stunde vom Euphrat entfernt liegt. Er war dem erstern durchaus ähnlich, und ich brach auch hier einige Steine aus, welche ganz denselben Stempel, wie die früher mitgenommenen, trugen. Ich fand auf dem Gipfel dieses Hügels ein Bruchstück einer dicken Mauer, das aus einiger Entfernung wie ein Thurm aussah. Eine ähnliche Mauermasse lag in der Nähe umgestürzt; der Mörtel daran war so dauerhaft, daß sich keine Möglichkeit ergab, einen Stein unverletzt zu gewinnen. Beide Mauerreste sahen wie verglast aus, so daß sie aus dem höchsten Alterthume zu stammen schienen. Manche behaupteten, daß dieser letztere Hügel einen Ueberrest des alten Babylon bilde. . . . . Die Leute aus der Umgegend erzählten tausend alberne Geschichten von diesen beiden Hügeln, und die Juden nennen den letzterwähnten Nebukadnezar's Gefängniß." Weniger eingehend berichtet Niebuhr, der 1765 die fragliche Stelle sah, von den vorhandenen Resten; er constatirt jedoch, daß auf beiden Seiten des Euphrat eine Menge Hügel lägen, welche aus Ziegeln beständen, und welche ohne Zweifel von einer großen Stadt herrührten. Genauer konnte Beauchamp sich unterrichten, welcher zwischen 1780 und 1790 apostolischer Vicar von Babylon war. „In der Nähe von Hillah, ungefähr achtzehn Stunden südwestlich von Bagdad, sind die Ruinen des alten Babylon noch am Euphrat zu sehen; sie bestehen jedoch hauptsächlich nur aus Ziegelschutt, ausgenommen einen mächtigen Thurm, den die Europäer für den babylonischen Thurm halten . . . . Die Trümmer von Babylon sind deutlich eine Stunde nördlich von Hillah zu sehen. Besonders fällt eine oben abgeplattete Erhebung auf, welche ungefähr 200 Fuß hoch ist; sie ist sehr unregelmäßig gestaltet und von Ravinen durchfurcht. Man würde sie nicht für ein Werk von Menschenhänden halten, wenn man nicht dafür einen deutlichen Beweis in den Lagen von Ziegelsteinen hätte, woraus sie besteht. . . . Etwas höher, als dieser Hügel, nach dem Flusse hin, liegen ungeheuere Trümmerhaufen, die zum Aufbau von Hillah gedient haben und noch dienen. Diese Stelle, sowie der oben beschriebene Berg aus Ziegelsteinen heißen bei den Arabern gewöhnlich

Maklube, d. i. das drunter und drüber Geworfene.“ Nach Beauchamp besuchte der Naturforscher Olivier die nämliche Oertlichkeit und sagt darüber: „Die Stelle, wo einst Babylon stand, ungefähr zwanzig Stunden südlich von Bagdad, zeigt beim ersten Anblick keine Spur einer Stadt, und man muß hin und wieder gehen, bis die einzelnen Schutthaufen und Hügel sich von einander abheben, und bis man sich überzeugt, daß der Boden nach jeder Richtung hin aufgewühlt ist. Hier sind die Araber seit mehr als zwölf Jahrhunderten thätig gewesen, Ziegel zu brechen und wegzuschaffen, mit denen dann Kufa, Bagdad, Mesched Ali, Mesched Hussein, Hillah und sämmtliche umliegende Dörfer aufgebaut worden sind. . . . Trotzdem sind noch die Ueberreste sehr bedeutender Gebäude und dicker Mauern zu sehen, welche die Araber bis zum Fundament hinab zerstörten. Die bemerkenswertheste dieser Ruinen ist eine, welche den von Semiramis herrührenden Tempel des Belus gebildet zu haben scheint. Es ist ein Berg von bedeutender Ausdehnung, dessen Oberfläche von Erde gebildet wird, aus dem aber die Araber große gebrannte Ziegelsteine herausholen. Zwischen den einzelnen Ziegelsteinlagen sind dünne Schichten von Rohr und Asphalt. . . . Dieser Berg liegt ungefähr anderthalb Stunden nordwärts von Hillah, eine Viertelstunde vom östlichen Ufer des Euphrat entfernt. Zwischen diesem und dem Trümmerberg zeigen sich noch zahlreiche Schutthaufen und viele Fundamente alter Mauern. Hier sind auch überall die großen Mauersteine zu finden, welche Inschriften in unbekannten Zeichen tragen. Aehnliche Reste liegen auf der westlichen Seite des Euphrat und enthalten ebenfalls Steine mit aufgestempelten Inschriften.“

Die Unklarheit, welche bei solchen Berichten gelegentlicher Besucher bestehen blieb, konnte erst durch die sorgfältigen Untersuchungen gelehrter Reisenden bei mehr als vorübergehendem Aufenthalt gehoben werden. Der erste, welcher die Trümmer von Babylon zu wissenschaftlichen Zwecken durchforschte, war 1811 der schon S. 31 genannte Rich; seine Beschreibung der Ruinen erschien zuerst 1812 in den Wiener „Fundgruben des Morgenlandes“. Ihm folgte 1818 Ker Porter in Begleitung von Rich's früherem Secretair Bellino. Beide konnten Rich's Angaben um Vieles vervollständigen, und der Letztere erwarb sich durch Sammlung und Bekanntmachung der vorhandenen Keil-Inschriften noch besondere Verdienste. Hierzu kamen die Reiseberichte der Engländer Keppel (1824), Fraser (1834) und Wellsted (1840), um die in Europa gewonnene Kenntniß zu vervollständigen, so daß seitdem das alte Babylon seiner jetzigen Außenseite nach als vollständig bekannt gelten konnte.

Nachdem aber die Oeffnung der assyrischen Trümmerhügel einen so großartigen Gewinn zu Tage gefördert hatte, erwachte das Verlangen, auch das Innere der babylonischen Ueberreste zu durchsuchen, wo man

auf ähnliche Entdeckungen hoffte. Von vornherein sah man dabei von dem seit mehr als einem Jahrtausend geplünderten Babylon ab und richtete seine Aufmerksamkeit auf die übrigen Culturstätten im Chaldäerlande, von denen sowohl die heilige Schrift, als die griechischen Schriftsteller erzählen, und von denen man hoffen durfte, noch Ueberreste südlich von Babylon anzutreffen. Loftus war zuerst in der Lage, eine solche Wißbegierde zu befriedigen. Er war 1849 der englischen Commission beigesellt worden, welche die türkisch-persische Grenze festzustellen hatte, und konnte seinen desfallsigen Aufenthalt in Mesopotamien 1850 zu einer Excursion auf den Boden des alten Sinear benutzen. Ihm folgte bald nachher Layard, der erst die Haupttrümmerstätten von Babylon einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen hatte und von seinem Forschertriebe bis tief gegen Süden weiter geführt wurde. Eben hierher hatte inzwischen auch das französische Gouvernement auf Anregung der Pariser Akademie beschlossen, eine wissenschaftliche Commission zu entsenden. An die Spitze derselben wurde Fresnel, gewesener Consul zu Djedda in Arabien, gestellt und ihm der Architekt Thomas und der damals noch junge Orientalist Oppert, ein geborener Deutscher, zugesellt. Nachdem das Parlament am 8. August 1851 dem Minister Faucher die nöthigen Gelder bewilligt hatte, brach die Commission schon am 1. October von Paris auf, erreichte aber erst am 1. März Mosul, am 27. Mai Bagdad, das damals von den Arabern der Umgegend belagert war. Statt sich an letztere anzuschließen, zog die französische Commission in Bagdad ein und verschloß sich dadurch den größten Theil des von den Arabern durchschwärmten und den Türken nur dem Namen nach unterworfenen Südlandes. Ueberhaupt zeigte sich bald, daß in dem unruhigen und leidenschaftlichen Fresnel, so wie in zwei unpraktischen Gelehrten (die, um sich in einer kalten Nacht zu wärmen, das Holzgerüst ihrer Reisezelte an's Feuer legten) nicht die geeignetsten Männer für ein solches Unternehmen gefunden worden waren. Die vielbesprochene Expédition scientifique en Mésopotamie hatte als Resultat ihrer Arbeiten bis zum 1. Juli 1854, da Oppert allein wieder nach Paris zurückkehrte, statt der ihr gestellten Aufgabe, bloß eine genauere Durchforschung der Ruinen von Babylon und die Feststellung der Topographie dieser Stadt aufzuweisen; obendrein ging die Sammlung der gefundenen Alterthümer zugleich mit Place's assyrischen Denkmälern auf dem Tigris zu Grunde. Bei alledem blieb es Rawlinson vorbehalten, die Hauptruine von Babylon im Jahre 1854 einer neuen und gründlichen Durchforschung zu unterziehen und die Bau-Urkunde des Königs Nebukadnezar hervorzuholen, welche den französischen Forschern entgangen war. Gleichzeitig waren noch zwei englische Männer unter den größten Beschwerden in den Süden gedrungen, um antiquarische Nachforschungen anzustellen: Loftus untersuchte im Auftrage des

‚Assyrian Excavation Fund' im Winter 1853—54 die uralten Ruinenstätten, welche die Araber Sinkarah und Warka nennen, während Taylor auf Kosten des britischen Museums die ähnlichen Ueberreste durchforschte, welche Mugeir, Abu Schahrein, Tell el Lahm heißen. Seit dieser Zeit ruhen die Ausgrabungen auf babylonischem Boden vollständig, da Taylor seine Arbeiten in das nördliche Assyrien verlegt hat, wo nicht so außerordentliche Gefahren die Gesundheit und das Leben der Forscher bedrohen.

Als Resultat dieser mühevollen Untersuchungen ist vor Allem die genaue Kenntniß des babylonischen Landes und seiner Hauptstadt anzusehen. Das alte Babylonien nahm dieselbe Fläche ein, welche die heilige Schrift Sinear nennt, d. h. die ganze Ebene auf den beiden Seiten des untern Euphratlaufes bis zum persischen Meerbusen hin. Der letztere schnitt früher tiefer in's Land hinein, so daß der Tigris, man weiß nicht, ob in geschichtlicher oder vorgeschichtlicher Zeit, das Meer erreichte, ohne sich mit dem Euphrat zu vereinigen. Dieses Vorschieben des Festlandes ist durch die gewaltigen Anschwemmungen zu erklären, welche der Euphrat Jahr um Jahr fortsetzt. Von ihm ist überhaupt das gesammte Land, welches er in seiner untern Hälfte durchströmt, so abhängig, wie es kaum anderswo der Fall sein kann. Wenn im März der Schnee auf dem armenischen Gebirge zu schmelzen beginnt, so fängt der Euphrat, wie der Tigris, langsam zu steigen an und wächst stetig bis zur Mitte des Mai; auf seinem höchsten Wasserstande, der vier bis fünf Meter mehr als der gewöhnliche beträgt, bleibt er 30 bis 40 Tage unverändert, und ebenso stetig, wie sie herangewachsen, verläuft sich dann die Wassermasse wieder. Ende October schwillt der eine wie der andere der beiden Zwillingsströme durch die Winterregen von neuem an, bis die Decemberfröste beide auf den niedrigsten Stand zurückführen. Während nun der Tigris, der in einem tief eingeschnittenen Bett daherfließt, erst im untersten Fünftel seines Laufes genöthigt ist, beim Steigen des Wassers über seine Ufer zu treten, kann das Bett des Euphrat schon bald nach dessen Eintritt in die Ebene der steigenden Wassermasse nicht mehr genügen. Der gewaltige Strom fließt nämlich zwischen sehr flachen Ufern hin und erhöht sein Bett fortwährend durch die Menge von Schlamm, welche er aus den Mergellagern an seinem obern Lauf abspült. Die Folge davon ist, daß schon im April seine Wasserfluten die Ebene nach beiden Seiten auf unübersehbare Entfernungen hin bedecken. Da nun auch die Schlammablagerung die Uferränder fortwährend erhöht, so kann die ausgetretene Wassermenge nicht vollständig wieder zurückfließen und bleibt als morastige Lache das ganze Jahr hindurch stehen. Selbst bis zum Tigris dehnen diese Marschen sich aus, und da derselbe in seinem untern Lauf ähnliche Ueberschwemmungen bewirkt, so ist das frühere Sinear jetzt nichts als eine mit weit ausgedehnten Sümpfen und stehenden Wasserspiegeln

bedeckte Ebene: eine „Seewüste", wie der Prophet sie schon genannt hat. (Is. 21, 1.)

Indeß geben die Trümmerhügel, welche auf diesem trostlosen Boden emporragen, allenthalben den Beweis, daß es einst anders war. In der That hat der Boden seiner Zusammensetzung nach eine Beschaffenheit, welche unter günstigen Umständen die reichste Fruchtbarkeit verbürgen müßte. Nur weil er einen großen Theil des Jahres zum Morast wird und einen andern Theil desselben unter einer Sonnenhitze von 42° R. glüht, kann keine Vegetation gedeihen. Zu einer Zeit, da dieser Zustand noch nicht so weit fortgeschritten war, haben die ältesten Bewohner des Landes beiderlei Schäden durch eine sorgfältige Canalisirung abzuhelfen gewußt. Ein Netz von zahllosen größern und kleinern Canälen, von deren ausgetrockneten Betten noch jetzt wenigstens vierzig bei jeder Tagereise überschritten werden müssen, nahm das überflüssige Wasser des Euphrat auf und vertheilte dasselbe allenthalben durch's Land; so wurde zugleich der Boden befruchtet und die sengende Hitze gemildert. Mit dem Verfall der Staatsverfassung und der Civilisation, welche diese Umgestaltung herbeigeführt, verfiel auch das einzige Mittel, wodurch das Land bewohnbar erhalten wurde, und seitdem nimmt die Verwüstung von Jahr zu Jahr zu.

Inmitten eines solchen Landstriches voll Seen, Morästen und theils trockenen, theils stagnirenden Canälen liegt im Paschalik von Bagdad, etwa zwanzig Stunden südlich von dessen Hauptstadt, die Stadt Hillah auf dem rechten Ufer des Euphrat, der hier im Ganzen eine südsüdöstliche Richtung nimmt. Sie zählt seit der letzten großen Pest nur noch 15000 Einwohner, die auf dem Euphrat lebhaften Handel treiben und hierdurch, wie durch ihre ausschweifenden Sitten, an die frühern Bewohner dieser Stelle erinnern. Daß nämlich hier das alte Babel, bei den Griechen Babylon, gestanden hat, kann nach der nie unterbrochenen Tradition nicht bezweifelt werden. Die Trümmer der uralten Stadt beginnen schon vierzehn Kilometer nördlich von Hillah und erstrecken sich in einer Breite von neunzehn bis zwanzig Kilometer auf beiden Flußufern südwärts noch zehn Kilometer über die Stadt hinaus. Die Haupteigenthümlichkeit der babylonischen Reste liegt nicht sowohl in der Größe der wenigen Gebäulichkeiten, welche die Aufmerksamkeit der ältern Reisenden erregt haben, als vielmehr in der ungeheuern Ausdehnung des gesammten Ruinenfeldes. Dieses besteht nämlich in seiner ganzen Weite nur aus Bautrümmern: theils sind es gut erhaltene Mauerreste, theils wellenförmige Anhäufungen von gebrannten Ziegeln und sonntrockenen Lehmsteinen, von Asphaltstücken und Thonscherben. Aus der unsäglichen Einförmigkeit dieser in einander fließenden Trümmermasse heben sich hier und da die bedeutenden Baureste ab, welche in den angeführten Reiseberichten aus früherer Zeit schon erwähnt sind. Es sind dies

auf dem linken oder östlichen Ufer in der Richtung des Stromes zuerst die von Beauchamp schon bezeichnete Maklubeh (Ruine), von den Arabern Babil genannt, eine ursprünglich quadratische Masse von Ziegelsteinwerk, ungefähr ein Kilometer vom Euphrat entfernt; dann der sogenannte Kasr oder Königspalast, ein schon im Grundriß manchfach zusammengesetztes, jetzt aber durch die Steinbrüche der Araber maßlos zerrissenes Bauwerk; noch südlicher der niedrige, aber weitgestreckte, bis Hillah gegenüber reichende Tell Amran, ein Ziegelberg von Regenrillen zerrissen. Weiter in's Land hinein bezeichnen vereinzelte Trümmerreihen die Umfassungsmauern der gesammten Stadt oder ihrer einzelnen Abtheilungen; näher am Fluß, der hier seinen Lauf etwas westlich verlegt hat, sind die Werfte erkennbar, welche denselben einschlossen; über die Ebene endlich zerstreut liegen größere Erhebungen, welche die Stelle bedeutenderer Bauwerke anzeigen. Auf dem westlichen Ufer liegt zwei Stunden südwestlich von Hillah der Birs Nimrud, d. i. Nimrodsthurm, nach Ritter's Ausdruck „die erhabenste und urälteste Ruine des Erdballs", eine langgestreckte, pyramidal endende Anhöhe mit Maueraufsatz, weithin von andern Schuttmassen umgeben. Alle diese Ruinen zeigen eine gemeinsame Beschaffenheit. Der Kern des Mauerwerkes besteht aus sonntrockenen Lehmsteinen, die mit Lagen von Schilfrohr abwechseln, von Luftcanälen durchzogen sind und in ihren untern Schichten mit Asphalt, in ihren obern mit aufgerührtem Lehm gebunden sind; um dieses Innere herum findet sich ein Mantel von hartgebrannten Ziegeln, welche über einen Fuß im Quadrat auf 7—9 Centimeter Dicke halten und mit einem fast unzerstörbaren Mörtel verbunden sind.

Babil (früher Mudjelibeh genannt) oder Maklubeh, die durch ihren Namen allein noch an das alte Babylon erinnert, ist eine solide Masse von Ziegelwerk, innerhalb welcher einzelne Kammern wohl nur zur Ziegelersparniß oder Vermehrung des Luftzugs in den Luftcanälen angebracht sind. Sie war ursprünglich quadratisch und mit den Seiten, nicht mit den Ecken, orientirt. Die einzig noch erhaltene Südseite mißt 180 Meter, genau ein griechisches Stadium; die Höhe beträgt jetzt noch 40 Meter. Da die sonntrockenen Ziegel mit Schilfrohr und Asphalt verbunden sind, so bildet der erhaltene Baurest nur den Unterbau eines großartigen Monuments, das sich allem Anscheine nach stufenförmig als Pyramide erhob. Die gestempelten Steine der Bekleidung tragen den Namen Nabuchodonosor's; kein älteres Document ist zu Babil gefunden worden. Auf andern Inschriften ist aber bestimmt von diesem Bauwerk als einem Heiligthum die Rede, wo Merodach Orakel gab, und wo sich auch eine Cultstätte für seine Gattin Zarpanit oder Mylitta befand. Dieser Tempel war hoch berühmt, so daß auch die assyrischen Könige seiner in ihren Inschriften Erwähnung thun; Nebukadnezar gibt ausdrücklich an, daß er ihn verschönert und mit Mauern umgeben habe. Demnach kann

das Gebäude nichts anderes gewesen sein, als das von Herodot sogenannte Grabmal des Belus, das Diodor als ein Heiligthum des Belus beschreibt, und von dem Strabo berichtet, es habe ein Stadium in der Seitenlinie der quadratischen Grundfläche gemessen. Der Letztere fügt hinzu, es sei eine Pyramide gewesen, die auch ein Stadium Höhe hatte; diese überragte demnach mit 180 Meter Höhe alle Gebäude, die je von Menschenhand errichtet worden sind. Xerxes ließ sie gewaltsam zerstören; Alexander versuchte vergebens sie wieder herzustellen und begnügte sich damit, den erhaltenen Rest zur Festung umzuwandeln. Wie es scheint, begann hier die langsame Zerstörung Babel's, indem die Bausteine für Seleucia und Ktesiphon hierher genommen wurden.

Der Name Kasr (Schloß) beruht auf der alten Tradition über die Bedeutung dieser Ruine. Es ist eine Trümmeransammlung in Gestalt eines Rechtecks von 400 Meter Länge und 350 Meter Breite. Von ihrem jetzigen Aussehen berichtet Oppert: „Als wir anfingen zu graben, fanden wir nur Staub; denn die große Palastruine, welche eine Oberfläche von vierzehn Hektaren einnimmt, ist bloß eine weite Ansammlung von Schutthaufen: es ist eine kleine Schweiz, in der Berge und Thäler so gehäuft sind, daß man sich ohne Compaß oder ohne lange Gewöhnung gar nicht zurechtfinden kann. Es mögen an dreihundert einzelne Hügel [mit einer Durchschnittshöhe von 70 Fuß über dem Euphrat] zusammen sein; die Steinbrecher indeß, welche die Haufen von Ziegelstaub durchsuchen, machen aus jedem Hügel ein Thal und aus jedem Thal daneben einen Hügel. Seit vielen Jahrhunderten ist der Kasr geplündert worden, und nur bei sehr tiefgehenden Ausgrabungen könnte man hoffen, noch unberührtes Mauerwerk zu finden." Auf der Westseite der Ruine jedoch steht für jetzt noch ein Stück wohlerhaltenes Mauerwerk mit Thoreingang, das zur Ringmauer gehört hat. Es ist mit den schönen, äußerst harten Ziegelsteinen bekleidet, die gewöhnlich den sonntrockenen Mauerkern umgeben, und die mit dem vortrefflichsten Mörtel der Welt verbunden sind. Sie tragen hier sämmtlich, wie auch zu Babil, auf der nach unten gekehrten Seite eine Keilinschrift, die bald in drei, bald in vier, bald in sieben Zeilen denselben Wortlaut wiederholt: „Nabuchodonosor, König von Babylon, Wiederhersteller der Pyramide und des Thurmes, ältester Sohn Nabopalassar's, des Königs von Babylon." Auf der Façade sind indeß auch noch Spuren eines Bindemittels zu sehen, durch welche etwas auf derselben befestigt gewesen ist. Ferner finden sich im Schutt an dieser Stelle unzählige Bruchstücke von bunten, glasirten Thonplatten, welche am obern Rande eine Nummer und auf der Rückseite Spuren des nämlichen, schon erwähnten Bindemittels zeigen; darunter waren auch weiße Keilbuchstaben auf blauem Grunde. Nun erzählt der griechische Geschichtsschreiber Diodor, daß die Mauer des babylonischen Königspalastes

bunte Darstellungen von Jagdscenen getragen habe, auf denen Ninus und Semiramis abgebildet gewesen. Dies spricht schon dafür, daß der Kasr wirklich, wie die Tradition festhält, der Königspalast Nebukadnezar's gewesen ist. Ungefähr in der Mitte des ganzen Trümmerhaufens, wo jedenfalls das Serail, die eigentliche Herrscherwohnung, gestanden hat, sind auch Kalksteinplatten mit der Inschrift gefunden worden: „Großer Palast Nabuchodonosor's, des Königs von Babylon, des Sohnes Nabopalassar's, des Königs von Babylon, der die Ehre der Götter Nebo und Merodach, seiner Herren, vermehrt." Hier war also die Residenz, welche Nebukadnezar sich auf der linken Euphratseite baute, nachdem seine Vorfahren immer in einem Schlosse auf der rechten Seite gewohnt hatten. Die Lage war glücklich gewählt, denn die Aussicht vom höchsten Punkte des Kasr beherrscht noch jetzt den Euphrat aufwärts und abwärts und die ganze weite Ebene von Babylon. Von dieser Schöpfung Nebukadnezar's berichtet der jüdische Geschichtsschreiber Josephus nach dem Chaldäer Berossus, sie sei in fünfzehn Tagen vollendet worden. Jedenfalls ist hierbei zu denken, daß erst sämmtliche Materialien fertig gestellt und herbeigeschafft waren; trotzdem erschien die Angabe immer unglaublich. Allein eine monumentale Inschrift Nebukadnezar's, die sich jetzt in London befindet und von seinen Unternehmungen überhaupt spricht, gibt ganz das Nämliche an: ina XV yum sibirsa usaklil, „in fünfzehn Tagen habe ich das herrliche Werk vollendet." Bei dem Gedanken an die Thatkraft, welche hierzu ungezählte Menschenarme in Bewegung setzte, können wir uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß wir zu den Epigonen gehören, welche die Unternehmungen früherer Geschlechter bloß bewundern können. Nehmen wir hinzu, daß dieses gewaltige Unternehmen nur eines von den vielen war, die Nebukadnezar ausführte, so begreifen wir um so besser, warum der Stolz in ihm schwoll, als er auf dieser hochgelegenen Stelle umherging und Babylon als Mittelpunkt des reichsten und fruchtbarsten Landes auf Erden zu seinen Füßen sah. (Dan. 4, 26. 27.) In der schon erwähnten Keilinschrift sagt er: „Ich habe den Palast errichtet, den Sitz meines Königthums, das Herz Babels, im Lande Babylonien, ich habe seine Fundamente tief unter dem Flußspiegel legen lassen; ich habe den Bau documentirt auf Cylindern von asphaltirtem Mauerwerk umschlossen. Mit deinem Beistand, o erhabener Gott Merodach, habe ich diesen unzerstörbaren Palast errichtet. Möge der Gott in Babel thronen, möge er dort seine Wohnung nehmen, möge er ihre Einwohner siebenfach mehren! Möge sie durch mich das Volk Babyloniens beherrschen bis zu den fernsten Tagen!" Allein nur ein Jahrhundert später verlor das babylonische Volk seine Macht und seine Selbständigkeit an Cyrus, und der Königspalast beherbergte den persischen Satrapen, bis Alexander der Große kam, um der persischen Monarchie ein Ende zu machen und — in diesem nämlichen Palaste zu sterben.

Siebenhundert Meter südlich vom Kasr beginnt der Tell Amran Ibn Ali, „der Hügel Amran's, des Sohnes Ali's". So nennen die Araber nach einem mohammedanischen Heiligen, der hier begraben liegt, den dritten Trümmerberg. Derselbe erhebt sich dicht an einer breiten Senkung, welche den alten Euphratlauf auf dem jetzigen östlichen Ufer des Flusses bezeichnet. Er stellt ein auf allen Seiten zerrissenes und von zwei tiefen Ravinen gespaltenes Trapez dar, das auf seinen Langseiten 500 und 300, in der Breite ungefähr 400 Meter mißt, eine Fläche von 15 Hektaren einnimmt und sich bis zu 30 Meter Höhe erhebt. Sein steilster Abfall ist auf der dem Flusse entgegengesetzten Seite. Er ist voller Gräber, die aus einer spätern, als der babylonischen Zeit datiren. Die Ziegelsteine, welche zu diesem Gebäude gehörten, tragen den Stempel Nabuchodonosor's, wie überall; indeß erzählt keine bisher gefundene Urkunde von der Errichtung dieses Bauwerkes. Es ist daher wahrscheinlich, daß in dieser Trümmermasse die Reste der sogenannten hangenden Gärten zu suchen sind, die er nach Berossus' Angabe erst in spätern Lebensjahren herstellen ließ. Dies waren große Terrassen, die sich in vier Stufen auf einem System von 22 Fuß dicken, 60 Fuß von einander entfernten Mauerpfeilern erhoben und auf den einzelnen Etagen Baumpflanzungen trugen. Sie fielen bloß auf drei Seiten ab, während die vierte senkrecht mit einer ungeheueren Mauer abschloß. Die ganze Höhe dieses abenteuerlichen Bauwerks war 78 Meter; die oberste Terrasse maß noch 110 Meter im Geviert und trug ein Sommerhaus nebst den Maschinen zur Bewässerung des Gartens aus Canälen, welche sich vom Euphrat her unter dem Mauerwerk herzogen. Nach den alten Geschichtschreibern hat Nebukadnezar diese Anlage einer medischen Gattin zu Liebe hergestellt, welche in dem ebenen Babylonien einen Ersatz für die Berge ihres Vaterlandes verlangte; vielleicht, daß das Unternehmen die Spuren des nicht ganz ausgetilgten Wahnsinns an sich trug. Gelänge es, den Grundstein und die Bauurkunde im Tell Amran ausfindig zu machen, so würden wir gewiß um ein wichtiges historisches Document reicher; denn keinesfalls hat Nabukadnezar hier vergessen, von seinem Siege über die Juden und dem Falle Jerusalems irgend eine Erwähnung zu thun.

Von Tell Amran her um den Kasr herum bis nach Babil zieht sich eine Reihe von alten Steinbrüchen durch den Boden hin. Hier liegen, abweichend von dem sonst beobachteten Brauch, sehr hart gebrannte Steine in einer Mauerspeise von Asphalt, ganz wie es bei Wasserbauten sein müßte. Oppert konnte constatiren, daß durch den Boden eine lange Mauer lief, und ein niedriger Stand des Euphrat ließ ihn erkennen, daß dieselbe sich nordwärts unter dem Wasserspiegel fortsetzte. Da nun die hier gefundenen Steine den Namen Naboned's tragen, der nach Berossus den Euphrat in Werftmauern einfassen ließ, so ist nicht zu bezweifeln, daß die

Mauerreste auf der östlichen Seite das alte Ufer des Euphrat bezeichnen, der inzwischen etwas nach Westen abgewichen ist. Dem Tell Amran gegenüber liegt dem entsprechend die Mauer, welche das rechte Ufer bezeichnet; hier sagt eine Inschrift, daß Nerigliſſor die Wasserbauten vollendete.

Außerdem liegen auf dem linken Euphratufer noch lange Wälle oder Dämme, die sich zum Theil bis auf 10 Meter Höhe erheben; es sind die Ueberbleibsel der mehrfachen Einfriedigung, welche die königliche Residenz umgab, und welche, nachdem sie des äußern Mantels von Backsteinen beraubt ist, nur mehr Erdhaufen darstellen kann. Andere hervorragende Trümmer, die ihrer Menge wegen nicht haben untersucht werden können, bezeichnen jedenfalls die ansehnlicheren und wichtigeren Gebäude der Stadt. Ganz im Nordosten des ungeheuern Ruinenfeldes, 14 Kilometer von Hillah entfernt, liegt noch isolirt eine weite, unsäglich trostlose Ansammlung von Trümmern, deren Mittelpunkt ein von den Arabern Al-Heimar oder Oheimir genannter Hügel ist. Hier stand einer Inschrift zufolge ein Tempel des Nergal; da diese Gottheit nach Angabe der h. Schrift (4. Kön. 17, 30) besonders von den Cuthäern verehrt wurde, welche in nächsten Zusammenhang mit den Bewohnern von Babel gebracht werden, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß hier Cutha als Vorstadt oder Theil von Babylon zu suchen ist. Von hier aus schickte der assyrische König als gleichzeitiger Beherrscher Babyloniens Colonisten in das entvölkerte Land Israel, welche den Samaritanern den Ursprung und im Munde der Juden den Namen Cuthäer gaben.

Großartiger und wichtiger, als alle bisher genannten Ueberreste, ist der auf der rechten Euphratseite, zwölf Kilometer südöstlich von Hillah, gelegene Birs Nimrud, d. i. Nimrodsthurm. Die Araber gebrauchen diesen Namen nach alter Tradition in Uebereinstimmung mit der biblischen Angabe, daß der Anfang von Nimrod's Herrschaft Babel war (Gen. 10, 10). Alle Reisenden sprechen von dem gewaltigen Eindruck, welchen der Anblick der großartigen Ruine hervorruft. Schon auf der Hälfte des Weges zwischen Bagdad und Hillah, in einer Entfernung von zwölf Stunden, ist sie sichtbar. Beim Austritt aus dem Thor von Hillah erscheint sie als ein Berg, den man im Augenblick erreichen zu können glaubt; allein mit jedem Schritt wächst dieser Berg an Größe und Bedeutung, bis er nach zweistündigem Ritt in seiner ganzen Erhabenheit betrachtet werden kann. Nachdem das Auge sich erst an das Chaos von Ziegeln, Thonscherben und Basaltstücken gewöhnt hat, welches die ganze Umgebung in größern und kleinern Hügeln ausfüllt, ist man in den Stand gesetzt, den großartigen Eindruck in sich aufzunehmen. Die erste Aufmerksamkeit des Reisenden, der von Hillah kommt, erregt ein weiter Trümmerhügel, den die Araber Tell Ibrahim el Khalil, d. i. Hügel Abraham's des (Gottes-) Freundes, nennen, wie sie

denn überhaupt Abraham in die nächste Beziehung zu Nimrud setzen. Diese Anhöhe ist im Grundriß ein langgestrecktes Trapez von mehr als 500 Meter Länge und 300 Meter größter Breite, das sich ziemlich steil erhebt und in einer Höhe von mehr als 20 Meter mit einer Fläche von 300 Meter Länge und 200 bis 150 Meter Breite abschließt. Das Ganze ist aus Ziegeln, wie sämmtliche babylonische Bauwerke, aufgeführt. Trotz ihrer nicht unbedeutenden Höhe erscheint diese Trümmermasse doch sehr niedrig gegen den in einer Entfernung von 100 Meter dahinter aufragenden Birs Nimrud selbst. Derselbe zeigt bei näherer Betrachtung eine viereckige rechtwinkelige Grundfläche von etwa 710 Meter Umfang und 18 Meter Höhe, die mit ihren Ecken nach den Himmelsgegenden orientirt ist. Diese Unterlage trägt auf der südwestlichen Hälfte einen kegelförmigen Aufsatz von etwa 46 Meter Höhe, der nach Nordosten hin allmälig in den Unterbau ausläuft, nach Nordwest und Südost aber steiler abfällt und in der Unterlage eine Vorstufe hat. Demnach steigt der ganze Bau auf der Südwestseite 160 Meter breit bis zu einer Höhe von 65 Meter, wo ein gewaltiger Mauerpfeiler von 10 Meter Höhe und 8 Meter Breite und Dicke die Spitze krönt. Dieses sonderbare Bruchstück bildet augenscheinlich die Ecke eines frühern weiter fortlaufenden Mauerwerks und trägt die Spuren gewaltsamer Zerstörung durch Feuer an sich. Manche Stellen desselben sind vollständig verglast, und der ganze Pfeiler ist wie in ungeheuerer Hitze von oben nach unten gesprungen. Ringsum liegen große Mauertrümmer, die sämmtlich auswendig geschmolzen, und deren Ziegelsteinlagen sogar in der Hitze gebogen sind; ähnliche verglaste Trümmer sind von dort über die Abhänge des Schuttkegels hinunter gerollt. Sonst ist die äußere Fläche des ganzen Ruinenberges ein trostloses Einerlei von Zerstörung und Verödung. Hier und da drängen sich unversehrte Reste von Mauerwerk hervor, sonst aber ist Alles durch den Schutt verwitterter Ziegelsteine und einen uralten Flechtenüberzug zu einer einzigen todten Masse geworden. Tiefe Ravinen, von den gewaltigen Regengüssen Mesopotamiens eingerissen, zeigen, wie die Zerstörung noch stets fortschreitet. Um diese ganze Trümmerwelt zieht sich rings eine Reihe niedriger Hügel und Mauertrümmer, die sich deutlich als eine rechtwinkelige Umwallung von fast fünf Kilometer Länge und Breite erkennen läßt, und die auf der Nordostseite wie zum Eingang unterbrochen ist.

Ueber diesen Trümmerberg sprach schon Rich bestimmt die Ansicht aus, er sei ursprünglich terrassen- oder treppenförmig aufgemauert gewesen, und es sei demnach in ihm der *Tempel des Bel* zu suchen, dem Herodot ein solches stufenförmiges Aussehen beilegt. Layard glaubte nach eigener sorgfältiger Untersuchung Rich zustimmen zu müssen und versuchte bereits, durch Conjectur aus den Schuttmassen der Vorstufe und des Mauerberges selbst die treppenförmige Pyramide darzustellen. Hiernach hätte der oberste

Mauerpfeiler die Ecke eines solchen Stockwerkes gebildet, wie Herodot deren acht auf den Belstempel rechnet; ob aber dieser Absatz den höchsten „Thurm" darstellte, oder ob sich weitere Constructionen darüber erhoben, konnte einstweilen nicht bestimmt werden. Später jedoch lieferten die sorgfältigen Nachgrabungen, welche Rawlinson persönlich leitete, den Beweis, daß der Birs Nimrud unter dem Schutt noch jetzt die Stufenpyramide birgt, welche Herodot als den Tempel des Bel beschreibt. Der beschriebene Mauerpfeiler ist, wie es scheint, der Eckansatz des sechsten „Thurmes"; einer oder zwei (s. S. 62) müssen also bei der Zerstörung des Baues heruntergefallen sein. Rawlinson überzeugte sich, daß das Ganze eine solide Ziegelsteinmasse ist, die nur im Fundamente einige gewölbte Räume zeigt und von den gewöhnlichen Luftcanälen durchzogen ist. Dies stimmt genau mit Herodot's Beschreibung überein, wonach der eigentliche Tempel des Gottes erst im letzten Thurm oder Stockwerk sich befand. Auch stammt das äußere Mauerwerk, wohl das vollkommenste, das es auf Erden gibt, sicher aus der Zeit, in welcher der Belstempel errichtet wurde, nämlich aus der Zeit Nabuchodonosor's, dessen Name jeder Baustein trägt. Endlich konnte Rawlinson, der mit der babylonischen Bauweise durch jahrelange Beobachtung vertraut war, seinen Arbeitern schon im voraus die Stellen bezeichnen, wo sich die Bauurkunde finden müsse, und wirklich kamen auch aus den vier Ecken die vier Cylinder in seine Hand, welche auf sechszig Zeilen feiner Keilschrift die Errichtung des Baues durch Nebukadnezar documentiren.

Hiernach ist der Birs Nimrud der Ueberrest eines Bauwerkes, das einst zu den sieben Wundern der Welt gerechnet wurde und bis in's fernste Abendland bekannt war. Nebukadnezar nennt ihn „den Tempel der sieben Planeten, welcher Borsippa's Thurm ist," und gibt an, daß „frühere Könige ihn erbaut und bis auf die Höhe von zweiundvierzig Ellen gebracht, aber nicht vollendet" hätten. Dem entsprechend läßt noch heute das Mauerwerk deutlich eine ältere und eine jüngere Bauperiode unterscheiden. Auch die griechischen Geschichtschreiber erzählen, daß Nebukadnezar den Belstempel bloß ausgebaut habe, während sie die Entstehung desselben auf Semiramis, d. h. in ein fabelhaftes Alterthum zurückführen. In welche Zeit die Babylonier selbst seine Erbauung versetzen, zeigt der einheimische Name, der im Griechischen Borsippa, auf der Cylinderschrift aber Barsip lautet. Die zweite Hälfte desselben ist leicht als das babylonische Wort für „Sprache" (hebräisch saphâh) erkenntlich; die erste dagegen kann entweder mit dem heutigen „Birs" identisch sein (Bars-sip) und „Thurm" heißen oder von barar abzuleiten sein, welches „verwirren" bedeutet. Barsip oder Borsippa ist demnach entweder „der Sprachenthurm" oder, was vielleicht noch wahrscheinlicher ist, „die Sprachverwirrung". Hiernach zu schließen, haben auch die Babylonier das Andenken an jene wichtige Begebenheiten bewahrt,

welche die heilige Schrift aus den ersten Zeiten der Menschengeschichte erzählt und gerade nach Babel verlegt. Die Stadt, welche zugleich mit dem „babylonischen Thurm" entstand, kann nichts Anderes gewesen sein, als die auf dem rechten oder westlichen Euphratufer gelegene Altstadt, zu welcher erst durch Nebukadnezar die Neustadt auf dem linken Ufer hinzugefügt wurde, so daß die große Weltstadt von da an zu beiden Seiten des Euphrat gelagert war. Auch zur Zeit der höchsten babylonischen Blüte behielt das uralte Borsippa den Ruhm, das älteste Heiligthum der Heidenwelt zu bergen, und blieb der Mittelpunkt der astronomischen Studien, welche mit der religiösen Anschauung der Babylonier im engsten Zusammenhange standen. Daher trug der Tempel dortselbst nach seiner Vollendung, wie Rawlinson beobachten konnte, auch die sieben Farben der sieben Planetensphären und zeigt überhaupt ganz dieselbe Beschaffenheit, welche nach S. 62 an dem Observatorium des Königs Sargon zu bemerken ist.

Wenn nach allem Angeführten die Ueberreste des gewaltigen Babylon an Masse und Umfang einzig da stehen, so hat das babylonische Land doch auch noch manche andere Denkmale frühzeitiger Cultur aufzuweisen. Die heilige Schrift sagt uns Gen. 10, 10, daß neben Babel bald andere bedeutende Städte im „Nimrodslande", wie Babylonien Mich. 5, 6 heißt, sich aufthaten. Die Trümmer solcher Städte sind durch die ganze Ebene südlich von Babylon zerstreut und würden längst die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen haben, wenn nicht die Ueberschwemmungen und die furchtbare Hitze sie den größten Theil des Jahres hindurch unzugänglich machten. Bloß vom November bis März ist ein gelegentlicher Besuch möglich; ein längerer Aufenthalt auch in dieser Jahreszeit wird durch den vollständigen Mangel aller Vegetation und durch die weite Entfernung von menschlichen Niederlassungen kaum ausführbar. Um so größere Bewunderung verdienen die energischen Männer, welche an einzelnen dieser Ruinenstätten sich über einen Monat aufgehalten und unter unsäglichen Beschwerden unsere Geschichtskenntniß durch Nachgrabungen bereichert haben.

Ungefähr dreißig Meilen südlich von Hillah zieht sich auf dem linken Euphratufer in einer Breite von fünf Stunden ein Strich wüsten Landes hin, der für die Ueberflutungen unerreichbar ist. Auf diesem liegen unter andern Trümmern geringern Umfanges die ausgedehnten Ruinen von Warka. Nach arabischem Sprachgebrauch ist dieser Name der nämliche, wie Erech in der heiligen Schrift Gen. 10, 10, und bezeichnet denselben Ort, welchen die griechische Uebersetzung Orech und der Geograph Strabo Orchoe nennt. Nach Letzterm war diese Stadt ein eben so berühmter Sitz babylonischer Gelehrsamkeit, wie Borsippa, vermuthlich weil sie mit ihm an Alter wetteiferte. Jetzt ist Warka von aller menschlichen Thätigkeit, ja von allem Leben überhaupt geflohen. „Die Verwüstung," sagt Loftus, „und die

Einsamkeit zu Warka ist noch überwältigender, als die Scene, welche Babel darbietet. Kein Leben meilenweit ringsum; kein Fluß zieht am Fuß dieser Hügel vorbei; keine Dattelpalme grünt auf den Trümmern. Selbst der Schakal und die Hyäne scheinen den Anblick dieser Grabstätten zu fliehen. Nie schwebt der Adler über der düstern Einöde. Weder Grashalm noch Insect findet hier die dürftige Nahrung. Nur die runzelige Flechte, welche sich an die verwitterte Oberfläche der zertrümmerten Backsteine anklammert, kann der unbestrittenen Herrschaft über die trostlosen Trümmer sich rühmen. So viele Bilder von Verwüstung ich auch gesehen habe, der Anblick von Warka überbietet weitaus alle. Wohl thürmen sich hohe und imposante Constructionen auf die umherliegenden Massen von Erde, Staub und Thonscherben; aber jede Spur von Form und Plan verliert sich in den Haufen von verwitterten Ziegeln und von Schutt. Selbst der Name dieser Stätte ist den umwohnenden Stämmen verloren gegangen, und kaum lebt noch etwas von deren Geschichte in ihrem Gedächtniß. Nineveh, Babylon, Susa haben jede ihre Traditionen, aber das alte heilige Warka ist vergessen, als ob es nie bestanden hätte.

„Wenn man im Mittelpunkt dieser Trümmerstätte auf dem höchsten Hügel steht, welcher Buwarijjeh genannt wird, so bleibt man starr vor Erstaunen über die ungeheuere Masse von Schutt und uralten Trümmern zu seinen Füßen. Ein unregelmäßiger Kreis, fast eine Stunde im Durchmesser haltend, ist durch die Reste eines Erdwalles bezeichnet, der an manchen Stellen sich bis zu 40 Fuß erhebt. Eine weite Platform von wellenförmigen Erhebungen, in glühender Sonne gebräunt und gedörrt und von unzähligen Regenrillen zerrissen, erstreckt sich ziemlich in der Richtung von Norden nach Süden fast bis zu der Umwallung und füllt den größten Theil der eingeschlossenen Fläche aus. Durch einen weiten Graben ist die Platform in zwei ungleiche Theile zerlegt, welche an Höhe von zwanzig bis zu fünfzig Fuß wechseln; auf ihnen stehen die bedeutendsten Baureste von Warka. Auf der Westecke der nördlichen Hälfte liegen weite, schweigende Massen von Ziegelsteinen rings um die Unterbauten zweier rechteckigen Gebäude mit manchfachen Anbauten, vermuthlich ehemaliger Tempel oder Königsgräber. Ihre gebleichte und mit Flechten bewachsene Oberfläche bezeugt, wie lange Jahre vorüber gezogen sind, seit die unternehmende Hand des Menschen sie über die wüste Fläche ihrer Umgebung aufführte. Abgesondert von der Hauptmasse der Platform liegen zwischen ihr und der Umwallung einige unregelmäßige, niedrige Hügel, welche zum Theil dicht mit schwarzen Schlacken besäet sind, gleich als wären darauf stehende Gebäude durch Feuer zerstört worden. Am äußersten Nordende der Platform, dicht bei der Umwallung, erhebt ein kegelförmiger Hügel sein Haupt über die ringsum liegende Trümmermasse, vielleicht die Veste des ehemaligen Trutzwächters. In den Tagen

seiner Größe blieb jedoch Warka nicht auf die Grenzen seiner Stadtmauern beschränkt; seine Vorstädte lassen sich in zerfallenen Gebäuden, Schutthaufen und Thonscherben anderthalb Stunden weit ringsum in der Wüste erkennen.

„Zerstörte Pracht und ununterbrochene Einsamkeit bilden den Charakter dieser Trümmerstelle. Mit Ausnahme eines einzigen zuweilen hier irrenden Stammes fliehen die Araber eine Stätte, welche als der Aufenthalt böser Geister angesehen wird, und Niemand würde sich getrauen, eine Nacht an dem schauerlichen Platze zuzubringen."

Trotzdem gelang es Loftus, wenigstens zur Tagesarbeit eine Handvoll Araber ungefähr einen Monat lang um sich zu versammeln, und seine Bemühungen wurden für die Kenntniß des babylonischen Alterthums überaus erfolgreich. Auch hier war, wie zu Babel, die Hauptmasse aller Gebäude aus lufttrockenen Lehmsteinen aufgeführt, welche unten mit Asphalt, oben mit aufgeweichter Erde verbunden, von Schilfgeflecht durchsetzt und mit den bekannten Luftcanälen versehen waren. Eben wegen dieser Bauweise trägt das Hauptmonument den Namen Buwarijjeh, d. h. Schilfmatten. Dasselbe ist ein massiver Thurm von 65 Meter im Geviert, der mit den Ecken nach den Himmelsgegenden orientirt ist und sich etwa 34 Meter hoch über die Fläche erhebt. Nur neun Meter jedoch ragen über die Schuttmassen empor, die auf allen Seiten breitrückig lagern. Er ist ganz von sonntrockenen Steinen ohne die gewöhnliche Bekleidung von gebrannten Ziegeln errichtet; ein Beweis, daß er aus dem höchsten Alterthum stammen muß. Auch die Steine sind sehr unvollkommen angefertigt und durchschnittlich nur acht Zoll lang und sieben Zoll breit bei $3^1/_2$ Zoll Dicke. Auf dem flachen, von den Regengüssen und allmäliger Verwitterung sehr verkleinerten Gipfel sind noch Spuren eines spätern Aufbaues mit Ziegelinschriften, wonach ein König Singasit (um 1500 v. Chr.?) hier den Tempel der Beltis erneuerte. Wer der Gründer des Buwarijjeh gewesen, ist ebenfalls im Gebäude selbst documentirt. Die Nachgrabungen in dem rings aufgehäuften Schutt brachten auf jeder Seite des viereckigen Bauwerkes einen gedoppelten Strebepfeiler zu Tage. Genau in der Mitte der vier Seiten springen in einem Abstand von 2,40 Meter zwei Mauerpfeiler von 6 Meter Höhe und 70 Centimeter Stärke 2,40 Meter weit hervor und sind bei der Centralmasse durch starkes Mauerwerk verbunden. Diese Strebepfeiler sind ebenfalls aus sonntrockenen Ziegeln und einer dick aufgetragenen Mauerspeise von Asphalt hergestellt. Letzterer bindet so stark, daß nur mit Mühe die einzelnen Steine gelöst werden konnten. Diese Mühe belohnte sich aber reichlich durch die Entdeckung, daß jeder Stein auf der Unterseite eine uralte, meist gestempelte, hier und da auch mit der Hand angefertigte Inschrift von acht Linien trug. Sie ist in der ältesten Gestalt der Keilschrift angefertigt und berichtet, daß „Uruch, der König von Ur", der jedenfalls

im dritten Jahrtausend v. Chr. lebte, hier „seiner Herrin Nana ein Haus baute". Dasselbe muß noch lange in großer Verehrung gestanden sein, denn in der 112 Meter langen und 86 Meter breiten Mauereinfassung tragen verglaste Ziegelsteine den Namen eines Königs aus dem 14. Jahrhundert vor Chr.

Neben dem Buwarijjeh und einigen andern für die babylonische Baugeschichte nicht unwichtigen Gebäuderesten verdient besonders noch diejenige Ruine Beachtung, welche „Buswas" heißt. Der Name ist auf das Gebäude nach einem Araber übertragen, der hier Schätze suchte und spurlos verschwand. Es liegt etwa 280 Meter von Buwarijjeh entfernt in einer Ringmauer von 210 Meter Länge und 500 Meter Breite auf einer künstlichen Terrasse von 16 Meter Höhe. Nach Plan und Einrichtung stimmt das Bauwerk durchaus mit den assyrischen Palastbauten überein, so sehr es sich auch an Ausdehnung davon unterscheidet. Mauern von zwei bis zu fünf Meter Stärke aus Thonsteinen von 26 Centimeter Quadrat und sieben Centimeter Dicke bilden um einzelne Höfe herum ein System von rectangulären, mit den Ecken orientirten Zimmern, deren Größe von 18 × 10 bis zu 10 × 3 Meter wechselt. So entsteht ein Ganzes von 78 Meter Länge und 55 Meter Breite, das nur durch einen einzigen Thorweg aufgeschlossen ist. Die äußere Façade ist in einer kunstlosen, aber mächtig wirkenden Weise durch Rundstäbe und stufenförmig vertiefte Nischen profilirt und ebenso, wie die Binnenwände, mit Gypsmörtel ohne eine Spur von Farbe oder Verzierung überzogen. Die Fußböden sind mit Ziegeln belegt. Das Ganze erhebt sich noch 23 Fuß hoch, ist aber in einen ungeheuern Schutthaufen eingebettet, der noch zwei bis sechs Fuß darüber liegt; nach Beschaffenheit des Schuttes können die einzelnen Räume nur gewölbt gewesen sein, wie auch die Mauerstärke dies andeutet. Die Bausteine sind hier nicht mit Schrift, sondern mit einem dreieckigen Emblem gezeichnet; nur einige wenige haben dreizehn Linien so undeutlicher Keilschrift, daß ihre Entzifferung unmöglich geblieben ist. Es ist also schwer, zu sagen, aus welcher Zeit dieses Gebäude stammen mag. Ebensowenig läßt sich bestimmen, zu welchem Zweck es gedient hat; da indeß der griechische Geschichtschreiber Arrian erzählt, die assyrischen Könige seien zu der Zeit, da sie über Babylonien herrschten, in den chaldäischen Sümpfen beerdigt worden, so wäre vielleicht ein assyrisches Mausoleum in dem eigenthümlichen Bauwerk zu suchen.

Diese Annahme ist um so wahrscheinlicher, weil sie dem Charakter, den Warka in babylonischer Zeit getragen, vollkommen entspricht. Das uralte Erech, einer der Stammsitze, von denen die babylonische Nation ausgegangen, hat unzählige Glieder dieser Nation im Tode wieder zu gemeinschaftlicher Ruhestätte versammelt. Auffallend war es seit der ersten Zeit, da man mit den Resten des assyrischen und babylonischen Alterthums be-

kannt wurde, daß nirgendwo Gräber aus alter Zeit entdeckt worden waren. Den Schlüssel zu diesem Räthsel gab eine den Arabern längst bekannte Thatsache, welche Loftus mit dem höchsten Staunen erfüllte. Warka ist nämlich eine Todtenstadt, die noch unendlich mehr Verwesung und Tod in ihrem Innern birgt, als auf der Oberfläche erscheint. Hier sind menschliche Leichen in einer Zahl aufgehäuft, die unmöglich auch nur annähernd bezeichnet werden kann. Mit Ausnahme der verhältnißmäßig kleinen Fläche, welche die Bauwerke einnehmen, ist der gesammte übrige Raum der beiden Platformen, der ganze Bering der Umwallung und ein nicht zu bestimmender Theil der umliegenden Wüste bloß von Gräbern ausgefüllt. Warka scheint von seiner Gründung bis zu seinem endlichen Verfall unter den Parthern wenigstens 2500 Jahre hindurch ein heiliger Begräbnißplatz für das ganze Land gewesen zu sein. Ebenso wie die Perser noch heute ihre Todten von den entlegensten Enden des Reiches her nach den Heiligthümern zu Kerbela und Mesched Ali schaffen, so haben die Babylonier ihre Verstorbenen nach dem heiligen Erech zur letzten Ruhe gebracht. Demnach enthält die ganze bis zu achtzig Fuß aufgehäufte Erdmasse, welche die Fläche von wenigstens drei Quadratmeilen bedeckt, nichts Anderes als Sarkophage, die lediglich nach dem Plan möglichster Raumersparniß neben und über einander eingebettet sind. Alle diese Leichenbehältnisse sind aus Thon angefertigt und zeigen an Gestalt mancherlei Verschiedenheit. Einige sind bloß irdene, drei bis vier Fuß hohe, inwendig asphaltirte Töpfe, welche flache Deckel tragen und kaum den Namen Urne verdienen. Andere bestehen aus zweien solcher Töpfe von drei Fuß Höhe und zwei Fuß Durchmesser, die über das Kopf- und das Fußende der Leiche gestülpt und an den Rändern mit Thonerde verkittet sind. In noch andern Fällen liegt die Leiche auf einer flachen, aus Thon gebackenen Platte von sieben bis acht Fuß Länge unter einem ovalen, sieben Fuß langen und zwei Fuß breiten Deckel, der einer riesigen Thonschüssel gleicht und ebenfalls mit aufgeweichtem Thon verkittet ist. Am häufigsten aber erscheinen zu Warka Sarkophage, welche ganz das Ansehen eines riesigen Pantoffels haben. Dieselben sind aus gelbem, mit Häcksel vermischtem Thon geformt und nicht gebrannt, sondern nur in der Feuershitze getrocknet. Sie kommen in allen erdenklichen Größen von drittehalb bis siebenundeinhalb Fuß Länge mit der zur Aufnahme eines Körpers nothwendigen Breite und Höhe vor. Aeußerlich sind sie manchfach mit Ornamenten oder menschlichen Figuren geziert und gewöhnlich mit einer blauen, kalt aufgetragenen Glasur überzogen. Die Oeffnung ist mit einem flachen, verzierten Deckel geschlossen, der ringsum fest angekittet ist; eine kleine Oeffnung im Fußende sorgte dafür, daß die bei der Verwesung entstehenden Gase den Behälter nicht sprengten. Der Leichnam wurde vollständig wie eine Puppe eingewickelt, so daß bloß die

auf der Bruſt zuſammengelegten Hände frei blieben, und dann mit den Füßen vorne durch die große obere Oeffnung hineingeſchoben, ſo daß das Geſicht nach oben gewendet unter dem Deckel ruhte. Beigeſetzt wurden die einzelnen Sarkophage ohne Rückſicht auf Regel und Reihe, wo nur ein paſſender Platz war; man ſtellte ſie hin und überſchüttete ſie mit loſer Erde oder dem Flugſande der Wüſte. So ſind im Laufe von Jahrtauſenden die ungeheuern Hügelmaſſen entſtanden, welche jetzt den ſeltenen Beſucher in Erſtaunen ſetzen.

Die Beſchaffenheit von Warka kann als Typus für die vielen andern Trümmerſtätten gelten, welche in dem verwahrloſten Lande ſüdlich von Babel aufgefunden worden ſind und zum größten Theil erſt noch der Unterſuchung warten. Kommt auch keine an Größe und Bedeutung dem alten Erech gleich, ſo ſind doch faſt alle durch ihre Bauwerke mit Ziegelinſchriften und nicht wenige zugleich als Todtenſtädte bemerkenswerth. Zu letztern gehört die große, fünfzehn Meilen ſüdöſtlich von Hillah gelegene Sammlung von Hügeln und Bautrümmern, welche ſich in den Marſchen des verwahrloſten großen Canals Schat el Nil aus dem Moorgrunde erheben und von den Arabern Niffar genannt werden. Layard fand hier neben dem gewöhnlichen babyloniſchen Mauerwerk aus ſonnentrockenen Steinen auch einige Hügel, welche durchaus von ſolchen Sarkophagen, wie zu Warka, gebildet waren. Ringum ziehen ſich die Reſte einer Mauer, die das Ganze umſchloß. Nach keilſchriftlichen Angaben hieß dieſe Stadt Nipur; daſelbſt wurde der Gott Adar mit ſeiner Gemahlin Beltis verehrt, und eine Zeit lang war ſie von ſelbſtändigen Fürſten regiert.

Vier Meilen ſüdöſtlich von Warka liegt Sinkarah oder Singara, in welch letzterem Namen noch der alte Landesname Sinear fortlebt. Es bildet den größten Theil des Jahres hindurch eine Inſel, die aus den Ueberflutungen aufragt. Die Gebäulichkeiten lieferten Loftus Inſchriften einer ganzen Reihe babyloniſcher Könige, angefangen von Uruch, dem Bauherrn zu Warka und Niffar, bis auf Nabuchodonoſor und Kambyſes; dabei fanden ſich zahlloſe Sarkophage und gewölbte Gräber mit mancherlei Inhalt, und der überall lagernde braune Staub ſchien nur aus den verweſten Reſten uralter Geſchlechter zu beſtehen. Loftus gewann auch die Bauurkunden des Hauptgebäudes, nach welchen der frühere Name der uralten Stadt Larſam war. Aehnliche Funde machte er in den benachbarten Ruinenſtätten Tell Sifr und Medina. An erſterer Stelle deckte er die Werkſtatt eines Kupferſchmiedes auf und fand darin neben zahlreichen kupfernen Geräthſchaften auch alte keilſchriftliche Contracte zwiſchen babyloniſchen Privatleuten; ſie waren auf eine ſonnentrockene Thontafel geſchrieben und in eine Umhüllung von Thon geſchlagen, welche den nämlichen Text trug. Wie ein Wunder erſcheint es, daß dieſe merkwürdigen Documente, die

nur einige Fuß unter der Oberfläche lagen, mehr als drei Jahrtausende überdauern konnten; denn sie stammen aus der Zeit des Königs Hammurabi, der etwa 1500 v. Chr. lebte.

Aehnlicher Art waren Taylor's Entdeckungen zu Abu-Schahrein, Kaseir und Tell el Lahm auf dem rechten Ufer des Euphrat im äußersten Süden des ehemaligen Babylonien. In den großartigen Gebäuden, welche hier der Schutt deckt, fand sich zuerst auf babylonischem Boden Kalkstein und Marmor neben dem Ziegelmaterial verwandt; dabei erbeutete Taylor als Beweis des höchsten Alterthums allerlei Werkzeuge, Hämmer, Hacken, Beile, Messer, Nägel, sowohl aus hartgebackener Thonerde, als aus Feuerstein. An Wichtigkeit für die archäologische Forschung kommt jedoch neben Babel und Warka kein Platz den großartigen Ruinen von Mugeïr gleich. Diese Baureste, deren Namen „asphaltirt" bedeutet, liegen zehn Meilen südöstlich von Warka, nicht weit von Abu Schahrein und Tell el Lahm, ebenfalls auf dem rechten Euphratufer. Auf ihre imposante Erscheinung hatte schon della Valle, der sie im Jahre 1625 besuchte, aufmerksam gemacht; er hatte schon die Bedeutung ihres Namens richtig erklärt (Mugeijer cioè impegolato) und hier zuerst den Charakter der Keilschrift erkannt, die er auf Ziegeln, Marmorstücken und geschnittenen Steinen entdeckte. Einige spätere Reisende bestätigten, daß hier ein Denkmal des Alterthums stehe, womit nur der Birs Nimrud zu vergleichen sei; aber erst Taylor konnte die Stelle bei längerem Aufenthalte sorgfältiger untersuchen. Die Ruinen steigen aus dem Sumpflande als eine schwer zu entwirrende Menge von einzelnen Hügeln, Mauerwänden und Schutthaufen, die zusammen eine Länge von 1056 und eine Breite von 825 Meter erreichen und eine Fläche von etwa 65 Hectaren decken. Die Bezeichnung „Mugeïr" wird besonders mit einem großen, viereckig orientirten Gebäude verbunden, das durch Höhe und Umfang vor allen andern in die Augen springt. Die Grundfläche desselben beträgt 100×64 Meter; die Höhe wird von den ältern Reisenden viel bedeutender angegeben, als von Taylor, ein Beweis, daß die Zerstörung desselben langsam fortschreitet. Im Ganzen erhebt es sich mit der Terrasse, auf der es errichtet ist, noch etwa 24 Meter über die Fläche und besteht aus zwei Stockwerken. Alte Araber versicherten Taylor, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts noch ein drittes Stockwerk mit Zimmern vorhanden gewesen sei, das seitdem herabgestürzt sei; dies bestätigt die frühern Angaben. Von den noch vorhandenen Stockwerken springt das Erdgeschoß, welches mit zahlreichen Strebepfeilern versehen ist, gegen das obere auf drei Seiten vor; nur auf der Nordostseite ist letzteres bis zur Außenseite des untern Stockwerkes schräg abgedacht. Außen führt eine breite Steintreppe bis zum Fuß des obern Stockwerkes, macht aber auf drei Seiten bloß den Rundgang

möglich; das ganze Bauwerk erscheint nämlich als eine durchaus massive Mauermasse. Inwendig ist es von halbgebrannten oder sonntrockenen, außen auf vier Fuß Dicke von hartgebrannten Ziegeln errichtet. Die Bausteine sind auf den beiden Stockwerken sowohl der Größe als der Inschrift nach verschieden; unten haben sie 30 Centimeter im Quadrat bei 8 Centimeter Dicke, oben aber 35 Centimeter Quadrat und 7 Centimeter Dicke; unten ist eine kurze, oben eine doppelt so lange Inschrift aufgestempelt; endlich sind die Steine des Erdgeschosses mit Asphalt, die des obern Stockwerkes mit einem Mörtel aus Lehm und Asche verbunden. Aufschluß über diese Verschiedenheit gaben die beiden Inschriften, wonach der Unterbau von dem schon genannten König Urukh, der Oberbau aber von einem spätern König Dungi errichtet worden ist. Das Gebäude war eine Stufenpyramide, das Heiligthum einer babylonischen Gottheit.

In kurzer Entfernung von diesem Tempel grub Taylor die wohlerhaltenen Reste eines Wohnhauses aus. Auch dieses stand auf einer Platform von Lehmsteinen, war aus gebrannten Steinen gebaut und hatte Zimmer von der verschiedenartigsten Gestalt. Sämmtliche Böden waren mit Ziegelplatten belegt, hatten einfach verputzte Wände und trugen zum Theil als besonders interessante Erscheinung noch das Deckengewölbe. Auch die Eingänge waren gewölbt. Von den Ziegelsteinen, die außen in Asphalt, inwendig in Lehmmörtel eingebettet waren, hatten viele das Eigenthümliche, daß sie auf allen Seiten eine Inschrift trugen. Eine Menge von verkohltem Dattelpalmholz ließ schließen, daß über den Zimmerwölbungen noch ein Dach gelegen hatte, und daß es durch Feuer zerstört worden war; dabei war der als Mauerspeise gebrauchte Asphalt ausgeflossen und hatte die Wände überzogen, so daß es sehr schwer wurde, unversehrte Ziegelinschriften zu gewinnen. Sonst ward nichts Bedeutendes hier gefunden, obwohl Taylor das interessante Gebäude vollständig aus dem Schutt freilegen ließ.

Fast im Mittelpunkt der ganzen Anlage ward eine sehr merkwürdige Grabstätte geöffnet. Die Todten lagen hier fast ohne Ausnahme auf Thonplatten unter einem gewölbten Thondeckel, wie dergleichen Behältnisse auch in Warka gefunden worden sind. Die Art der Bestattung, welche Taylor durch viele Beobachtungen feststellte, war höchst eigenthümlich und überall die nämliche. Auf der Thonplatte lag eine Matte aus Schilfgeflecht mit Asphalt getränkt; Reste von Leinwand und Bändern ließen vermuthen, daß die Leiche eingewickelt wurde. Letztere liegt immer auf einer Seite, gewöhnlich der linken; der Kopf ruht auf einem sonntrockenen Ziegel, und die Beine sind zusammengezogen. Der linke Arm ist über die Platte gestreckt und trägt auf der Hand eine kupferne Schüssel, in welche die Finger des rechten ebenfalls ausgestreckten Armes eingebogen sind. Häufig ist ein durchbohrter

ylinder von Meteorstein mit einer Schnur um ein Handgelenk gebunden; n ähnlicher Cylinder aus Sandstein mit Figuren, aber ohne Inschrift, liegt uch wohl zwischen den Füßen, andere Cylinder unter den Rippen. Neben em Kupfergefäß liegt ein Bambusstab oder der Knorpel eines Sägefisches. Weiter dann zu den Füßen hin folgen eine oder mehrere flache Thonschüsseln mit Fischgräten, Hühnerbeinen, Bärenkinnladen, Dattelkernen; daneben steht in thönerner Wasserkrug mit Trinkschale: die Todten wurden also mit Speise und Trank für ihre weite Reise versehen. Die Skelette, die erst bei eder Berührung in Staub zerfielen, härteten sich an der Luft nach einiger Zeit und konnten mit Muße betrachtet werden. Die Zähne erschienen überall ganz tadellos und wunderschön erhalten. Die Frauenskelette trugen goldene Ringe, Armbänder, Knöpfe, Achatschmuck; auch Muscheln fanden sich häufig vor, zum Theil ausgehöhlt und mit Ringen gefüllt. Alle diese Leichenbehälter sind nicht, wie zu Warka, einfach hingestellt und mit Erde bedeckt, sondern regelmäßig geordnet und in ein massives Ziegelwerk von lufttrockenen Steinen eingemauert. Rings um diesen Ziegelberg ist in großem Maßstabe die Drainage angewendet, um ihn trocken zu legen; Thonringe von zwei Fuß Durchmesser und einem Fuß Höhe sind senkrecht mitunter bis zu 40 Fuß Tiefe in den Boden eingelassen und einige Fuß dick mit Scherben umgeben; oben schließen sie mit einem durchlöcherten Helm, der das Regenwasser an der Oberfläche aufnahm und in die Tiefe führte. Außerdem sind an einigen Stellen im Mauerwerk Höhlungen von sieben Fuß Länge und fünf Fuß Höhe und Breite, die oben durch stufenförmige Ueberschiebung der Ziegelsteinlager eine Art von Gewölbeschluß haben; in diesen liegen ebenfalls Todtengebeine, meist von drei oder vier, ein Mal auch von elf Leichen, immer wenigstens mit der Kupferschüssel, dem Wasserkrug und der Trinkschale. In einem solchen Grabe fand Taylor einen wunderschönen, ganz beschriebenen Cylinder aus Meteorstein um eine Handwurzel gebunden. Seine weitern Nachforschungen zu Mugeïr legten allenthalben nur Gräber und wieder Gräber bloß; meist waren sie aus Ziegeln gebaut und dem Anschein nach einer unvordenkbaren Zeit angehörig. Die Trümmerstätte selbst war wieder mit weiten Reihen von Gräbern eingefaßt, und die Anzeichen fernerer Begräbnißplätze erstreckten sich bis weit in die Umgegend hinein.

Sämmtliche Entdeckungen des wackern Engländers bleiben indeß an Bedeutung hinter den schriftlichen Documenten zurück, die er hier gewann. Von den vielen Ziegelinschriften, die er fand, ist schon die Rede gewesen. An manchen Stellen lagen aber unter dem Schutt auch Bruchstücke beschriebener Thoncylinder, welche wahrscheinlich mit den obern Theilen der Gebäude herabgestürzt waren. Hierdurch aufmerksam geworden, untersuchte Taylor die vier Ecken des Hauptgebäudes oder Tempels und war so glücklich, in denselben die gewöhnlichen tonnenförmigen Urkunden zu finden.

Diese gehören ebenso, wie die früher gefundenen Bruchstücke, dem letzten babylonischen König Naboned an und geben merkwürdige Aufschlüsse über die Bemühungen dieses Fürsten um Wiederherstellung der alten Landesheiligthümer. Es erhellt hieraus, was auch aus den Ziegelsteininschriften hervorgeht, daß das heutige Mugeïr die Stätte des ehemaligen „Ur der Chaldäer" ist, jene denkwürdige Stelle also, an der Abraham geboren wurde und seine erste Bildung erhielt. Die uralte Bedeutung dieses Ortes läßt sich aus der Reihe von Königsnamen erschließen, die hier seit 2500 v. Chr. genannt sind; dabei erscheint Ur als der Sitz eines Königthums, dem die übrigen Städte im südlichen Babylonien mit ihren eigenen Fürsten zinspflichtig waren. Die Pyramide war ein Tempel der Mondgöttin Sin; dieser war von Urukh begonnen, aber erst von seinem Nachfolger Ilgi vollendet worden. Naboned hatte ihn zweitausend Jahre später wiederhergestellt und deshalb in dem alten Mauerwerk seine Cylinder niedergelegt. Der Schluß seiner Bauurkunde ist eben so wichtig für die spätere heilige Geschichte, wie der sonstige Inhalt für die Anfänge derselben. „O Sin!" betet der babylonische König, „mich Naboned, den König von Babel, erhalte im Dienste deiner großen Gottheit! Mein Leben verlängere bis zu fernen Tagen! und Bel-sar-uzzur, meinem Erstgeborenen, präge tief die Ehrfurcht vor deiner großen Gottheit in's Herz, auf daß er niemals in Sünden falle, und sein Ruhm ewig währe!" Dieser Belsaruzzur ist nach Einigen der „König" oder Prinzregent Belschazzar (Baltassar), welcher Dan. 5. 1 genannt ist; man glaubt ihn von seinem Vater zu Babylon zurückgelassen, als Cyrus gegen dasselbe heranzog, und hiermit würde die Dunkelheit des biblischen Berichtes befriedigend aufgehellt sein.

Die übrigen Trümmerstätten im Süden des ehemaligen Babylonien, zum Theil von großartigster Structur und Ausdehnung, sind geradezu unzählig. Nur gelegentlich haben europäische Reisende die arabischen Namen einzelner notirt, ohne eine mehr als flüchtige Beschreibung derselben zu geben. Viele aber sind nicht einmal dem Namen nach bekannt, und ihre riesigen Bauwerke überschauen schweigend seit Jahrtausenden die trüben Fluten, welche jeden Zutritt verwehren. In den zugänglichen durchwühlen von jeher die Araber den aufgehäuften Schutt, um Kostbarkeiten zu suchen, und die verschiedenen goldenen Gegenstände, die sie erbeuten, zeigen wohl, welche archäologische Entdeckungen hier bei gründlicher Untersuchung zu machen wären; indeß ist kaum eine Aussicht, daß die obwaltenden Schwierigkeiten je überwunden werden können. Wäre es möglich, daß die Euphratländer durch neue Canalisirung der Cultur wiedergewonnen würden, so würde sich hier die jüngste mit einer der ältesten Civilisationen berühren, und ein ungeahnter Zuwachs an Erkenntniß würde den Menschengeist in neue Bahnen lenken.

An diese uralten Trümmer im Süden schließt sich im Norden durch Gleichheit der Bauweise die einsame Ruine, welche zwanzig Kilometer westlich von Bagdad zu Akkarkuf über Schuttlager emporragt. Unter dem Namen Tell-Nimrud erhebt sich auf einer weiten, 20 Fuß hohen Terrasse aus gebrannten Ziegelsteinen ein thurmähnliches, ganz massives Gebäude von 20 Meter Quadrat im Grundriß und 40 Meter Höhe. Weder die sehr beschädigte Hülle von harten Steinen, noch der sonntrockene Kern weist irgendwo eine Inschrift; dagegen finden sich ringsum viele einzelne Steine, welche mit dem Namen Kurigalzu gestempelt sind. Hier stand demnach das starke Dur-Kurigalzu, welches der genannte König von Babylon um 1350 v. Chr. als Grenzfestung gegen Assyrien baute, und von welchem in späteren Inschriften die Rede ist.

Wenn wir auf Grund dieser Entdeckungen ein Gesammtbild der babylonischen Architektur gewinnen wollen, so ergibt sich vor Allem, daß auch in Babylonien die Bauweise durch vorhandene Umstände bedingt war. Auf einem weit ausgedehnten Alluvialboden ohne jede Erhöhung war kein anderes Baumaterial denkbar, als der Ziegel, zumal wo die Erdmasse, wie in der Ebene von Sinear, aus einer Mischung von Lehm und Sand besteht und somit zur Ziegelbereitung ganz fertig vorliegt. Anfänglich wurden in Babylonien die Lehmsteine an der Sonne getrocknet und mit aufgeweichter Thonerde vermauert. Zu dem Bindemittel setzte man, um es besser behandeln zu können, etwas gehacktes Stroh hinzu. Als man aber in größern Massen zu bauen anfing, mußte man auf Zeitersparniß bedacht sein und verfiel deswegen auf ein sehr einfaches Mittel, welches das Trocknen der Steine im Gebäude möglich machte. In Babylonien wächst an allen Wasserrändern oft bis tief in die Lachen hinein sehr hohes Schilf im Ueberfluß. Von diesem brachte man große Vorräthe an die Baustelle und mauerte nun mit nassen Steinen auf, indem man zwischen je die dritte oder vierte Steinlage eine Lage Schilf einbettete; auf diese Weise konnte die Feuchtigkeit aus dem Gebäude nach außen abgeleitet werden. Zu größerer Sicherheit wurde die Mauermasse in bestimmten Zwischenräumen mit Luftcanälen von drei bis vier Zoll im Geviert durchzogen und so das Trocknen der Steine befördert. Die Kunst, Ziegelsteine zu brennen, ward nach Gen. 11, 3 schon sehr früh in der babylonischen Ebene erfunden. Wenn es an dieser Stelle heißt: „Laßt uns Ziegel ziegeln und sie glühen in der Glut", so muß nach dem Wortlaut des hebräischen Textes an Feuersglut, nicht an Sonnenbrand, gedacht werden; daher heißt es später: „Es ward ihnen der (sonntrockene) Ziegel zum Stein." Indessen blieb eine vollkommenere und allgemeine Anwendung dieser Kunst durch die Seltenheit des Brennmaterials verwehrt. Babylonien ist außerordentlich arm an Holz. „Bäume trägt das Land gar nicht," sagt schon Herodot im fünften Jahrhundert v. Chr.,

„keinen Feigenbaum, keinen Weinstock, keinen Oelbaum.“ Bloß die Dattelpalme gedeiht häufig, besonders im Süden, und die Stromläufe sind hier und da mit Tamarisken eingefaßt; sonst trägt der ausgetrocknete Boden nur dürres Gestrüpp. Mit solchem Brennstoff, zu welchem noch der jetzt allgemein gebräuchliche Kameelmist kommen mochte, ließ sich nicht so viel Hitze erzielen, als die allgemeine Anwendung hartgebrannter Ziegelsteine erfordert haben würde. In der That sind die ältesten babylonischen Bauziegel nur bleich oder halb gebrannt und sind meist nur an der Außenseite der Gebäude zum Schutz gegen die Witterungseinflüsse verwendet. Auch sie sind mit aufgeweichtem Thon verbunden, und da sie die Feuchtigkeit anziehen, so sind bei ihnen die nämlichen Mittel zur Trockenlegung angewandt, wie bei den Lehmsteinen. Erst unter den chaldäischen Königen des siebenten Jahrhunderts, namentlich unter Nabuchodonosor, war das Ziegelbrennen zu einer hohen Vollkommenheit gediehen, so daß die babylonischen Steine aus dieser Periode den vortrefflichen Ziegeln der Assyrer nicht nachstehen. Diese harten Steine sind mit Kalkmörtel so vollkommen verbunden, daß es jetzt kaum möglich ist, einen Stein vom andern zu trennen. Man glaubt gewöhnlich, daß die Babylonier der spätern Zeit ein Geheimniß bei Bereitung der Mauerspeise gekannt hätten, durch welches das Bindemittel so hart und unzerstörbar geworden sei; die Wahrheit ist, daß jeder gute Kalkmörtel mit der Zeit immer härter und fester wird, und daß demnach das Alter von dritthalb Jahrtausenden dem fraglichen Mauerwerk eine so starre Festigkeit verleiht. Woher der zur Mauerspeise nöthige Kalk stammte, ist bis jetzt ebensowenig bekannt, als woher die in Abu Schahrein verbauten Kalksteine genommen sind. Außer den genannten Bindemitteln hatten die Babylonier noch ein drittes in dem Asphalt, woran das Land reich ist. Diesen verwandten sie bei jeder Art von Steinen in den untern Lagen, um die vom Boden aufsteigende Feuchtigkeit fern zu halten. Nur eine Ausnahme ist es, daß er zu Mugeïr, vielleicht der Lage wegen, auch in den obern Bautheilen gebraucht ist. Eine allgemeine Verwendung als Bindemittel, die man häufig aus Mißverständniß von Gen. 11, 3 den Babyloniern zugeschrieben hat, war schon deswegen nicht möglich, weil der Asphalt nur an einzelnen Stellen im Lande gewonnen wird und an die Baustellen oft weit her transportirt werden mußte.

Wollen wir zwischen dem, was die Babylonier mit solchen Mitteln zu Stande gebracht haben, und zwischen den assyrischen Bauschöpfungen einen Vergleich anstellen, so muß freilich bedacht werden, daß der Zustand der so sehr verwüsteten babylonischen Ruinen das Urtheil erschwert. Trotzdem läßt sich erkennen, daß in Assyrien bei aller großartigen Entfaltung weit mehr Maß und Geschmack gewaltet hat, als in Babylonien, wo sich ebenso, wie auf sittlichem Gebiet, auch in der Architektur maßlose Ausschweifung

geltend machte. Der Eindruck der Gebäude wurde hier durch die Masse, nicht durch Gliederung und Schönheit bewirkt, und über den schwachen Anfang architektonischen Schmucks, welchen die Mauerprofilirung zu Warka bildet, scheint die babylonische Baukunst nicht hinausgekommen zu sein.

Während ferner in Assyrien die Baukunst auch die Pflege der übrigen bildenden Künste hervorgerufen hat, zeigt sich auf babylonischem Boden sehr geringe Kunstentwickelung. Von Sculpturwerken ist fast gar nichts gefunden worden. Ein äußerst roh gehaltener Löwe aus Stein, der im Kasr zu Babylon halb unter dem Schutt begraben liegt, kann, wenn er anders fertig gehauen ist, nur einen niedrigen Begriff von babylonischer Bildhauerei geben. Indessen entdeckte Loftus zu Sinkarah einige Thontäfelchen mit Reliefdarstellungen und zu Warka gravirte Muscheln, welche ebenso, wie die geschnittenen Steine und Cylinder aus Babylonien, eine gewisse Lebendigkeit der Auffassung und der Zeichnung an den Tag legen. Auch einzelne Gefäße aus Thon oder Serpentin, welche zu Babel und im Süden zu Tage gekommen sind, haben recht gefällige Formen, allein sie erwecken kein künstlerisches Interesse; die Darstellungen auf den Sarkophagen sind eher roh als geschmackvoll. Von Malerei ist noch keine Spur entdeckt worden; im Innern der babylonischen Gebäude erscheint überall ein ganz einfacher Verputz von weißer Farbe. Der Birs Nimrud war nach Rawlinson's Feststellungen äußerlich ebenso profilirt und mit Farben angemalt, wie das Observatorium zu Dur-Sargon (s. o. S. 62). Sonst finden sich noch eigenthümliche Decorationen an den Außenwänden des größten Gebäudes zu Warka. An einzelnen Stellen ist durch Thonkegel von drei bis vier Zoll Länge, welche auf der einen Zoll im Durchmesser haltenden Grundfläche eine bestimmte Farbe als Glasur tragen, eine Art von Teppichmuster hervorgebracht, indem die Kegel mit den Spitzen in einen weichen Bewurf eingedrückt wurden. Anderswo ist eine Verzierung durch trichterförmige Thongefäße geschaffen, welche mit der vier Zoll großen Oeffnung in dichten Reihen aus der Mauer hervorschauen; diese sind, wie sich wohl erkennen läßt, auf der Drehscheibe geformt. So weit also die archäologische Forschung reicht, muß man den Schluß ziehen, daß in dem reichen und fruchtbaren Babylonien der Lebensgenuß den Schönheitssinn überwog, und daß der im Alterthum viel gerühmte Kunstfleiß seiner Bewohner dem Luxus, nicht einem idealen Bestreben diente. Alle die Kostbarkeiten, welche das Land erzeugte, sind deswegen bald der Vergänglichkeit anheimgefallen, und die nur auf den Augenblick gerichteten Bestrebungen der Babylonier haben keine Kunstwerke schaffen können, welche eine längere Zeit überdauert hätten. Gewiß steht hiermit auch im Zusammenhange, daß die babylonischen Bauwerke nirgends solche monumentale Inschriften aufzuweisen haben, wie die, welche den Ruhm der assyrischen Könige bis zu den fernsten Zeiten verkündigen.

V.

Die Entzifferung der Keilschrift.

Im Vorhergehenden haben schon mehrmals die Keilinschriften erwähnt werden müssen, welche sich auf den besprochenen Ruinen angebracht finden. Diese merkwürdigen Urkunden bilden weitaus den wichtigsten Theil aller auf assyrischem und babylonischem Boden gefundenen Schätze, und ihre Entzifferung ist als eine der größten Geistesthaten zu betrachten, welche in unserm Jahrhundert geschehen sind: Grund genug, hier im Zusammenhang darüber Aufschluß zu geben.

Schon seit dem sechszehnten Jahrhundert war man im Abendlande auf die großartigen Bautrümmer in Persien aufmerksam geworden, welche man mit gutem Grund für das ehemalige Persepolis halten durfte. Alle, die aus dem Morgenlande zurückkehrten, erzählten darüber oder gaben Grundrisse und Ansichten davon. Als besonders merkwürdig erschien diesen Beobachtern, daß an vielen Stellen der vorhandenen Ruinen geheimnißvolle Zeichen reihenweise eingemeißelt waren; man mußte dieselben wohl für Schriftzüge annehmen, so sehr sie auch von allen bekannten Schriftarten abwichen. Pietro della Valle machte 1621 zuerst einige der persepolitanischen Zeichen in Europa bekannt und äußerte die später als richtig befundene Vermuthung, die sonderbare Schrift müsse von links nach rechts gelesen werden. Die Sache fand indeß keine Beachtung, bis Chardin 1674 in seiner persischen Reisebeschreibung eine vollständige Inschrift veröffentlichte. Jetzt erinnerte man sich, daß Persepolis von den Achämeniden gebaut worden, und daß diese so lange mit dem gebildetsten Volke des Alterthums in Verbindung gestanden hatten; die Entzifferung der Inschriften ließ demnach neue geschichtliche Aufschlüsse hoffen, die von Wichtigkeit sein mußten. Daneben erregte auch die Beschaffenheit der Schrift selbst Aufsehen. Als Elemente erschienen in derselben nur zwei Formen: Keil und Winkelhaken, letzterer aus zwei rechtwinkelig gestellten Keilen entstehend. Aus beiden sind in mancherlei Zusammenstellung die verschiedenartigsten Charaktere gebildet; jedoch ist das Gesetz dabei durchgreifend, daß die Spitze des senkrecht, wagerecht oder schräg vorkommenden Keils nur nach unten und nach rechts, die Oeffnung des Winkelhakens nur nach rechts gerichtet ist. In den Zeilen, welche von diesen Zeichen gebildet sind, ist nirgends die geringste Unterbrechung wahrzunehmen. Der Mangel an jeder Rundung läßt bald erkennen, daß diese Schriftart, die fortan den Namen Keilschrift erhielt, nur zu monu-

mentalen Zwecken auf hartem Material bestimmt sein konnte. So groß nun auch das Interesse war, welches man seit Chardin dieser Schrift bewies, so wagte doch Niemand an eine Entzifferung derselben zu denken, auch dann nicht, als Kämpfer und Cornelius van Bruyn Abbildungen neuer Inschriften aus Persepolis lieferten. Erst Carsten Niebuhr, welcher im Jahre 1765 die alte Achämenidenstadt aufsuchte, verbreitete über die Beschaffenheit der Keilschrift so viel Licht, daß von da an die schließliche Lesung und Erklärung derselben zu hoffen war. Zuerst copirte er mit seltener Genauigkeit sämmtliche in Persepolis vorhandenen Inschriften und lieferte mit der Veröffentlichung derselben den europäischen Gelehrten ausreichendes Material zur Prüfung ihres Scharfsinnes. Dann wies Niebuhr an einigen Inschriften, die in verschiedener Stellung wiederkehrten, überzeugend nach, daß Pietro della Valle's Vermuthung, die Keilschrift müsse von links nach rechts gelesen werden, ganz richtig sei. Ferner konnte er darthun, daß aus den einzelnen Elementen, dem Keil und dem Winkelhaken, drei ganz verschiedene Schriftsysteme gebildet, und daß die Zeichen derselben nirgends mit einander vermischt waren. Die drei Systeme unterscheiden sich durch die Zahl und Manchfaltigkeit der einzelnen Charaktere; in dem einfachsten zählte Niebuhr zweiundvierzig einzelne Zeichen, eine Zahl, die später nur unbedeutend modificirt zu werden brauchte. Noch wichtiger war seine Entdeckung, daß die drei Schriftarten stets zusammen vorkommen: augenscheinlich waren die einzelnen Inschrifttexte in dreifacher Gestalt eingemeißelt. Die Ordnung war stets dieselbe, daß die einfachste Art den ersten Platz erhalten hatte, daß dann die an Zeichen reichere folgte, und daß die complicirteste die letzte Stelle einnahm. Hiernach konnte fortan Keilschrift erster, zweiter, dritter Gattung unterschieden werden. Die erste Gattung bedurfte doppelt so großen Raum, als die beiden übrigen, und hatte dabei das Eigenthümliche, daß häufig ein einzelner schräg liegender Keil wiederkehrte. Auf der beigegebenen Tafel sind diese drei Schriftsysteme unter M ersichtlich.

Niebuhr erkannte ganz richtig, daß die Schrift erster Gattung mit nur 42 Zeichen alphabetisch sein mußte. Die beiden übrigen Gattungen hielt er nur für andere Schriftzüge, in welchen die stolzen Perserkönige die nämlichen Worte wiederholt hätten. Sollte nun eine Entzifferung versucht werden, so blieb immerhin die erste Gattung das zunächst angewiesene Feld. Auf dieses wagte jedoch Niebuhr sich nicht, weil es vorerst noch unbekannt blieb, welche Sprache in allen diesen Zeichen ausgedrückt war.

Da machte im Jahre 1798 der unermüdliche Tychsen, der als Professor der morgenländischen Sprachen zu Rostock lebte, eine Entdeckung, welche den eigentlichen Schlüssel zum Geheimniß der Keilschrift bilden sollte. Er fand nämlich, daß in der ersten Schriftgattung der schräg liegende Keil

nach Zwischenräumen wiederkehrte, welche höchstens durch zehn Zeichen ausgefüllt waren, und schloß hieraus mit Recht, daß jenes Zeichen den Worttheiler darstelle, der in unserer Schrift durch einen Zwischenraum gebildet wird. Wie der Augenschein lehrte, setzten sich die Wörter über das Zeilenende ohne nähere Andeutung fort. Auf dieser Grundlage forschte Münter in Kopenhagen weiter. In seinem „Versuch über die keilförmigen Inschriften zu Persepolis", der 1802 erschien, konnte er behaupten, daß die erste Keilschriftart eine alphabetische, die zweite eine Silbenschrift, die dritte aber eine Monogrammen- oder Begriffsschrift bilde. Natürlich versuchte er vorab die erste zu entziffern und sprach es zuerst aus, daß den geschichtlichen Verhältnissen nach nur in den Sprachen des alten Persien, dem Zend und dem Huzvaresch, das Idiom der von Achämeniden herrührenden Inschriften zu suchen sei. Dem entsprechend berechnete er im Zend das Zahlverhältniß der einzelnen Buchstaben, namentlich das der Vocale zu den Consonanten und unter sich, und nach dieser Rechnung bestimmte er ein besonders häufig wiederkehrendes Zeichen, das erste in der mit M bezeichneten Inschrift, als den Vocal a. Noch zwei andere Charaktere bezeichnete er als Vocale und sechs weitere als Consonanten; doch hatte er, wie sich später auswies, bloß bei den erstern und beim b das Richtige getroffen. Hierneben wies Münter bestimmt nach, daß zwischen den schrägen Worttheilern mehrfach dieselben Buchstabenverbindungen wiederkehrten, die dann in einigen Fällen um eine kleine Anzahl von Zeichen vermehrt waren. Dies mußten, wie der geistreiche Gelehrte weiter schloß, dieselben Wörter ohne oder mit grammatischer Endung sein. (S. auf Inschrift B die Zeichen zwischen dem ersten Worttheiler in der zweiten und dem ersten in der dritten Zeile.)

Inzwischen war auch von anderer Seite her, als aus Persien, das keilschriftliche Material gewachsen. Hager hatte Abbildungen von Backsteinen veröffentlicht, welche aus Babylon stammten und Keilschrift-Legenden zeigten; Graf Caylus hatte eine ägyptische Vase bekannt gemacht, welche zugleich mit Hieroglyphen und mit Keilschrift verziert war; Michaux endlich hatte im Morgenlande einen behauenen Stein gefunden, welcher eine längere Inschrift in Keilbuchstaben trug. Man konnte damals noch nicht erkennen, daß alle diese Texte in der dritten Gattung der persepolitanischen Keilschrift abgefaßt waren; allein es ward die Ueberzeugung gewonnen, daß die Keilschrift in der gesammten alten Cultur eine überaus wichtige Stelle eingenommen habe, und um so mehr wuchs das Verlangen nach ihrer Entzifferung.

Begreiflicher Weise konnten aber wegen dieses Interesses neben dem bisherigen methodischen Fortschritt auch Fehlgriffe nicht ausbleiben, die um so weiter vom Richtigen abwichen, mit je größerer Sicherheit sie auftraten. Nach einer Schrift, die ein Helmstädtischer Professor, Lichtenstein, 1803

veröffentlichte, sollte nichts leichter sein, als die Lesung der Keilschrift. Dieselbe sei in ihren drei Gattungen nichts Anderes, als die altarabische oder kufische Schrift in steifer Fractur, und stamme höchstens aus dem siebenten oder achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Man brauche sie nur von rechts nach links zu lesen und sich an die Ausdrücke des Korans zu erinnern, so sei jede Schwierigkeit gehoben; und gerade die dritte Schriftart sei nach dieser Methode am leichtesten zu erklären. In der That waren dem guten Professor die Hager'schen Backstein-Legenden kaum zu Gesicht gekommen, als er auch schon las: „Wir bauen auf Dich, denn Du hast uns geschaffen, o Gott. O Allheiliger, Allwahrhaftiger, sei uns gnädig, denn bei Dir ist Sicherheit. Erquicke uns, ernähre uns, denn Du hast uns geschaffen." Ebenso schienen ihm alle bisherigen Schwierigkeiten beseitigt, als er eine der von Niebuhr copirten Inschriften übersetzte: „Der König, der höchste Fürst aller Fürsten, der Herrscher Saleh, Jingis, Armerib's Sohn, Generalstatthalter für Orkhan Saheb, den Kaiser von China".

Man konnte über diese ernstgemeinten Spielereien um so eher weggehen, als schon Münter die Herkunft der persischen Keilschriften aus der Zeit zwischen Cyrus und Alexander überzeugend nachgewiesen hatte. Gerade weil alle Sachverständigen in denselben wichtige Beiträge zur ältesten vorderasiatischen Geschichte erkannt hatten, verlangte man mit so großer Ungeduld nach ihrer endlichen Erklärung. Die vollständige Entzifferung sollte nun allerdings noch lange ausstehen; allein als Lichtenstein's Arbeit erschien, war bereits der erste entscheidende Schritt zu derselben geschehen. Die große Geisteskthat, welche hiermit bezeichnet ist, gehört zu den Schöpfungen des Genies, die kaum in Jahrhunderten wiederkehren, und sie war um so bemerkenswerther, weil sie nicht aus dem Kreise der Fachmänner hervorging. Während es den Orientalisten nur gelungen war, die ersten Anhaltspunkte zur Entzifferung zu finden, hatte ein einfacher Schulmann, der in den morgenländischen Sprachen fast gar nicht bewandert war, mit kühnem Scharfsinn die Bahn zu unübersehbarer wissenschaftlicher Erkenntniß gebrochen. Am 4. September 1802 las der junge Georg Friedrich Grotefend, der durch seine lateinische Grammatik bekannt geworden ist, in der Göttinger gelehrten Gesellschaft eine Abhandlung vor, worin er seine Entdeckungen hinsichtlich der persepolitanischen Keilschriften mittheilte. Er sprach hier zuerst aus, was seitdem unumstößlich feststeht, daß diese Inschriften nicht in dreierlei Schreibweise, sondern in drei verschiedenen Sprachen gegeben seien; weil die einfachste Gattung überall den ersten Platz einnehme, so müsse diese die Sprache des Herrscherhauses, also die altpersische, darstellen. Bei dieser hatte Grotefend seine Versuche begonnen. Er wählte dazu die auf der beigegebenen Tafel abgebildeten Inschriften B und G, „weil sie von Herrn Niebuhr so vortrefflich copirt, von augenscheinlichen Uebersetzungen der beiden

andern Schriftarten begleitet, weder allzu groß noch allzu klein, offenbar verwandten Inhaltes, und daher auch von seinen Vorgängern zum ersten Entzifferungsversuche ausgewählt waren". Nach Tychsen's und Münter's Bemerkungen hielt Grotefend sich für versichert, daß diese über den Abbildungen persischer Könige stehenden Inschriften deren Titulaturen enthielten. Sie mußten demnach, weil im Morgenlande Sitten und Gebräuche allzeit constant geblieben sind, mit den Inschriften der spätpersischen Sassaniden-könige analog sein. Diese hatte de Sacy in Paris übersetzt und hatte in jeder den Titel malcan malca, „König der Könige", nachgewiesen, gerade so, wie auch noch der jetzige Beherrscher von Persien sich Schah in Schâh mit derselben Bedeutung nennen läßt. Nun hatte schon Münter in den Texten erster Gattung auf ein Wort aufmerksam gemacht, das bald mit, bald ohne einen Zusatz wiederkehrte, und Grotefend war vollkommen überzeugt, daß dieses Wort „König" heißen müsse. Die zweimalige Verbindung desselben hieß also „König der Könige" (s. Inschrift B und G jedes Mal nach dem ersten Worttheiler der zweiten Zeile). Das nämliche Wort kam in beiden Inschriften noch ein Mal mit einem andern Worte vor (s. beide Inschriften je nach dem ersten Worttheiler der ersten Zeile). Dies mußte nach Grotefend's richtigem Urtheil die auch bei den Sassaniden übliche Titulatur „großer König" sein. Demnach bedeuteten vier Wörter, die Grotefend vorläufig weder lesen noch erklären konnte, „großer König, König der Könige". Dann aber mußte wieder nach Analogie der Sassaniden-Inschriften das vor der Titulatur stehende Wort den Eigennamen eines Königs ausdrücken. In den beiden Niebuhr'schen Inschriften fand sich nun je ein anderes Wort als Königsname (s. die beiden Anfänge der Inschriften B und G); sie rührten also von zwei verschiedenen Königen her. Der nämliche Name aber, mit welchem die Inschrift B beginnt, steht auf der Inschrift G (in der dritten Zeile nach dem ersten Worttheiler) mit anderer Endung. Grotefend schloß hieraus, daß der fragliche Name in der einen Inschrift Nominativ, in der andern Genitiv sein müsse, und daß er an letzterer Stelle den Vater des fraglichen Königs bezeichne. Dieser hat in G ebenso, wie in B, den Königs-titel hinzugesetzt, und hierauf folgt ein Wort (nach dem ersten Worttheiler der vierten Zeile in G), welches um des Zusammenhanges willen „Sohn" bedeuten mußte. Dieses Wort steht auch in der andern Inschrift (B nach dem ersten Worttheiler der fünften Zeile); vor demselben aber ist ein Wort zu lesen, das nicht den Zusatz „König" trägt. Hieraus folgerte Grotefend, daß er im Besitz dreier Namen sei, welche Großvater, Vater und Enkel bezeichneten; von diesen mußte der Vater eine Dynastie gegründet haben, ohne selbst aus königlichem Geschlecht zu stammen. Aus der Reihe der Achämeniden, unter denen einzig zu wählen war, paßte dies nur auf Cyrus oder auf Darius. Die drei Namen konnten nun nicht Cambyses, Cyrus

und Cambyſes ſein, theils weil Großvater und Enkel hier gleichnamig ſind, theils weil der Name Cyrus für den Raum, welchen der Königsname auf der Inſchrift B einnimmt, zu kurz erſchien. Es konnte demnach nur Hyſtaspes, Darius und Xerxes da ſtehen, und die ſieben erſten Zeichen von B mußten den Namen Darius bilden. Es kam nun darauf an, die altperſiſche Form dieſes Namens zu finden. Grotefend ſchloß mit Hülfe des hebräiſchen Lexicons, das den Namen Darjavesh enthält, und einer Stelle des Strabo, an welcher Dareiaves ſteht, auf die Form D.A.R.H.E.U.SH und gab den ſieben Zeichen zu Anfang der Inſchrift B die Werthe dieſer ſieben Buchſtaben. Er hatte ſich, wie wir jetzt wiſſen, bloß im vierten und fünften Zeichen vergriffen, weil er D.A.R.Ja.V.U.SH hätte leſen müſſen. Der Name zu Anfang der andern Inſchrift (G) beſteht mit Ausnahme des erſten Buchſtabens nur aus Zeichen, die in dem Dariusnamen ſchon vorkommen. Für dieſen erſten Buchſtaben bot jedoch das Zendlexicon, ſowie die hebräiſche Form des Namens Grund genug, CH zu ſubſtituiren, und ſo las Grotefend CH.SH.H.A.R.SH.A. Auch hier war außer der ſchon begangenen Verwechslung von H und J alles zutreffend. Nicht ſo leicht war es mit dem dritten Namen, bei dem erſt die Genitiv-Endung von dem Stamme zu ſondern war. Nach Einſicht der Zendgrammatik glaubte Grotefend von den zehn Zeichen (B, vierte Zeile, letztes Wort) die drei letzten als Endung betrachten zu müſſen; die ſieben übrig bleibenden leiteten dann nicht bloß durch ihre Anzahl, ſondern auch durch die Stellung zweier ſchon bekannten Zeichen auf die rechte Form des Namens. In dieſer irrte ſich Grotefend für den Anfang, weil er glaubte, die ſpätere neuperſiſche Geſtalt des Namens ſubſtituiren zu müſſen; ſo las er denn G.O.SH.T.A.S.P ſtatt des richtigen V.I.SH.T.A.S.P. Hiernach waren wieder fünf Buchſtabenwerthe gewonnen, und im Ganzen hatte der geniale Mann von den zweiundvierzig unterſchiedenen Zeichen dreizehn, darunter freilich vier unrichtig, entziffert. Einige weitere Buchſtaben gewann er, indem er aus bloßer Combination, aber ganz richtig, ein Wort auf den Denkmälern für den Namen der perſiſchen Gottheit Ormazd erklärte und jenem Worte den altperſiſchen Namen dieſer Gottheit ſubſtituirte. „Von der Art," ſagt er ſelbſt ſehr ſchön, „wie ich nach und nach die Bedeutung aller übrigen Charaktere herauszubringen verſuchte, brauche ich nichts zu ſagen, indem es aus dem bisher Geſagten genug erhellt, daß ich in Allem vernunftgemäß und ohne alle Willkür zu Werke ging, und daß meine Entzifferung nicht den Vorwurf eines blinden Zufalls verdient, welchen mir einige Anhänger meines Gegners haben aufbürden wollen. Ich bemerke nur noch, daß man, wenn ich das Alphabet der erſten perſepolitaniſchen Schriftart entziffert zu haben mich rühme, darum keine völlig befriedigende Erklärung derſelben von mir zu fordern berechtigt iſt, wenngleich nur allzu häufig der

Entzifferer mit dem Interpreten verwechselt zu werden pflegt. Wenn ich, der orientalischen Sprachen beinahe völlig unkundig, bloß durch ein logisches, auf die Vergleichung aller verwandten Inschriften und auf die verschiedenen Combinationen ihrer Charaktere sich stützendes Raisonnement den Werth und die Geltung der Zeichen als Entzifferer festgesetzt habe, so ist es hernach, da der Weg ein Mal gebahnt ist, die Sache der Orientalisten, zur vollendeten Erklärung der lesbar gemachten Schrift das Ihrige beizutragen, und nicht, wie so oft geschieht, vom Entzifferer eine befriedigende Erklärung des Entzifferten als Beweis für die Richtigkeit seiner Bestimmung des Alphabets zu fordern; zumal wenn von der Sprache der entzifferten Schrift weder Lexicon noch Grammatik, sondern gleichsam nur einzelne Bruchstücke derselben bekannt sind."

Der Mangel der nothwendigen Sprachkenntnisse war jedoch Ursache, daß Grotefend's weitere Bemühungen um die Keilschrift nicht von demselben Erfolge begleitet waren, wie seine ersten genialen Lichtblicke. Zwar setzte er seine Forschungen die ganze lange Zeit seines Lebens hindurch fort und dehnte sie namentlich auch auf die dritte Keilschriftgattung aus; allein von seinen spätern Angaben erscheinen heute nur äußerst wenige noch haltbar. Der Wichtigkeit seiner zuerst erlangten Resultate entsprach indeß keineswegs die Aufnahme, welche seine Arbeiten in wissenschaftlichen Kreisen fanden. Die Göttinger gelehrte Gesellschaft ließ seine epochemachende Abhandlung nicht einmal drucken, obwohl andere Gelehrte in Deutschland und Frankreich sich beeilten, den Inhalt derselben zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Erst dreizehn Jahre später veröffentlichte Heeren dieselbe als Beilage zur dritten Auflage seiner bekannten Ideen über die Geschichte der alten Völker.

Zu diesem Mangel an Theilnahme trug auch eine gewisse Muthlosigkeit bei, welche die Gelehrten den Keilschriften gegenüber empfanden. Von Jahr zu Jahr brachten die Gelehrten, welche im Orient gewesen, neue keilschriftliche Urkunden auf Backsteinen und Thoncylindern oder als Papierabdrücke mit. Jede neue Inschrift mehrte die Menge von Zeichen, die schon bekannt waren, und ohne an den Unterschied der drei Schriftgattungen und Sprachen zu denken, verzweifelte man an der Möglichkeit, überhaupt in irgend eine keilschriftliche Urkunde Licht zu bringen. Nur ganz gelegentlich kam der norwegische Professor Rask in einer 1826 erschienenen Schrift auf die Keilschrift erster Gattung, welche jetzt schon bestimmt persische Keilschrift genannt wurde, zurück und wies die richtige Endung des Genitiv Pluralis, sowie die Zeichen für M und N nach. Nun konnte er die dem Sinne nach schon bekannte Formel „König der Könige" vollständig entziffern: CH . S. Â . Ja . TH . I . Ja. CH . S . Â . Ja . TH . I . J . Â . N . Â . M. (S. in beiden Inschr. B und G zweite Zeile, zweites und drittes, in der folgenden

Zeile fortgesetztes Wort.) Diese nämliche Endung erschien auch in einem zweiten Zusatz zu der Bezeichnung „König" (Inschr. B, vierte Zeile, erstes Wort); nach Analogie der Sassaniden-Inschriften mußte dies heißen: „König der Länder", CH.S.Â.Ja.TH.I.Ja. D.*.J.V.N.Â.M. Ob dieser neue Anstoß von wichtigeren Folgen war, bleibt schwer zu entscheiden. Jedenfalls dauerte es noch zehn Jahre, ehe die Resultate erneuter Forschung bekannt wurden. Dies Mal aber war es eine ganze Reihe von Gelehrten, welche mit ihren Arbeiten zusammentrafen. Der erste war der große Eugen Burnouf, der ein langjähriges Studium auf die Sprache und die Religion der Perser verwandt hatte, und dadurch, wie kein Anderer, mit der Zendsprache vertraut geworden war. Es gelang Burnouf 1836, den Zeichen der persischen Keilschrift fast sämmtlich ihren Buchstabenwerth zuzuweisen; außerdem konnte er darthun, daß die Sprache dieser Inschriften mit dem Zend nicht identisch, sondern nur nahe verwandt sei und demnach durch Vergleichung der zunächst stehenden indogermanischen Sprachzweige ermittelt werden müßte. Zu diesen Ergebnissen hatte ihm besonders ein Verzeichniß von Völkernamen verholfen, welches sich auf einer von Niebuhr's Inschriften findet. Das nämliche Verzeichniß nahm auch Professor Lassen in Bonn, den Burnouf darauf aufmerksam gemacht hatte, zum Ausgangspunkt neuer Untersuchung und veröffentlichte gleichzeitig mit Burnouf eine Arbeit, welche ganz die nämlichen Resultate enthielt. Indeß war Lassen vermöge seiner außergewöhnlichen Kenntniß des indischen Alterthums ein großer Fortschritt gelungen. Er konnte nämlich darauf hinweisen, daß vermittels der bisher gefundenen Buchstabenwerthe eine Anzahl Wörter und grammatischer Endungen in den Inschriften sich ergäben, welche schlechthin nicht aussprechbar seien, z. B. ÇPRD, THTGUS, KTPTUK, FRAISJM u. a. „Man wird also finden," schreibt er, „daß die Aenderungen, die ich in dem frühern (Grotefend'schen) Alphabet mache, theils den Werth der einzelnen Charaktere betreffen, theils das Wesen der Schrift selbst. Die letztere ist natürlich die wichtigere und greift so sehr in das Wesen des Alphabets ein, daß dadurch ein ganz anderes System des Lesens aufgestellt wird. Ich glaube nämlich erwiesen zu haben, daß der Vocal a nur initial, in der Mitte nur vor h und vor andern Vocalen ausdrücklich durch ein Schriftzeichen geschrieben ist, allen Consonanten dagegen inhärirt, wenn er nicht durch ein anderes Vocalzeichen ausgeschlossen wird. Also ein System, welches große Aehnlichkeit mit dem indischen Alphabete hat." Hiernach heißt in B das erste Wort der zweiten Zeile Va.Za.Ra.Ka, in G das mittlere Wort der dritten Zeile D.Â.Ra.Ja.Va.H.U.S. Der hiermit gemachte Fortschritt war außerordentlich groß, so daß von da an die persepolitanischen Keilschriften der ersten Gattung einer philologischen Be-

trachtung und einer eigentlichen Erklärung fähig wurden. Ergänzt und berichtigt wurden Lassen's Entdeckungen theils durch eine Recension des zu früh verstorbenen Paläographen Beer, theils durch briefliche Mittheilungen des ebenfalls zu früh dahingegangenen Gelehrten Jaquet in Paris. Trotzdem war aus Mangel an Material die Forschung in manchen Stücken noch so unsicher, daß es auf der unter M mitgetheilten Inschrift unsicher blieb, ob das zweite Wort Cyrus oder Ochus zu lesen sei. Da wurden 1839 aus dem Nachlaß des verstorbenen C. J. Rich alle von Niebuhr nicht copirten Inschriften aus Persepolis bekannt gemacht und lieferten Lassen die Hülfsmittel zur Erweiterung und Vervollständigung seiner Ergebnisse. Größer noch war der Gewinn, den die junge Forschung durch die Reise des Dänen Westergaard in den Orient davon trug. Er brachte nicht nur neue, sorgfältig verglichene Abschriften der schon bekannten Texte mit, sondern copirte auch die bisher unbekannten Inschriften auf den Grabmälern der persischen Könige zu Nakschi-Rustam. Nach seiner Rückkehr theilte er das gesammelte Material Lassen mit, und dieser fand dasselbe so wichtig, daß er sämmtliche Inschriften einer neuen Durchsicht und Bearbeitung unterzog. Auch Holtzmann in Karlsruhe wurde dadurch zur Forschung angeregt und bereicherte Lassen's Entdeckungen durch nicht unwesentliche Beiträge.

Während auf diese Weise in Europa Gelehrte aus Deutschland, Frankreich, Dänemark und Norwegen zusammen wirkten, hatte im fernen Osten ein Engländer das nämliche Ziel ganz selbständig erreicht. Der schon genannte Henry Rawlinson hatte als Officier in der persischen Armee nicht bloß Gelegenheit, die Ueberreste von Persepolis und die Gräber zu Nakschi-Rustam mit ihren Inschriftsräthseln zu betrachten, sondern entdeckte auf persischem Boden auch eine Reihe ähnlicher Inschriften, welche offenbar aus derselben Zeit stammten. Die großartigste solcher Entdeckungen machte er 1835 auf einer Reise von Kirmanschah nach Hamadan. Eine Meile nordöstlich von ersterer Stadt steigt der Berg Bisutun oder Behistan steil und unvermittelt aus der Ebene bis zu 1700 Fuß Höhe empor. Hier fand Rawlinson in einer Höhe von 400 Fuß eine Felswand vollkommen glatt gehauen und polirt. Auf der so entstandenen Fläche steht unter einem Basrelief, welches einen König vor einer Reihe gefesselter Feinde darstellt, ein langer Bericht in den drei schon von Niebuhr unterschiedenen Keilschriftgattungen. Von unten aus unlesbar, war diese Inschrift vermuthlich früher durch Stufen zugänglich; doch ist von diesen jede Spur verschwunden, so daß die Schrift durch Besucher wenig gelitten hat. Sie ist so sorgfältig und dauerhaft angelegt, daß noch jetzt der Reflex des Sonnenlichtes ihre Betrachtung unmöglich macht, obschon sich als ihr Urheber König Darius Hystaspis aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert herausgestellt hat. Dies war die längste Inschrift auf Stein, von welcher Rawlinson je Kunde

gewonnen hatte. Der merkwürdige Fund reizte daher seine Wißbegierde, zumal da er brieflich erfahren hatte, daß Grotefend in Deutschland einen Anfang zur Entzifferung gemacht habe. Ohne aber mehr als diese eine Notiz zu besitzen, fand auch er, und zwar aus zwei andern Inschriften, die Namen Darius, Xerxes und Hystaspes durch die nämliche Induction wie Grotefend. Die Anwendung der gefundenen Werthe auf die Inschrift von Behistan, die er einstweilen nur mit dem Fernrohr untersuchen konnte, lieferte ihm noch einige andere Namen. Voller Begeisterung fing er nun zwischen den Strapazen eines aufreibenden Militairdienstes an, mit eisernem Fleiß Sanskrit, Zend und Pehlewi zu studiren, um sich möglichst bald zum vollen Verständniß sämmtlicher gefundenen Urkunden zu befähigen. Als er sich hinreichend ausgerüstet glaubte, begann er mit unsäglicher Mühe die Inschrift auf der schwindelnden Höhe des Behistan zu copiren. Seit dem Winter von 1837 auf 1838 schickte er Erklärungen einzelner Abschnitte des persischen Theiles an die asiatische Gesellschaft zu London und erhielt dagegen 1838 die Abhandlungen von Burnouf und Lassen, sowie die Arbeiten des Erstern über die Zendsprache. Mit diesen neuen Hülfsmitteln ausgerüstet, hatte er schon im Jahre 1839 die ganze Inschrift copirt und in ihrem persischen Theile übersetzt und commentirt. Da er aber bald gegen die aufrührerischen Afghanen in's Feld commandirt wurde, dauerte es noch bis 1843, ehe er seine Arbeit umarbeiten und verbessern, bis 1845, ehe er sie nach Europa schicken konnte, und erst 1846(7) erschien der Text, 1849 der Commentar in der Zeitschrift der Londoner asiatischen Gesellschaft.

Bei solchen äußern Schwierigkeiten erscheint die Ausdauer der Gelehrten wahrhaft bewundernswerth. Zwanzig Jahre waren verflossen, ehe auf dem von Grotefend gelegten Fundament weitergebaut worden war. Als nach vierzig Jahren endlich das Gebäude gekrönt werden sollte, dauerte es noch zehn Jahre, ehe nur das Geleistete in weitern Kreisen bekannt wurde. Von nun an aber machte die gewonnene Erkenntniß auch desto größere Fortschritte. Gleich die neuen Aufschlüsse, welche Rawlinson mittheilen konnte, erhielten eine merkwürdige Bestätigung dadurch, daß Hincks in Dublin 1846 und der aus Deutschland gebürtige, aber in Paris lebende Gelehrte Oppert 1847 ganz unabhängig von einander und von Rawlinson die nämlichen Entdeckungen, dies Mal die letzten, veröffentlichen konnten. Erst durch diese letzten Erkenntnisse, welche die buchstäbliche Form der Keilschrifttexte bis in ihre kleinsten Einzelheiten zu reconstruiren gestatteten, ward der persische Text vollkommen klar und verständlich. So konnte Oppert 1851 im ‚Journal Asiatique' Text, Uebersetzung und Erklärung sämmtlicher bis dahin bekannt gewordenen persischen Keilschriften veröffentlichen. Diese Arbeit läßt an philologischer Genauigkeit nichts zu wünschen übrig und gewährt in Bezug auf die Deutung fast überall da, wo der

Text nicht verstümmelt ist, volle Sicherheit. Hiermit hatte die neugeschaffene Wissenschaft vorläufig ihren Höhepunkt erreicht, und was seitdem geschehen, kann nur als Ausbau des mühevoll hergestellten Gebäudes gelten. Da in den letzten Jahrzehnten keine neuen Inschriften mit persischer Keilschrift gefunden worden sind, so muß gleichsam als Abschluß der ganzen auf diesem Gebiet entwickelten Thätigkeit ein Buch des verdienten Professor Spiegel in Erlangen gelten, welches 1862 unter dem Titel „Die altpersischen Keilinschriften" erschienen ist; hier findet sich der Text aller bisher gefundenen mit Uebersetzung, Grammatik und Wörterbuch, so daß die ehedem so räthselhaften Urkunden, welche seit der Seleucidenzeit wohl von Niemandem mehr verstanden worden, fortan keine ernstlichen Schwierigkeiten mehr bereiten können. Nur an Pracht der äußern Ausstattung ist dieser Leistung ein Buch von Kossowicz in Petersburg überlegen, welches 1872 erschienen ist und sämmtliche Inschriften nicht bloß in Umschreibung, sondern auch in den Originalzeichen abgedruckt enthält.

Dieses Ergebniß ist hauptsächlich ein Triumph für die Sprachwissenschaft, denn nur durch methodische Anwendung ihrer Ergebnisse konnte es möglich werden, eine ganz unbekannte Sprache verständlich zu machen. Weniger wichtig ist der historische Gehalt der persischen Keilinschriften. Auf der Stelle des alten Pasargadä, bei dem heutigen Murghab, steht auf einem Pfeiler eine bärtige Gestalt mit reich gekröntem Helm, in ein langes, kostbares Gewand gehüllt und mit vier Adlerflügeln versehen; ihr zu Häupten steht die unter M mitgetheilte Inschrift, deren oberster persischer Theil heißt:

Â . Da . M. K . U . R . U . S. CH . S . Â . Ja - TH . I . Ja. Ha . CH . Â . Ma . N . I . S . I . Ja.

„Ich (bin) Cyrus, der König, der Achämenide." Nicht so einfach lautet die unter B mitgetheilte Inschrift des Darius Hystaspis:

D . Â . Ra . Ja . V . U . S. CH . S . Â . Ja . TH . I . Ja . Va . Z . Ra . Ka. CH . S . Â . Ja . TH . I . Ja. CH . S . Â - Ja . TH . I . J . Â . N . Â . M. CH . S . Â . Ja . TH . I . Ja . Da . H . J . U . N . Â . M. V . I . S . T . Â . Ç . Pa . H . J - Â. P . U . TRa . Ha . CH . Â . Ma . N . I . S . I . Ja. H - Ja. I . Ma . M. Ta . Ca . Ra . M. A . K . U . Na . U . S.

„Darius der Großkönig, der König der Könige, der König der Länder, der Sohn des Vistaspa hat dieses Gebäude errichtet." Auf der Felsfläche des Behistan hat Darius Hystaspis uns die ganze Geschichte seiner Re-

ierung überliefert, welche an Vollständigkeit nichts vermissen läßt. Wir ernen daraus eine lange Reihe von Empörungen in fast sämmtlichen Pro-inzen des Reiches kennen, welche Darius mit bewaffneter Hand niederwerfen mußte, um den durch eine große Umwälzung gewonnenen Thron zu befestigen. Besonders hartnäckig zeigte sich Babylonien und Armenien; ersteres konnte erst nach zwei, letzteres nach drei großen Feldzügen als unterworfen gelten. Die Menge von Einzelheiten, welche hier mitgetheilt werden, sind neu, doch wird im Ganzen Herodot's Bericht über Darius lediglich bestätigt. Wo die beiden Geschichtserzählungen von einander abweichen, läßt sich der innere Grund der Verschiedenheit leicht erkennen. So erzählt Herodot, daß der falsche Smerdis sich durch Wohlwollen und milde Regierungsform die Herzen der persischen Unterthanen zu gewinnen wußte; das Bulletin Darius' aber sagt von dem verhaßten Usurpator: „So spricht Darius der König: Da war ein Mann, ein Magier, Gaumata mit Namen ..... so log er die Leute an: »Ich bin Bardija (Smerdis), Sohn des Cyrus, Bruder des Kambujija (Cambyses). Darauf wurde das ganze Reich aufrührerisch gegen Kambujija; es trat zu jenem über" .... „So spricht Darius der König: Es war Niemand, weder ein Perser, noch ein Meder, noch Jemand von unserer Familie, der Gaumata, dem Magier, das Reich entrissen hätte. Das Volk fürchtete ihn wegen seiner Grausamkeit, er möchte viele Leute tödten, welche den frühern Bardija gekannt hatten, deswegen möchte er die Leute tödten, »damit man mich nicht kenne, daß ich nicht Bardija, der Sohn des Cyrus, bin«. Niemand wagte etwas zu reden über Gaumata den Magier, bis ich kam." Von der Justizpflege bei solchen Empörungen erzählt Darius gelegentlich der Empörung eines gewissen Citratachma in Sagartien: „Mein Heer schlug das aufrührerische Heer auf's Haupt und ergriff den Citratachma und führte ihn her zu mir; darauf schnitt ich ihm Nase und Ohren ab .... an meinem Hofe ward er gefesselt gehalten; alle Leute sahen ihn, dann kreuzigte ich ihn in Arbira." Neben dieser Grausamkeit, welche im Geist der Zeit lag, zieht sich wohlthuend eine tief religiöse Gesinnung durch den ganzen Bericht. Ueberall heißt es: „Durch die Macht Auramazda's (Ormazd's) bin ich König, Auramazda übergab mir das Reich," ... „durch die Gnade Auramazda's regiere ich dieses Reich," ... „Auramazda brachte mir Hülfe" ... „durch die Gnade Auramazda's nahm ich Babylon ein und nahm Naditabira gefangen" ... „So spricht Darius der König: Du, der du nachher König sein wirst, wahre dich sehr vor der Lüge; den Menschen, der Lügner sein wird, den bestrafe strenge, wenn du denkst: »mein Land möge unversehrt sein«" ... „deswegen brachte mir Auramazda Hülfe und die übrigen Götter, welche es gibt, weil ich nicht feindselig war, kein Lügner war, kein Despot war, weder ich noch meine Familie." Belehrend ist dabei die geographische An-

gabe: „So spricht Darius der König: Dieses sind die Provinzen, welche mir unterthänig wurden, deren König ich durch die Macht Auramazda's wurde: Persien, Susiana, Babylonien, Assyrien, Arabien, Aegypten, die am (Mittel-) Meere, Sparda, Jonien, Medien, Armenien, Kappadocien, Parthien, Drangiana, Aria, Chorasmia, Baktrien, Sogdiana, Gandara, die Saken, die Sattagyden, Arachosien und Maka, im Ganzen 23 Länder." Viel kürzer sind die Inschriften des Xerxes; keine Thaten sind hier verzeichnet, sondern pomphafte Titel und prahlerische Berufungen auf die Gunst, welche ihm Ormazd erwiesen. So steht auf der Inschrift G:

CH.Sa.J.Â.R.S.Â. CH.S.Â.Ja.TH.I.Ja. Va.Z.Ra-Ka. CH.S.Â.Ja.TH.I.Ja. CH.S.Â.Ja.TH.I.J.Â-N.Â.M. D.Â.Ra.Ja.Va.H.U.S. CH.S.Â.Ja.TH-I.Ja.H.J.Â. P.U.TRa. Ha.CH.Â.Ma.N.I.S.I.Ja.

„Xerxes der Großkönig, der König der Könige, Darius' des Königs Sohn, der Achämenide." Anderswo steht auf den Bautrümmern: „Ein großer Gott ist Auramazda, welcher diese Erde schuf, welcher jenen Himmel schuf, welcher den Menschen schuf, welcher die Annehmlichkeit für die Menschen schuf, welcher Xerxes zum König machte, zum einzigen König Vieler, zum einzigen Gebieter Vieler. Ich Xerxes, der große König, der König der Könige, König der Provinzen, die aus vielen Stämmen bestehen, König dieser großen Erde auch fernerhin, Sohn des Königs Darius, der Achämenide. Es spricht Xerxes der Großkönig: durch die Gnade Auramazda's habe ich dieses Gebäude errichtet; Auramazda möge mich schützen sammt den Göttern und mein Reich und was ich gemacht habe." Wichtig ist in diesen Inschriften die Form des Namens Xerxes, aus der mit Gewißheit hervorgeht, daß der König Assuerus oder Ahasverus, hebr. ăchaŝwērôsch, der Gemahl Esther's, kein Anderer als Xerxes gewesen ist. Noch unbedeutender sind die Inschriften von Artaxerxes I. und dessen Nachfolgern. So hoch also auch die evidente Bestätigung, welche diese Inschriften für die überlieferte Geschichte und deren Quellen uns geben, angeschlagen werden muß, so hat doch die historische Wissenschaft direct nur geringen Nutzen aus ihrer Entzifferung gezogen.

Und dennoch ist für die Geschichte, wie für die Sprachwissenschaft, keine Entdeckung wichtiger und folgenreicher gewesen, als die zuverlässige Deutung der persischen Keilschriften. Diese Texte haben ja sämmtlich die beiden andern Texte neben sich, welche als Uebersetzungen des persischen Wortlautes anzusehen sind. Indem letzterer als Schlüssel zu den beiden andern Idiomen dienen mußte, hat das Verständniß desselben zu Entdeckungen geführt, deren Wichtigkeit vorerst noch gar nicht geahnt werden konnte.

Schon früh reizten die an der ersten Schriftgattung gewonnenen Erfolge, s auch mit den beiden andern zu versuchen; allein hier traten die größten Schwierigkeiten entgegen. Was für Sprachen lagen in ihnen vor? Grotefend ieth auf die der bedeutendsten Völker im Perserreich und nannte die zweite ie medische, die dritte die babylonische Keilschrift. An der Richtigeit der Bezeichnung für die letzte Art war nach der großen Aehnlichkeit, velche sie mit den Schriftzügen auf den Hager'schen Backsteinen hatte, kaum zu zweifeln. Da die zweite einen einfachern Schriftcharakter hatte, als die dritte, so war es natürlich, daß man sich zuerst an ihr versuchte. Allein nun unterschied man allmälig nicht weniger als 111 einzelne Zeichen; dies konnte kein Alphabet sein, und Münter hatte Recht gehabt, als er die Schrift eine Silbenschrift genannt hatte. Es galt nun, die einzelnen Wörter abzugrenzen, was in Ermangelung eines Worttheilers keine leichte Arbeit war. Mit den Eigennamen mußte angefangen werden, und als man diese nach der analogen Stellung im persischen Text bestimmt hatte, ergab sich, daß sie sämmtlich durch Vorsetzung eines senkrechten Keils als Personennamen gekennzeichnet waren. Das nämliche Vorzeichen haben außer den Eigennamen überhaupt alle Bezeichnungen einer Person erhalten, so daß in der Inschrift M beim zweiten System jedes der vier Worte diese Hinweisung erhalten hat:

U. KU.RAS. KO. A.K.KA.MA.NI.SI.IJ.

Nun ließ sich eine Anzahl von Zeichen wohl bestimmen, allein erst, nachdem man sich überzeugt hatte, daß häufig Eine Silbe mit zwei Zeichen dargestellt würde, die sich im An- und Auslaut begegneten; so wird das Wort anap geschrieben AN.NA.AP, und in der angegebenen Inschrift ist die Schlußsilbe sij durch SI.IJ ausgedrückt. Gerade so werden jetzt im Chinesischen ausländische Wörter umschrieben, z. B. a.li.i.in für das mandschurische alin.

Der Erste, welcher durch solche Inductionen die Inschriften zweiter Gattung von Persepolis zu deuten suchte, war Westergaard, der 1844 seine Untersuchungen in den Abhandlungen der Gesellschaft für die nordische Alterthumskunde veröffentlichte. Der Wortschatz und der grammatische Bau der so construirten Sprache hatte ein höchst sonderbares Aussehen: die indische, türkische, arabische, celtische Sprache schienen jede mit ihrem Contingent vertreten. Kein Wunder also, daß die neue Entzifferung mit großem Mißtrauen aufgenommen wurde, bis sie 1846 von Dr. Hincks in Dublin und 1850 von de Saulcy in Paris einer sorgfältigen Controle unterzogen wurde. Beide Gelehrte konnten die von Westergaard gewonnenen Resultate nur bestätigen; allein eine genügende Sicherheit war aus Mangel größerer

Texte nicht zu gewinnen. Die Inschrift von Behistan hatte ja der glückliche Besitzer Rawlinson noch immer nicht veröffentlicht. Endlich erlaubte dieser dem Londoner Professor Norris, den zweiten Text dieser Urkunde zu benutzen, und nun erschien von Letzterm im ‚Journal of the Royal Asiatic Society' zu London 1853 eine Umschreibung und Uebersetzung desselben mit ausführlichem Commentar. Norris gab der Sprache, deren Bau als agglutinirend erschien, den Namen der scythischen, zunächst mit Berufung auf Herodot's Bericht von den Scythen. Da indeß diese Inschriften nur als Uebersetzungen vorhanden sind, und da auch das Sprachgebiet, zu welchem die Sprache zu gehören schien, nicht viele Gelehrte anzieht, so ward auf diesen Zweig der Keilschriftkunde wenig Werth gelegt. Einige kurze Inschriften dieser zweiten Gattung, welche Loftus auf der Stelle des alten Susa gefunden hatte, konnten auch keine große Ausbeute versprechen. Gleichwohl regten dieselben den türkischen Appellationsgerichtsrath Dr. Mordtmann in Constantinopel zu neuer Untersuchung der Schrift und der Sprache an. Er legte den Gang derselben in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft erschöpfend dar, so daß er nicht bloß den Lautwerth sämmtlicher Zeichen bestimmte, sondern auch die Heimat der Sprache nachwies. Es ist hierdurch unzweifelhaft bestätigt, daß die zweite Keilschriftgattung wirklich eine syllabarische ist; in ihr ist sicher die Sprache von Susiana, der zweitwichtigsten Provinz von Persien, aufgezeichnet. Mordtmann's Abhandlung hat viel Widerspruch, aber noch weit mehr Theilnahmlosigkeit gefunden; letzteres beweist der Umstand, daß die erste Hälfte der Abhandlung 1862, die zweite erst 1870 gedruckt worden ist. Später machte Lenormant Schrift und Sprache der zweiten Keilschriftgattung zum Gegenstande erneuter Untersuchung und glaubte beweisen zu können, daß mehrere verwandte Dialecte, deren bedeutendster der susische gewesen, sich dieser anfänglich babylonischen Schriftweise bedient hätten. In einer eben erschienenen Uebersetzung des Behistantextes kehrt Oppert wieder zu dem Namen „medisch" zurück. Sayce nennt die zweite Gattung „elamitisch". In Bezug auf diese bleibt demnach noch manche Frage zu lösen.

Vielleicht würden hierbei größere Fortschritte gemacht worden sein, wenn nicht viel mehr Werth auf die Entzifferung der dritten Gattung gelegt worden wäre, in welcher man von Anfang an den babylonischen Theil der dreisprachigen Inschriften vermuthet hatte. Daß diese Vermuthung Grund hatte, war inzwischen durch den ziemlich angewachsenen Vorrath babylonischer Original-Inschriften mit dem nämlichen Schriftzug außer Zweifel. Als Uebersetzungen hätten diese auch nur geringen Werth gehabt, da sie höchstens über den Charakter der ältern babylonischen Sprache Aufschluß geben konnten. Allein sie hatten die Wißbegierde

ereigt, weil man von babyloniſchem Boden her einzelne Keilinſchriften in Europa beſaß, welche der Entzifferung warteten. Für das Verſtändniß dieſer Gattung gab die zweite wohl einen Fingerzeig, indem die babyloniſche Schrift nach Oppert's Entdeckung auf demſelben ſyllabariſchen Princip beruhte, wie die ſuſiſche, und auch die Eigennamen ebenſo, wie dieſe, durch einen ſenkrechten Keil kenntlich machte; allein die ſinnverwirrende Menge von Zeichen, welche ſich hier vorfanden, ſpottete vorerſt aller Erklärungsverſuche. Da kam nach Europa die Kunde von dem reichen inſchriftlichen Material, welches Botta und Layard zu Nineveh gefunden hatten. Offenbar enthielt daſſelbe die wichtigſten Beiträge zur Aufhellung der frühern aſiatiſchen, beſonders auch der bibliſchen Geſchichte, und ſo erwachte allenthalben das größte Verlangen, dieſe Inſchriften leſen zu können. Nun hatten aber Botta und Layard auf den erſten Blick hier daſſelbe Schriftſyſtem erkannt, das auf den Inſchriften von Perſepolis und Behiſtan die dritte Stelle einnimmt, und es erhielt die aſſyriſch-babyloniſche Ueberſetzung der Achämeniden-Decrete eine höhere Bedeutung, als die Originale. Das Intereſſe mehrte ſich, als Franzoſen und Engländer auch bei ihren Nachforſchungen in Babylonien uralte keilſchriftliche Urkunden zu Tage förderten, und als man ſich überzeugen mußte, daß die beiden mächtigſten Reiche des Morgenlandes Sprache und Schrift vollſtändig mit einander gemein hatten. Der Erſte, welcher dieſem Intereſſe Ausdruck gab, war der Schwede Löwenſtern. Er verſuchte 1845, auf den dreiſprachigen Inſchriften die Eigennamen der dritten Gattung in ihre Elemente zu zerlegen und mit einigen ſo gefundenen Werthen den Namen des Herrſchers, deſſen Palaſt Botta gefunden hatte, zu entziffern. Da aber dieſer Name unglücklicherweiſe in Botta's Abſchrift fehlerhaft copirt war, mußte die Bemühung ohne Reſultat bleiben. Löwenſtern ſprach indeſſen ſchon beſtimmt aus, daß das Aſſyriſche und Babyloniſche eine ſemitiſche, d. h. mit dem Hebräiſchen und Arabiſchen verwandte Sprache ſei. Bei einem zweiten Verſuche, den der nämliche Gelehrte 1847 veröffentlichte, war die Leſung noch nicht weiter gefördert, als daß die Betrachtung der mehrmals geſchriebenen Eigennamen hier und da für dieſelben Lautwerthe verſchiedene Zeichen zu ergeben ſchien; Löwenſtern glaubte demnach behaupten zu können, daß es in der fraglichen Keilſchriftgattung Homophonen, d. i. gleichlautige Silbenzeichen gebe, wie etwa im Franzöſiſchen cent und sang. Dieſe Hypotheſe mußte ſpäter aufgegeben werden, und ſo iſt von Löwenſtern's Bemühungen nichts geblieben, als die richtige Beſtimmung zweier Silbenzeichen. In demſelben Jahre 1847 veröffentlichte auch der franzöſiſche Artillerie-Officier de Saulcy Entzifferungsverſuche, die er aber nachher ſelbſt als mißglückt verwarf. Glücklicher war der Archäologe de Longperier in Paris, der gleichfalls im nämlichen Jahre eine Reihe von Unterſuchungen in der ‚Revue Archéologique

veröffentlichte. Er bezeichnete eine Anzahl von keilschriftlichen Verbindungen als die Aequivalente für häufiger vorkommende Begriffe, wie „König, Herr, groß", ohne jedoch sie lesen und aussprechen zu können. Auf diese Weise übersetzte er eine Inschrift, welche sich in dem Botta'schen Königspalast sehr oft wiedergefunden hat, ganz richtig: „Palast ....'s, des großen Königs, des Machthabers, des Heeresfürsten, des Herrschers über das Land Assyrien," und doch konnte er außer dem schon von Löwenstern richtig angegebenen rabu „groß", kein Wort dieses Textes lautlich wiedergeben. Aehnlich erging es Botta, der bei Herausgabe der von ihm gefundenen zahlreichen Inschriften 1848 die Texte derselben einer sorgfältigen Betrachtung unterzog und zum eigentlichen Verständnisse der assyrischen Schrift ebenso die Fackel vorauftrug, wie zur Auffindung der assyrischen Paläste. Botta unterschied in seinen Inschriften nicht weniger als 642 Zeichen, eine Zahl, welche in diesem Bestand wohl etwas reducirt, aber mit der Entdeckung neuer Inschriften an Menge wieder gemehrt worden ist. Hiermit war jeder Gedanke an eine alphabetische Schrift für immer beseitigt. Botta hatte nun beim Copiren der Inschriften gefunden, daß immer mehrere den nämlichen Wortlaut enthielten. In den gleichlautenden Exemplaren aber waren manche Wörter, auch die Eigennamen, mitunter verschieden geschrieben; damit schien die Ansicht von dem Dasein mehrerer Zeichen für den nämlichen Laut bestätigt. Er wies ferner nach, daß in den assyrischen Inschriften häufig dieselben Zeichen auf die Eigennamen und auf die schon bestimmten Wörter folgten, wie in der dritten Gattung zu Persepolis und Behistan; dies konnten nur grammatische Endungen sein, und es war demnach erwiesen, daß nicht bloß das Schriftsystem, sondern auch die Sprache in Assyrien und Babylonien identisch war. Als er sich deswegen zum Studium der dreisprachigen Inschriften wandte, fand er mitunter für ein ganzes Wort des persischen Textes im Text der dritten Gattung nur ein einziges Zeichen. Die assyrisch-babylonische Schrift mußte demnach theilweise auch eine Begriffsschrift sein, ähnlich wie unsere mathematische Schreibweise es in einzelnen Ausdrücken ($a \times a$, $b + b$), oder wie die heutige chinesische Schrift es vollständig ist. Letztere gibt nur Ideogramme für die einzelnen Begriffe, welche den Satz bilden, ohne den Lautwerth zu bezeichnen, so daß ein geschriebener chinesischer Text in jeder andern Sprache ebenso gut abgelesen werden kann, wie in der chinesischen selbst. Schon oben ist gezeigt, in wie weit dies auch auf die assyrische Schreibweise paßt. Botta fand, ohne etwas aussprechen zu können, die Ideogramme für „König", „Land", „Volk", „Reich" u. a. Er bemerkte ferner bei den Wörtern, die einer Pluralform im persischen Text entsprachen, ein regelmäßig wiederkehrendes Zeichen zugesetzt, das wir vergleichungsweise Z nennen wollen; hierdurch, schloß er, sei die assyrische Pluralendung dargestellt. Die Annahme ward

zur Gewißheit, als er für den Ausdruck „König der Könige" das Ideogramm für „König" zwei Mal nach einander und am Ende jenes Zeichen gesetzt fand, also X . X . Z. Auf ähnliche Weise bestimmte er auch noch andere grammatische Endungen und konnte schon einzelne Theile der Inschriften so erklären, wie sich nachher als richtig herausgestellt hat; allein irgend ein Wort, auch nur einen Eigennamen mit Sicherheit zu lesen und auszusprechen, war noch nicht möglich. Dies ward den Forschern allen um so peinlicher, weil für die bekannten Begriffszeichen an parallelen Stellen auch die Bezeichnungen in Lautschrift standen, etwa wie wenn in einer mathematischen Schrift hier ∓ und dort „parallel mit" steht, und weil sich doch noch kein Mittel zeigte, den einzelnen Charakteren ihren Lautwerth zu geben. Erst anderthalb Jahre später wagte de Saulcy, in autographirten Abhandlungen den babylonischen Theil der persepolitanischen Inschriften in Buchstaben umzuschreiben und den so gefundenen Text zu erklären. Er bestimmte hiernach 120 Zeichen, von denen einige wenige Begriffszeichen sein sollten; die übrigen hielt er für verschiedenartige Darstellungen von fünf Vocalen und sechszehn Consonanten. Daß hierbei große Unklarheit blieb, entging de Saulcy nicht; den Grund dafür fand Dr. Hincks. Er zeigte nämlich aus den Eigennamen, daß es nicht für die einzelnen Consonanten, sondern für die einzelnen Verbindungen eines Consonanten mit einem Vocal verschiedene Zeichen im Assyrisch-Babylonischen gebe, daß also sechs Zeichen, welche de Saulcy sämmtlich r gelesen hatte, RA, RI, RU, AR, IR, UR zu lesen seien. Damit war die Theorie der sogenannten Homophonen, welche auf Abwege führen mußte, glücklich beseitigt. Später konnte Hincks auch darthun, daß im babylonischen ebenso wie im susischen Texte die geschlossenen Sylben häufig durch zwei einfache ausgedrückt sind, daß also RA . AM für ram, BI . IR für bir, KU . UT für kut steht. Daneben ließen sich freilich auch eigene Zeichen für die nämlichen Silben ram, bir, kut entdecken, so daß in der Schreibweise große Manchfaltigkeit möglich war.

Auf diese Weise ging in Europa die Forschung langsam den richtigen Weg, während zugleich noch manche verkehrte Versuche unternommen wurden, von welchen hier nicht die Rede zu sein braucht. Das Interesse für diese Bemühungen blieb in weiten Kreisen ungeschwächt; denn wenn auch noch immer wenig gewonnen war, so blieb doch das Ziel, welches in der Entzifferung der assyrischen und babylonischen Original-Inschriften gestellt war, gar zu wichtig. Um so mehr mußten die Gelehrten bedauern, daß der dritte Theil der Behistan-Inschrift, welcher wegen seiner Menge von Eigennamen besonders nützlich sein mußte, noch immer nicht veröffentlicht war. Der Besitzer dieses Schatzes, Colonel Rawlinson, blieb in Asien und versuchte sich dort selbständig auch an diesem Theil seines Fundes,

ohne die Arbeiten der europäischen Gelehrten zu kennen oder zu beachten. Erst 1851 gab er im asiatischen Journal von London den fraglichen Text nebst Umschreibung und Uebersetzung desselben heraus. Außer einigen andern Thatsachen, welche bereits in Europa ermittelt waren, brachte diese Arbeit das ganz neue und unerwartete Resultat zu Tage, daß einzelne Charaktere der assyrisch-babylonischen Keilschrift mehrere Lautwerthe darstellten. Dasselbe Zeichen, welches in dem einen Eigennamen A gelesen werden mußte, hieß in dem andern KAL; ebenso waren KHI und DA, UN und TUV durch dasselbe Zeichen ausgedrückt. Eine ähnliche Ueberraschung entstand, als man die auf den persepolitanischen Inschriften gefundenen Lautwerthe auf die Behistan-Inschrift anwandte; denn das Wort für Nabuchodonosor, das sich im Text derselben findet, hieß demnach AN.PA.SA.DU.SIS. Daß bei solchen Erscheinungen die gelehrte Welt wenig Vertrauen auf die gewonnenen Resultate setzte und fast jede Hoffnung aufgab, jemals die assyrischen und babylonischen Geschichtsurkunden in genügender Weise erklärt zu sehen, war natürlich. Allein die muthigen Männer, welche bis dahin so viel Scharfsinn und Mühe auf die schwierige Arbeit verwendet hatten, gaben die Hoffnung nicht auf. Rawlinson und Hincks setzten ihre Forschungen unermüdet fort. De Saulcy ließ sich auch nicht abschrecken, obschon er seine frühern Arbeiten selbst für ungenügend erklärt hatte. Als ein zwar weniger geschulter, aber glücklicher Forscher kam der Engländer Fox Talbot hinzu, nachdem Layard eben einen wahrhaft unermeßlichen Zuwachs zu dem vorhandenen Material geliefert hatte. Oppert schwieg für einige Jahre, theils weil er mit Fresnel auf dem Boden von Mesopotamien thätig sein mußte, theils weil er seinen Untersuchungen erst einen bestimmten Grad von Verläßlichkeit geben wollte. Als er aber im Jahre 1857 mit einer Uebersetzung und Erklärung der Bauurkunde hervortrat, welche im Birs Nimrud gefunden war, ließ die Sicherheit, womit er von seinen Erklärungen Rechenschaft gab, in seiner Arbeit wohl den bedeutendsten Fortschritt zur Lösung des wichtigen Problems erkennen. Durch seine Erfolge angeregt, schloß sich der französische Friedensrichter Joachim Ménant als Schüler und Mitarbeiter an ihn an, und es läßt sich nicht leugnen, daß diese beiden fleißigen Männer die Kenntniß der assyrisch-babylonischen Keilschrift endgültig vermittelt haben. Das schließliche Resultat ist freilich die Frucht des Zusammenwirkens aller oben genannten Kräfte und ist durch eine Reihe von Einzelarbeiten gefördert worden, die hier nicht namhaft gemacht zu werden brauchen. Ganz besonders wurden die in Rede stehenden Bemühungen auch durch das Gefühl von Sicherheit unterstützt, welches sowohl bei den Forschern selbst, als in weitern Kreisen 1857 durch einen eigenthümlichen Versuch gewonnen wurde. Im Anfange dieses Jahres befanden sich zufällig Rawlinson, Hincks, Oppert und Talbot gleichzeitig zu London. Auf An-

regung des Letztern übergab der Vorstand des britischen Museums jedem der vier Gelehrten die lithographische Vervielfältigung einer langen, von Tiglat Pilasar herrührenden Inschrift und bat sich von jedem eine selbständige Uebersetzung aus, um durch den Ausfall dieser Probe den Stand der assyrischen Forschung zu constatiren. Nach einem Monate waren in den Händen des Vorstandes vier versiegelte Uebertragungen, welche am 25. Mai in feierlicher Sitzung eröffnet wurden. Das Ergebniß war, daß die vier Uebersetzungen in der Hauptsache vollständig mit einander übereinstimmten; in Nebendingen wichen sie nur so viel von einander ab, als die Selbständigkeit der Uebersetzung verlangte. Durch beides erschienen die Principien der Uebertragung glänzend gerechtfertigt. Obwohl nun auch jetzt nicht die Bedenken verstummten, die immer von neuem noch bis in die letzten Tage gegen die Glaubwürdigkeit der assyriologischen Forschung vorgebracht wurden, so ließ doch die Mehrzahl der Gelehrten durch ein solches Ergebniß, wie das angeführte war, sich überzeugen und schenkte den historischen Ermittelungen, welche aus den Inschriften gewonnen wurden, ihr Zutrauen.

Die Forschung ging jetzt mit raschen Schritten voran, zumal seitdem die französische Regierung und das britische Museum ihr durch Veröffentlichung der im Morgenlande gefundenen Inschriftschätze zu Hülfe kamen. Im Jahre 1868 war die Kenntniß der assyrischen und babylonischen Schriftdenkmäler so weit gediehen, daß Ménant in einer der französischen Akademie vorgelegten und von dieser 1869 und 1873 veröffentlichten Schrift die Principien der Lesung mit mathematischer Sicherheit entwickeln konnte. Um dieselbe Zeit wies der deutsche Professor Schrader zu Göttingen in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft (1869) die Solidität der Basis nach, auf welcher die neue Wissenschaft sich bewegt. Dieselbe Arbeit ward später zu zwei selbständigen Werken erweitert, von denen das eine („die assyrisch-babylonischen Keilinschriften") die Methode und die Resultate der Forschung einer ausführlichen Kritik unterwirft; das andere („die Keilinschriften und das Alte Testament") die bis damals gefundenen Ergebnisse für die Erklärung des Alten Testamentes im Einzelnen verwerthet. Mit Schrader wetteiferte in den letzten Jahren der jüngere Delitzsch; was G. Smith geleistet, bleibt besonders zu besprechen.

Nach allem diesem ist sicher, daß die auf den assyrischen und babylonischen Keilinschriften vorkommende Sprache, welche man der Kürze wegen die assyrische nennt, einen selbständigen Zweig der semitischen Sprachfamilie bildet. Das Wesen des neu entdeckten Idioms ist so vollständig erschlossen, daß Oppert 1860, Ménant 1868, Schrader (in der oben angegebenen ersten Schrift) und Sayce zu London 1872 vollständige Grammatiken desselben, Norris 1868—72 ein ‚Assyrian Dictionary' liefern konnten. Die Schrift, worin diese Sprache zu unserer Kenntniß gekommen ist, ward

zuerst bei den Babyloniern gebraucht und kam durch diese auch bei den Assyriern in Anwendung. Sie ist nicht semitischen Ursprunges, sondern die Babylonier haben sie von einem andern, vermuthlich turanischen Volke herübergenommen, das sie für seine Sprache erfunden hat. Aus später anzugebendem Grunde nennt man dieses Volk und diese Schrift akkadisch. Ursprünglich war letztere eine begriffliche und zwar hieroglyphische Schrift, d. h. sie bezeichnete bloß den Inhalt, nicht die Lautform der Wörter, und zwar durch sinnliche oder symbolische Bilder der Gegenstände. Die Umrisse dieser Bilder wurden später durch den als Grundstrich angenommenen Keil ersetzt, und es entstanden die conventionellen Charaktere der Keilschrift, ganz so, wie die ursprünglich bildlichen Darstellungen der chinesischen Schrift durch Anwendung des Pinselstrichs in conventionelle Bezeichnungen umgewandelt worden sind, oder wie die ägyptischen Hieroglyphen zu der abgekürzten hieratischen Schrift geworden sind. Sehr instructiv sind in dieser Hinsicht die von Loftus zu Warka gefundenen Ziegelinschriften, von denen oben S. 89 die Rede gewesen ist; wo diese gestempelt sind, haben sie den alten hieroglyphischen Charakter, wo aber die Hand sie eingegraben hat, sind die Linien der einzelnen Bilder durch den Keilstrich ersetzt. An der äußern Form der keilschriftlichen Charaktere läßt sich eine fortwährende Vereinfachung bemerken. Die ältesten babylonischen Zeichen sind noch sehr complicirt und lassen das ursprüngliche Bild zum Theil deutlich erkennen; die jüngsten assyrischen dagegen haben überall nur die Grundstriche bewahrt, so daß nothwendig einzelne früher geschiedene Bezeichnungen nachher zusammengefallen sind. In Bezug auf die Bedeutung dieser Zeichen geschah die Herübernahme von Seiten der Babylonier so, daß dieselben zunächst für den zugehörigen Begriff, dann aber auch für den in der fremden ursprünglichen Sprache damit verbundenen Laut angewendet wurden. Die fragliche Sprache hatte z. B. ein bestimmtes Zeichen, welches „Vater" bedeutete und AT ausgesprochen wurde. In der babylonischen und assyrischen Keilschrift brauchte man nun dieses nämliche Zeichen zu einem doppelten Zweck: einmal, um den Begriff „Vater" mit der assyrischen Aussprache abu darzustellen, dann auch, um die Silbe AT auszudrücken. Die assyrische Keilschrift hat demnach zunächst zweierlei Bestandtheile: Begriffszeichen oder Ideogramme und Laut- oder Silbenzeichen. Erstere stellen die am häufigsten vorkommenden Begriffe, wie „Gott, Himmel, Monat, Tag, Menschen, Vater, Sohn, König, groß, auf, mit" u. a. dar. Ein solches Ideogramm ist auf der Inschrift M in der dritten Gattung das siebente Zeichen, welches „König" bedeutet und assyrisch sarru ausgesprochen wird. Zur nämlichen Klasse kann man auch die sogenannten Determinativa rechnen, welche zur Kennzeichnung gewisser Kategorien von Begriffen dienen; so steht ein senkrechter Keil vor allen Männernamen (s. Inschrift M, dritte Gattung, drittes Zeichen), je ein

nderes Zeichen vor den Namen von Frauen, Göttern, Städten, Ländern. Die Anwendung dieser Begriffszeichen ist in den älteren Schriftdenkmalen häufiger, als in den jüngeren; im Ganzen aber ist die Zahl derselben neben den bloß lautlichen Zeichen bei weitem die geringere. Die meisten assyrischen Keilzeichen sind nämlich Darstellungen von Silben ohne bestimmte Bedeutung, theils einfacher, wie ar, ir, ru, ri, theils complexer, wie dar, rup, vus u. s. w. Sehr viele, wenn nicht alle diese Silbenzeichen können aber auch ideographisch oder begrifflich gebraucht werden, d. h. sie können auch den Gegenstand ausdrücken, der in der ursprünglichen Sprache mit dem betreffenden Ausdruck bezeichnet wurde. Umgekehrt können die Ideogramme, was dasselbe sagen will, auch den bloßen Laut bedeuten, womit sie bei den Erfindern der betreffenden Schriftzeichen ausgedrückt wurden. So heißt wie schon oben gesagt, das Zeichen, welches „Vater" bedeutet, und demnach abu ausgesprochen wird, lautlich bloß AT; ein Zeichen für „Gott" wird ilu und AN ausgesprochen; ein Zeichen für „Jahr" heißt sanat und MU, ein Zeichen für „Tag" jumu und PAR, eins für „Bruder" achu und SIS. Diese beiden Methoden der Bezeichnung werden in der assyrischen Schrift nebeneinander angewendet, wie wenn wir schreiben wollten: „der Deci×bruch 0,25 ist = 5 × 1/20"; das Zeichen × stände hier zuerst in lautlicher, später in begrifflicher Anwendung, in letzterer auch das Zeichen = und die Ziffern. So viel sich erkennen läßt, geschieht diese Doppelanwendung der nämlichen Zeichen ohne bestimmte Regel ganz nach Freiheit, so daß beide Weisen in einem und demselben Worte nebeneinander angewendet werden. Der Eigenname Nabuchodonosor z. B. erscheint in seinen fünf Bestandtheilen Na . bu . ku . dur . usur bald ganz, bald theilweise begrifflich oder lautlich darstellt. Die vollständige Schreibung in Begriffszeichen würde lautlich AN . PA . SA . DU . SIS ausgesprochen werden müssen; daher der Mißgriff, der anfangs mit diesem Namen gemacht wurde. Die vollständig lautliche Bezeichnung kann ihrerseits wieder auf sehr verschiedene Art geschehen, weil die einzelnen Silben auch durch zwei Zeichen ausgedrückt werden können, z. B. Na . bu . u . ku . du . ur . u . su . r, Na . bu . kud . dur . ru . su . ur u. s. w. Daneben können denn die einen Bestandtheile begrifflich, die andern lautlich geschrieben werden, so daß die fraglichen Zeichen dem Laute nach AN . PA . ku . du . ur . SIS, Na . bu . SA . DU . u . su . ur u. s. w. heißen. Begreiflich entsteht durch diese Methode für unsere Lesung und Erklärung eine große Schwierigkeit. Dieselbe wird noch durch den schon angegebenen Umstand vermehrt, daß bei Abkürzung der ursprünglichen Zeichen eine Anzahl Charaktere im Schreiben ganz gleich geworden sind, und daß daher ein und dasselbe Keilzeichen nicht bloß doppellautig, sondern oft auch viellautig (polyphon) geworden ist, wie beispielsweise ein einziges Zeichen entweder kal oder lab oder rid oder dan lauten kann. Diese

Schwierigkeit bestand schon im Alterthum, so daß bei den Babyloniern die Kenntniß der Keilschrift den Gelehrten ausmachte (s. Dan. 1, 4); auch das Unvermögen der Magier (Dan. 5, 8), dem König Belshazzar die geheimnißvolle Wandschrift zu deuten, wird zum Theil in der angedeuteten Beschaffenheit der Schrift seinen Grund gehabt haben. Um so leichter konnte es geschehen, daß die neueren Erklärer assyrischer Texte namentlich vor den Eigennamen rathlos standen. Oppert gestand zur Zeit ganz offen, daß er nur durch geschichtliche Combination gewisse Namen Sargon, Salmanassar, Asarhaddon nenne, daß er aber in der Schrift selbst nicht den geringsten Anhaltspunkt finde. Der Name eines andern Königs ward erst Assur-ach-bel gelesen, während man jetzt weiß, daß Assurnasirhabal zu lesen ist; der jetzt richtig gegebene Name Salmanassar wurde von Hincks Divanubar erklärt. Solche Erscheinungen mußten natürlich das Mißtrauen gegen die assyrischen Textentzifferungen steigern. Doch wurden mit dem Fortschritte der Forschung auch die angegebenen Schwierigkeiten überwindlich. Die Assyrier selbst haben diese Schwierigkeiten wohl gefühlt und ihnen auf doppelte Weise abzuhelfen gesucht. Die eine Weise besteht darin, daß sie denjenigen Zeichen, die nach ihrem Begriffswerth gebraucht werden, die Endung der entsprechenden Lautform zusetzen und so Verwechslungen vorbeugen. So gibt es ein Zeichen, das den Begriff „Sonne" und den Laut UT bezeichnet; wir setzen dafür ⊙. Soll nun angezeigt werden, daß es in ersterer Bedeutung samsi auszusprechen ist, so findet sich die Endung dieses Wortes hinzugefügt: ⊙si. Das nämliche Zeichen kann auch für jumu „Tag", im Plural jumi, oder sadu „Morgenröthe" stehen; in diesen Fällen ist ⊙mu, ⊙mi, ⊙du geschrieben. Auch so aber erfordert das Schreiben und Lesen ein sorgfältiges Studium, und diesem sind die Assyrier zweitens durch Anfertigung großer Verzeichnisse zu Hülfe gekommen, auf welchen alle Zeichen von begrifflichem Werth lautlich umschrieben sind. Eine bedeutende Anzahl solcher Syllabare sind von Layard, Loftus und Smith auf den oben S. 44 genannten Thontäfelchen gefunden worden, und ihre Veröffentlichung bildet einen der wichtigsten Beiträge zum sichern Verständniß der assyrischen Keilschrift. Gewöhnlich enthalten sie drei Columnen, auf deren mittelster das zu erklärende Zeichen steht, während links die lautliche Umschreibung, rechts der Sinnwerth angegeben ist. So z. B., wenn die betreffenden Keilzeichen X . Y . Z wären:

UR	X	hamamu
ṢIS	Y	achu
KIN	Z	miru u. s. f.

Andere Täfelchen haben nur zwei Columnen, auf denen die links stehenden

lautbezeichnungen rechts nach ihrem Begriffswerth erklärt werden; dieſe Erklärungen enthalten zugleich grammatiſche Darlegungen:

TIK . UN .	bil . tuv, Tribut
TIK . UN . BI .	bi . lat . su, ſein Tribut
TIK . UN . BIL . BIL .	bi . lat . su . nu, ihr Tribut.
KI . MU . TA .	it . ti . ja, mit mir
KI . MI . TA	it . ti . ni, mit uns
KI . ZU . TA	it . ti . ka, mit dir
KI . ZU . BIL . BIL . TA	it . ti . ku . nu, mit euch.

Durch dieſe Syllabare iſt nicht nur die Möglichkeit der Entzifferung bedeutend vergrößert, ſondern es ſind auch die ſchon gewonnenen Reſultate beſtätigt worden; denn eine Menge von Erklärungen, welche durch Combinationen gefunden worden waren, ſind in dieſer zuverläſſigſten aller Quellen ſchon gegeben. Es fehlt demnach nicht an Hülfsmitteln und an Kriterien für die Entzifferung der aſſyriſchen Schriftſtücke. Dabei iſt die Menge des vorhandenen Materials ſo groß, daß faſt in allen Fällen ſchon die Combination aus Parallelſtellen Licht verbreitet. Obwohl daher Einzelheiten immer noch unverſtändlich bleiben, ſo darf doch Ménant behaupten, daß die Erklärung der aſſyriſchen Keilſchrift nunmehr mit philologiſcher Nothwendigkeit geſchieht, und die Ueberſetzungen der keilſchriftlichen Urkunden dürfen wohl in die Reihe der geſchichtlichen Quellen eintreten.

Nach dieſen Grundſätzen heißt die als Beiſpiel dienende Inſchrift M in der dritten Gattung: ana . ku Ku . ra . as sarru A . cha . ma . nis . si . ja, „ich (bin) Cyrus, der König, der Achämenide." Vom erſten Worte iſt die eine Hälfte ana begrifflich geſchrieben, und zwar mit demſelben Zeichen, das vor dem zweiten und vierten Wort als Begriffs-Determinativ ſteht; die zweite Hälfte iſt lautlich dargeſtellt und kehrt in ſolcher Geſtalt zu Anfang des zweiten Wortes wieder. Letzteres hat als Determinativ den ſenkrechten Keil vor ſich, welcher Männernamen anzeigt; ebenſo iſt es beim vierten Worte der Fall. Die complexe Silbe ras des zweiten Wortes iſt in der gewöhnlichen Weiſe durch zwei einfache Silben gebildet. Das dritte Wort iſt, wie ſchon bemerkt, durch ein einziges Ideogramm dargeſtellt.

Immerhin muß zugeſtanden werden, daß eine ſolche Schreibweiſe etwas Unvollkommenes und Sonderbares an ſich trägt. Allein es beſteht in der Gegenwart mehr als ein Schriftſyſtem, welches ganz auf denſelben Principien wie das babyloniſch-aſſyriſche beruht und vielleicht mit dieſem aus gleicher Quelle ſtammt. Die Japaner, Annamiten, Koreaner ſind in Literatur und Schrift ebenſo von den Chineſen abhängig, wie die Babylonier

und Aſſyrier von demjenigen Volk, deſſen Schriftzeichen ſie adoptirten. Die Chineſen ſchrieben ebenfalls anfänglich nur Hieroglyphen, welche den jedesmaligen Begriff bildlich darſtellten. Allmälig wurden dieſe Bilder zu conventionellen Formen, die allbekannt ſind, und deren es eben ſo viele, als Begriffe, im Chineſiſchen gibt. Dieſe nämlichen Charaktere gebrauchen die Japaner auch zur Schreibung ihrer eigenen Sprache, wobei ſie dann die Zeichen nicht nach ihrem chineſiſchen Lautwerth, ſondern mit dem japaneſiſchen Worte für den bezüglichen Begriff ausſprechen. Hießen z. B. die Zeichen □ × im Chineſiſchen Tse guĕ „Confutſe's Spruch", ſo leſen die Japaner dieſe nämlichen Zeichen Si no notamavaku, was daſſelbe bedeutet, und wobei no Genitivendung iſt. Nun aber haben die Japaner, wie das Beiſpiel zeigt, Flexionsendungen, die Chineſen aber drücken die Flexion hauptſächlich durch Wortſtellung aus, wie oben die Vorſetzung von Tse vor gu˘ den Genitiv bezeichnet. Um daher die chineſiſche Schrift dem japaniſchen Sprach-Charakter anzupaſſen, ſetzen die Japaner beim Gebrauch der chineſiſchen Ideogramme ihre eigenen Flexionsendungen hinzu und ſchreiben demgemäß □ no ×, wie die Aſſyrier ⊙si, ⊙mu, ⊙mi, ⊙du. Hierzu bedienen ſich die Japaner einer Lautſchrift. Sie haben nämlich neben der begrifflichen Schrift der Chineſen für alle in ihrer Sprache vorkommenden Silben chineſiſche Ideogramme nach ihrem Lautwerth adoptirt. Für die betreffenden Silbenzeichen geht daraus bei den Japaneſen dieſelbe Polyphonie hervor, wie bei den Aſſyriern; es heißt z. B. ein und daſſelbe Zeichen, wenn es begrifflich verwandt wird, ki „Baum", wenn es lautlich angewendet wird, mu. Ferner werden die beiden Schreibweiſen in den japaniſchen Texten meiſt mit einander vermengt, ſo daß auch in dieſer Hinſicht die japaniſche Literatur die nämliche Schwierigkeit bietet, wie die aſſyriſche. Es mag nicht umſonſt ſein, auf dieſe Analogie der beiden Schriftſyſteme, die für das Annamitiſche und Koreaniſche ſich wiederholt, hier aufmerkſam gemacht zu haben, weil das Volk, von welchem die Babylonier ihre Schrift lernten, ein turaniſches Volk geweſen iſt, wie auch die Chineſen. Bekanntlich ſind dieſe das älteſte Culturvolk in Aſien, und von jeher haben ſie auf alle Völker, welche mit ihnen in Berührung kamen, den nämlichen Einfluß ausgeübt, wie auf die oben genannten. Dabei iſt die Sprache des fraglichen Volkes, von welchem die Keilſchrift ſtammt, eine einſilbige, gerade ſo wie die chineſiſche, und zwiſchen den älteſten babyloniſchen und den urſprünglichen chineſiſchen Hieroglyphen iſt die Aehnlichkeit unverkennbar.

Ein noch weiterer Schritt, als von der einſilbigen Sprache des fraglichen Culturvolkes zum Babyloniſchen und Aſſyriſchen, war die Anwendung der aſſyriſchen Keilſchrift auf die indogermaniſche Sprache der Perſer und zwar in der Fortbildung zu einer alphabetiſchen Schrift. Wir haben Gewißheit, daß dieſer große Sprung nicht unvermittelt geſchehen iſt; denn wir kennen jetzt eine An-

zahl keilschriftlicher Texte in einer indogermanischen Sprache, auf welche das assyrische Syllabar angewendet worden ist. Schon 1836 hatte der französische Professor Saint-Martin auf die Alterthümer bei der Stadt Van aufmerksam gemacht, welche bereits der armenische Geschichtsschreiber Moses von Chorene aus eigener Anschauung schildert. Auf diese Anregung hin hatte die französische Regierung den Professor Fr. Ed. Schulz nach Armenien geschickt, um dort antiquarische Forschungen anzustellen. Letzterer hatte 1829 in der Umgegend von Van schon 42 Inschriften copirt und nach Europa geschickt, als er von den Kurden meuchlings ermordet wurde. Die Inschriften wurden 1840 in Frankreich veröffentlicht, widerstanden aber lange Zeit allen Erklärungsversuchen, zumal da keine Uebersetzung in's Persische beigegeben war. Eine Ausnahme machten nur drei Inschriften, welche von dem Perserkönig Xerxes herrührten und in den herkömmlichen drei Sprachen der persepolitanischen Inschriften abgefaßt waren. Erst der Genialität Hincks' gelang es um 1850 nachzuweisen, daß die Sprache einiger Inschriften indogermanischen Ursprungs sein müsse; allein außer einigen Eigennamen wurde nichts herausgelesen. Mordtmann in Constantinopel glaubte 1872 in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft nachweisen zu können, daß die fraglichen Inschriften altarmenisch seien, und gab eine Uebersetzung davon; allein in Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 1876 wird von zwei competenten Gelehrten behauptet, daß er sich geirrt habe, und daß sogar zwei der sogenannten armenischen Inschriften rein assyrisch seien. Freilich ist dieser Negation kein positives Ergebniß an die Seite gestellt worden. Bleibt demnach auch hier noch eine Aufgabe ungelöst, so dürfen wir doch mit Befriedigung auf das Geleistete zurücksehen. Ueber Alles hoch ist anzuschlagen, daß der menschliche Scharfsinn ein Räthsel hat lösen können, welches seit zwei Jahrtausenden der Kenntniß verschlossen war. Der Wissenschaft sind neue Bahnen eröffnet worden, die zur Wahrheit führen: sie alle werden schließlich der geoffenbarten Religion und dem christlichen Glauben zu immer neuer Verherrlichung dienen müssen.

VI.

Die assyrische Literatur.

Mit dem Verständniß der Keilschriften ist dem Abendlande die Kenntniß eines uralten, reichen Schriftthums aufgegangen, von welchem vor einigen Jahrzehnten noch keine Ahnung vorhanden war. Zwar hatte schon Plinius berichtet, daß die Assyrier immer im Besitz der Schreibkunst gewesen seien, und von dem chaldäischen Priester Berosus war bekannt, daß er ein Geschichtswerk nach den im Tempel des Bel vorhandenen Jahrbüchern schrieb; allein auf den Besitz von assyrischen oder babylonischen Original-Urkunden hatte Niemand hoffen können. Der große Schatz solcher Schriftstücke, welcher nunmehr nicht bloß äußerliches, sondern auch geistiges Eigenthum Europa's geworden ist, kann vielleicht nur uneigentlich eine Literatur heißen, insofern er nach Form und Inhalt dem, was bei andern Nationen so genannt wird, nicht gleich zu stellen ist; indeß vermittelt er uns, in gleicher Weise wie die Bücher der übrigen gebildeten Völker, die Einsicht in das Geistesleben und die Geschichte seiner Urheber und mag daher mit dem angegebenen Namen bezeichnet bleiben.

Die babylonische Literatur kann mit der assyrischen aus mehr als einer Ursache zusammengefaßt werden. Zunächst sind beide ihrem Ursprunge nach identisch, denn die in jedweder erscheinende Bildung stammt aus einer Zeit, da Assyrien und Babylonien nur ein einziges Reich ausmachten, und da alles geistige Leben aus den babylonischen Culturstätten zu Borsippa, Erech und Sippara ausging. Daher war auch die Sprache der beiderseitigen Literaturen die nämliche. Die ältere turanische oder akkadische Bevölkerung von Sinear hatte ihre angestammte Sprache den später einwandernden Semiten geopfert, wogegen diese die Schriftzeichen des andern Volkes adoptirten; seitdem war die Schriftsprache auf assyrischem und babylonischem Boden immer dieselbe geblieben. Wir wissen nicht, ob die Beschaffenheit der Keilschrift oder die Achtung vor den ersten nationalen Geisteswerken Ursache gewesen ist, daß auch bei den Bewohnern dieser Länder sich die nämliche Erscheinung zeigt, wie bei den stammverwandten Hebräern und Arabern. So wie jene immer den Pentateuch, diese immer den Koran als höchstes Muster der schriftlichen Darstellung vor Augen hatten und darum beim Schreiben eine alterthümliche Sprachgestaltung festhielten, während die mündliche Rede sich änderte: so haben auch die am Euphrat und am Tigris wohnenden Semiten immer die Denkmale ihres Geisteslebens in der Sprachform ihrer alten

Vorfahren abgefaßt, während im lebendigen Verkehr ihre Sprache den allgemeinen Gesetzen fortschreitender Veränderung unterlag. Von letzterer geben uns die Schriftstücke des gewöhnlichen Lebens, namentlich Kaufcontracte auf Thontäfelchen, genügende Kenntniß. Wenn wir nun wegen ihrer sprachlichen Beschaffenheit ebenso, wie wegen ihres ersten Ursprunges, die Literatur der Assyrier und Babylonier zusammenfassen, so folgen wir damit nur dem Vorbilde der beiden Völker selbst; denn immer haben die Geisteswerke des einen auch als Eigenthum des andern gegolten, und die meisten Erzeugnisse der babylonischen Literatur sind uns nur aus assyrischen Bibliotheken bekannt geworden. Mit Recht dürfen wir daher die gesammte fragliche Literatur, wie die entsprechende Sprache, die assyrische nennen.

Es kann als die folgenreichste Entdeckung auf assyrischem Boden bezeichnet werden, daß zu Kujundschik ein Theil der königlichen Bibliothek in Layard's Hände fiel (s. S. 44). Schon Salmanassar hatte um 860 v. Chr. den Anfang zu einer Büchersammlung gemacht, die hauptsächlich aus Abschriften babylonischer Texte bestand. Seine sämmtlichen Nachfolger bereicherten dieselbe, und besonders war Sargon bemüht, die königlich assyrische Bibliothek mit den übrigen Einrichtungen des Reiches auf gleich vollkommene Stufe zu bringen. Bald nach seinem Regierungsantritt ernannte er einen Oberbibliothekar in der Person des fleißigen, uns aus der Bibliothek selbst bekannt gewordenen Nabusukubgina. Dieser ließ unermüdlich Abschriften klassischer alter Schriften anfertigen und nach festem Plan in die Sammlung einreihen. Sennacherib und Asarhaddon setzten die Bemühungen Sargon's fort; den größten Aufschwung aber nahm die königliche Bibliothek unter Assurbanipal, dem Sardanapal der Griechen, der durch seine Liebe zur Wissenschaft eben so groß dasteht, wie durch seine glücklichen Kriegszüge. Unter ihm hatte sich die Bibliothek in dem von ihm erweiterten Palaste Sennacherib's, dem sogenannten Südwestpalaste (von Kujundschik) befunden; dieses Gebäude war eines von denen, welche Layard genauer untersuchen konnte. Ueber zwanzigtausend Bruchstücke solcher Täfelchen, wie oben S. 44 beschrieben sind, schaffte er selbst nach England; später ward durch Rassam, Loftus und Smith die Zahl verdoppelt, und fortwährend wird durch gelegentliche Funde der Reichthum des britischen Museums noch gemehrt. In letzter Zeit werden auch von Hillah her manche solcher Täfelchen nach Europa gebracht; allem Anschein nach befand sich in dem Königspalast Nabuchodonosor's eine ähnliche Bibliothek, und vielleicht gelingt es einem europäischen Forscher, diesem vergrabenen Schatze, der die arabische Habsucht nicht hat rege machen können, auf die Spur zu kommen. Durch einen solchen Fund würde unsere Kenntniß der assyrischen Literatur gewiß unübersehbar bereichert werden. Aber auch so schon ist uns eine Quelle reicher Belehrung geöffnet; denn seitdem hauptsächlich Smith so glücklich gewesen ist, viele einzelne

Fragmente von Täfelchen zu dem ursprünglichen Textesganzen zu vereinigen, sind wir in den Stand gesetzt, einen Einblick in die Geistesthätigkeit der beiden fraglichen Völker zu gewinnen.

Hiermit sind wir auf die formelle Eigenthümlichkeit geführt, welche die assyrische Literatur auszeichnet. Nicht auf Papyrus oder Pergament, sondern auf Thon oder Alabaster ist alles dasjenige aufgezeichnet, was aus dem reichen Geistesleben zweier großer Culturvölker zu unserer Kenntniß gelangt ist. Für uns ist dies eine glückliche Eigenthümlichkeit, weil schwerlich ein anderes Material so der Zerstörung und Verwesung getrotzt hätte. Zwar scheinen die Babylonier, welche hierin den Aegyptiern gleichstanden, schon frühzeitig den Schilfreichthum ihres Landes zur Papierbereitung benutzt zu haben; allein für uns gibt es keine andere, als Thon- oder Steinschriften in assyrischer Sprache. Dies gilt nicht bloß für die monumentalen Texte, sondern noch weit mehr für die Erzeugnisse privater Geistesthätigkeit. So wie bei uns ein Buch aus Bogen und Blättern von gleichem Format gebildet wird, so zeichnete man am Euphrat und Tigris auch die längsten Schriftstücke auf Thontäfelchen von gleicher Größe und Gestalt auf. Man beschrieb jedes auf beiden Seiten und fuhr auf dem andern immer da fort, wo man auf dem einen aufgehört hatte. Um die Reihenfolge herzustellen, setzte man an den Schluß jedes Täfelchens die erste Zeile des folgenden als Custos. Die Zahl der so zusammengehörigen Täfelchen ist gewöhnlich nicht so groß, als wir denken möchten, weil die Keilschrift großen Inhalt auf kleinem Raume darzustellen verstattet, und weil sie ganz außerordentlich fein ausgeführt werden konnte. Doch finden sich auch Schriftwerke, welche siebenzig und hundert solcher Täfelchen umfassen. Man schnürte die zusammengehörigen in einen Pack und gab ihnen zum Titel die Anfangsworte der ersten Tafel; so heißt ein astrologisches Werk: „Als die Götter Anu, Ilu". Nach diesem Titel heißen nun auch die einzelnen Tafeln, z. B. „Erste Tafel als die Götter Anu, Ilu", „Zweite Tafel als die Götter Anu, Ilu"; auch diese Bezeichnung ist jedes Mal am Schluß hinzugefügt. Für die Bedürfnisse der Bibliothek gab es Verzeichnisse sämmtlicher vorhandenen Texte, gleichfalls auf Thontafeln geschrieben; kleine ovale Täfelchen mit Aufschriften bildeten die Rubriken für die einzelnen Abtheilungen oder Bücherreihen.

Wie der Form, so auch dem Inhalte nach besitzt die assyrische Literatur ihr eigenthümliches Gepräge. Hat die königlich assyrische Bibliothek nicht auch, nach unserer Art zu reden, das Archiv oder die Registratur umfaßt, so wurde in Assyrien jedenfalls auf alles Geschriebene ein größerer Werth als bei uns gelegt. Aus dem Palaste Assurbanipal's sind auch vielerlei Schriftstücke des gewöhnlichen Lebens, Kaufcontracte, Gerichtsacten, Personallisten u. dgl. gewonnen worden; gelegentliche Funde, wie der zu Tell Sifr (S. 92), haben die Zahl derselben fortwährend vermehrt. Nach dem Vorgang

des assyrischen Königs, nach der äußern Gleichförmigkeit dieser Urkunden mit den eigentlichen Geistesdenkmälern und nach der Wichtigkeit, die sie für unsere Erkenntniß besitzen, rechnen wir auch diese Schriftstücke, abweichend vom gewöhnlichen Gebrauch, zur assyrischen Literatur. Noch mehr gehören zu derselben die monumentalen Inschriften, welche als Bauurkunden oder Zimmerzierden zur Kenntniß der europäischen Forscher gekommen sind; dieselben haben als Geschichtsquellen unschätzbaren Werth und verdienen zum Theil auch nach Stil und Sprache die höchste Aufmerksamkeit. Man kann demnach kurz zusammenfassend sagen, daß zur assyrischen Literatur alle keilschriftlichen Texte ohne Ausnahme gehören, welche auf dem Boden des alten Assyrien und Babylonien gefunden worden sind.

Die Betrachtung dieser schriftlichen Denkmale kann kaum anders, als bei den geschichtlichen Urkunden beginnen. Bei diesen, aber auch nur bei diesen prägt sich die Verschiedenheit des assyrischen und des babylonischen Geistes sehr deutlich aus. Während die Könige von Assyrien sorgfältig bemüht gewesen sind, ihren Namen und ihre Thaten bis in's Kleinste, oft in verschiedenartiger Darstellung wiederholt, der Nachwelt zu überliefern, geben die Inschriften babylonischer Könige nur von deren Bemühung um das jedesmalige Bauwerk Kunde. Daher sind die monumentalen Texte der Assyrier schon an räumlicher Ausdehnung ungleich belangreicher, als die der Babylonier. Insofern erstere eben deswegen sich weniger zur Mittheilung eignen, geben wir hier als Probe derselben nur Bruchstücke, welche sich an sonst Bekanntes anschließen. Zu denselben gehört die auch für alle späteren Texte geltende Bemerkung, daß wir nirgend bloß Einem Uebersetzer gefolgt sind, sondern aus Vergleichung aller vorhandenen Uebertragungen das Richtige zu ermitteln gesucht haben. Wo dies nicht gelingen wollte, oder wo eine Lücke im Originaltext ist, sind Punkte angebracht. Die assyrischen Götter erscheinen einstweilen ohne nähere Charakterisirung.

Auf einem sechsseitigen Cylinder im britischen Museum, der 1830 zu Nineveh gefunden worden ist und nach seinem frühern Besitzer gewöhnlich Taylor's Cylinder genannt wird, hat König Sennacherib (704—680) die Geschichte seiner ersten acht Regierungsjahre hinterlassen; hier heißt es in der zweiten Columne folgendermaßen (Zeile 34): „Meinen dritten Feldzug unternahm ich gegen das Land Syrien. Der König Lulia [Eluläus] von Sidon, den der furchtbare Glanz meiner Majestät überwältigt hatte, floh zu einer fernen Stelle inmitten der See [nach Cypern]. Ich zog in sein Land. Groß-Sidon und Klein-Sidon, die Olivenstadt, Sarepta, Machallib, Usu, Achsib [Ekdippa], Akko, seine festen Städte und Burgen, umwallt und eingefriedigt, und seine schönsten offenen Plätze lagen demüthig zu meinen Füßen, denn die strahlenden Waffen Assur's, meines Herrn, hatten sie

niedergeworfen. Ich setzte Tubaal als Herrscher über sie auf den Thron und legte ihm einen jährlichen, meiner Majestät unweigerlich zu entrichtenden Tribut auf. Darauf brachten Menahem, König von Samarien, Tubaal, König von Sidon, Abdilit, König von Arvad, Urumilki, König von Byblos, Mitinti, König von Asdod, Buduel, König von Beth-Ammon, Kamosnadab, König von Moab, Malikram, König von Edom, sämmtliche Könige des Westlandes ..... ihre reichen Geschenke und Kostbarkeiten mir dar und küßten meine Füße. Zedek aber, König von Askalon, der sich unter mein Joch nicht gebeugt hatte, ihn führte ich sammt den Göttern seines Hauses, seinem Weibe, seinen Söhnen, seinen Töchtern, seinen Brüdern, dem ganzen Geschlechte seines Vaters hinweg und brachte sie nach Assyrien. Sarludari, den Sohn ihres früheren Königs Rukipti, setzte ich über die Bewohner von Askalon und legte ihm eine feste Summe als Tribut für meine Majestät auf. .... Im Fortgange meines Kriegszuges rückte ich gegen Beth-Dagon, Joppe, Banebarak und Azor, die Städte Zedek's, welche nicht zu meinen Füßen Botmäßigkeit gelobt hatten, nahm sie ein und führte ihre Beute mit mir. Die obersten Priester, die Edelleute und das Volk von Akkaron, welche Padia, ihren König, Assyrien's Bundesgenossen und Vasallen, in eiserne Ketten gelegt und dem König Ezechias von Juda ausgeliefert hatten, ... diese Menschen waren jetzt in ihrem Herzen voll Furcht. Die Könige von Aegypten sammt den Kriegern, Bogenschützen, Wagen und Rossen aus Aethiopien, eine unübersehbare Streitmacht, strömten zusammen und kamen ihnen zu Hülfe. In den Ebenen von Altaku stellten sie mir gegenüber die Schlachtreihe auf und schossen ihre Pfeile ab. Mit den Waffen Assur's, meines Herrn, schlug ich sie und jagte sie in die Flucht. Den Obersten über die Streitwagen und die Söhne des Königs von Aegypten sammt dem Wagenfürsten des Königs von Aethiopien nahmen meine Hände inmitten der Schlacht lebendig gefangen. Die Städte Altaku und Thimna griff ich an, eroberte sie und führte ihre Beute mit mir." III, 1: „Dann zog ich gegen die Stadt Akkaron. Die Oberpriester und Edelleute, welche alle jene Verbrechen begangen hatten, ließ ich zum Tode führen und ihre Leichname rund um die Stadt auf Pfähle spießen. Die Männer der Stadt, welche sich betheiligt hatten, ließ ich sammt ihren Frauen wegführen; den Uebrigen, welche sich keine Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen, denen gewährte ich Straflosigkeit. Ihrem König Padia verschaffte ich die Möglichkeit, Jerusalem zu verlassen, und setzte ihn auf den Königsthron über sie und legte ihm einen Tribut auf, den er meiner Majestät entrichten mußte. Ezechias aber von Juda, der sich nicht mir zu Füßen geworfen hatte, in seinem Reiche berannte ich mit Kriegsmaschinen sechsundvierzig seiner festen Städte und nahm sie sammt zahllosen Burgen und kleinern Flecken in Besitz. 200,150 Menschen, groß und klein, Männer und Frauen, Pferde,

Kaulthiere, Esel, Kameele, Rinder und Schafe ohne Zahl führte ich weg und vertheilte sie als Kriegsbeute. Ihn selber — gleich einem Vogel im Käfig schloß ich ihn in Jerusalem, seiner Königsstadt, ein und errichtete Belagerungsthürme wider ihn. Den Thorweg des großen Stadtthors ließ ich aufbrechen. Seine Städte plünderte ich, trennte sie von seinem Gebiete ab und gab sie Mitinti, dem König von Asdod, Padia, dem König von Akkaron, und Ismibel, dem König von Gaza; so verringerte ich seine Macht. Außer dem früher festgestellten jährlichen Tribut legte ich ihnen weitern Tribut und Gaben an meine Majestät auf. Ezechias selbst war von dem furchtbaren Glanz meiner Majestät überwältigt; ebenso seine Arbeiter und Soldaten und die Bauleute, welche er zur Befestigung seiner Königsstadt Jerusalem zusammengezogen hatte. Sie verstanden sich zu Tribut, und Ezechias sandte dreißig Talente Gold, achthundert Talente Silber, Webereien, ... große Edelsteine, ... Elfenbeinsessel, Leder .... Sandelholz, Ebenholz, einen großen Schatz von Seltenheiten, seine Töchter, seine Dienerschaft, Sklaven und Sklavinnen nach Nineveh, meiner Königsstadt; zur Behändigung des Tributs und zum Angelöbniß der Unterwürfigkeit schickte er seine Abgeordneten." Von den hier erwähnten Vorgängen berichtet auch die heilige Schrift (4. Kön. 18, 13. Is. 36, 1); wenn wir nun beide Darstellungen vergleichen, so ist interessant, wahrzunehmen, daß der assyrische Großkönig seine Bulletins ebenso vorsichtig abzufassen wußte, wie Darius der Perser (o. S. 111), oder wie die Eroberer unserer Zeit. Daß der Zug nach Aegypten durch die Schlacht bei Altaku mißlang, wird gar nicht erwähnt, und nur das Stillschweigen über die Siegesbeute, welche sonst in jedem assyrischen Bericht namhaft gemacht ist, läßt schließen, daß der erfochtene „Sieg" höchstens ein Pyrrhuserfolg gewesen sein kann. Ebenso wird der von Ezechias geleistete Tribut so dargestellt, als sei er durch die Belagerung Jerusalem's erzwungen, während aus 4. Kön. 18, 14 hervorgeht, daß Ezechias sich zu demselben vor der Belagerung verstanden hatte. Von dem unglücklichen Ausgang dieser Belagerung und von dessen Ursache schweigt der assyrische Bericht vollständig und verzeichnet nur den geringen Erfolg, der an einem Thore gelang. Dagegen ist einleuchtend, wie sehr der biblische Bericht durch die assyrische Mittheilung an Klarheit und Glaubwürdigkeit gewinnt. Bei Sennacherib's Thronbesteigung hatte Ezechias sich mit den meisten benachbarten Königen und mit Aegypten verbunden, um das assyrische Joch abzuschütteln. Sennacherib hatte dies erfahren und die palästinensischen Verbündeten überrascht, ehe Aegypten ihnen zu Hülfe kommen konnte; so kam er bis nach Lachis, dessen Belagerung zu Kujundschik abgebildet ist, und machte hier Halt, um die Aegyptier zu erwarten. Jetzt konnte Ezechias kaum mehr einen für ihn günstigen Erfolg hoffen und erfüllte deswegen seine Lehenspflicht durch Absendung des Tributs. Sanherib

niedergeworfen. Ich setzte Tubaal als Herrscher über sie auf den Thron und legte ihm einen jährlichen, meiner Majestät unweigerlich zu entrichtenden Tribut auf. Darauf brachten Menahem, König von Samarien, Tubaal, König von Sidon, Abdilit, König von Arvad, Urumilki, König von Byblos, Mitinti, König von Asdod, Buduel, König von Beth-Ammon, Kamosnadab, König von Moab, Malikram, König von Edom, sämmtliche Könige des Westlandes ..... ihre reichen Geschenke und Kostbarkeiten mir dar und küßten meine Füße. Zedek aber, König von Askalon, der sich unter mein Joch nicht gebeugt hatte, ihn führte ich sammt den Göttern seines Hauses, seinem Weibe, seinen Söhnen, seinen Töchtern, seinen Brüdern, dem ganzen Geschlechte seines Vaters hinweg und brachte sie nach Assyrien. Sarludari, den Sohn ihres früheren Königs Rukipti, setzte ich über die Bewohner von Askalon und legte ihm eine feste Summe als Tribut für meine Majestät auf. .... Im Fortgange meines Kriegszuges rückte ich gegen Beth-Dagon, Joppe, Banebarak und Azor, die Städte Zedek's, welche nicht zu meinen Füßen Botmäßigkeit gelobt hatten, nahm sie ein und führte ihre Beute mit mir. Die obersten Priester, die Edelleute und das Volk von Akkaron, welche Padia, ihren König, Assyrien's Bundesgenossen und Vasallen, in eiserne Ketten gelegt und dem König Ezechias von Juda ausgeliefert hatten, ... diese Menschen waren jetzt in ihrem Herzen voll Furcht. Die Könige von Aegypten sammt den Kriegern, Bogenschützen, Wagen und Rossen aus Aethiopien, eine unübersehbare Streitmacht, strömten zusammen und kamen ihnen zu Hülfe. In den Ebenen von Altaku stellten sie mir gegenüber die Schlachtreihe auf und schossen ihre Pfeile ab. Mit den Waffen Assur's, meines Herrn, schlug ich sie und jagte sie in die Flucht. Den Obersten über die Streitwagen und die Söhne des Königs von Aegypten sammt dem Wagenfürsten des Königs von Aethiopien nahmen meine Hände inmitten der Schlacht lebendig gefangen. Die Städte Altaku und Thimna griff ich an, eroberte sie und führte ihre Beute mit mir." III, 1: „Dann zog ich gegen die Stadt Akkaron. Die Oberpriester und Edelleute, welche alle jene Verbrechen begangen hatten, ließ ich zum Tode führen und ihre Leichname rund um die Stadt auf Pfähle spießen. Die Männer der Stadt, welche sich betheiligt hatten, ließ ich sammt ihren Frauen wegführen; den Uebrigen, welche sich keine Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen, denen gewährte ich Straflosigkeit. Ihrem König Padia verschaffte ich die Möglichkeit, Jerusalem zu verlassen, und setzte ihn auf den Königsthron über sie und legte ihm einen Tribut auf, den er meiner Majestät entrichten mußte. Ezechias aber von Juda, der sich nicht mir zu Füßen geworfen hatte, in seinem Reiche berannte ich mit Kriegsmaschinen sechsundvierzig seiner festen Städte und nahm sie sammt zahllosen Burgen und kleinern Flecken in Besitz. 200,150 Menschen, groß und klein, Männer und Frauen, Pferde,

Maulthiere, Esel, Kameele, Rinder und Schafe ohne Zahl führte ich weg und vertheilte sie als Kriegsbeute. Ihn selber — gleich einem Vogel im Käfig schloß ich ihn in Jerusalem, seiner Königsstadt, ein und errichtete Belagerungsthürme wider ihn. Den Thorweg des großen Stadtthors ließ ich aufbrechen. Seine Städte plünderte ich, trennte sie von seinem Gebiete ab und gab sie Mitinti, dem König von Asdod, Padia, dem König von Akkaron, und Ismibel, dem König von Gaza; so verringerte ich seine Macht. Außer dem früher festgestellten jährlichen Tribut legte ich ihnen weitern Tribut und Gaben an meine Majestät auf. Ezechias selbst war von dem furchtbaren Glanz meiner Majestät überwältigt; ebenso seine Arbeiter und Soldaten und die Bauleute, welche er zur Befestigung seiner Königsstadt Jerusalem zusammengezogen hatte. Sie verstanden sich zu Tribut, und Ezechias sandte dreißig Talente Gold, achthundert Talente Silber, Webereien, ... große Edelsteine, ... Elfenbeinsessel, Leder .... Sandelholz, Ebenholz, einen großen Schatz von Seltenheiten, seine Töchter, seine Dienerschaft, Sklaven und Sklavinnen nach Nineveh, meiner Königsstadt; zur Behändigung des Tributs und zum Angelöbniß der Unterwürfigkeit schickte er seine Abgeordneten." Von den hier erwähnten Vorgängen berichtet auch die heilige Schrift (4. Kön. 18, 13. Is. 36, 1); wenn wir nun beide Darstellungen vergleichen, so ist interessant, wahrzunehmen, daß der assyrische Großkönig seine Bulletins ebenso vorsichtig abzufassen wußte, wie Darius der Perser (o. S. 111), oder wie die Eroberer unserer Zeit. Daß der Zug nach Aegypten durch die Schlacht bei Altaku mißlang, wird gar nicht erwähnt, und nur das Stillschweigen über die Siegesbeute, welche sonst in jedem assyrischen Bericht namhaft gemacht ist, läßt schließen, daß der erfochtene „Sieg" höchstens ein Pyrrhuserfolg gewesen sein kann. Ebenso wird der von Ezechias geleistete Tribut so dargestellt, als sei er durch die Belagerung Jerusalem's erzwungen, während aus 4. Kön. 18, 14 hervorgeht, daß Ezechias sich zu demselben vor der Belagerung verstanden hatte. Von dem unglücklichen Ausgang dieser Belagerung und von dessen Ursache schweigt der assyrische Bericht vollständig und verzeichnet nur den geringen Erfolg, der an einem Thore gelang. Dagegen ist einleuchtend, wie sehr der biblische Bericht durch die assyrische Mittheilung an Klarheit und Glaubwürdigkeit gewinnt. Bei Sennacherib's Thronbesteigung hatte Ezechias sich mit den meisten benachbarten Königen und mit Aegypten verbunden, um das assyrische Joch abzuschütteln. Sennacherib hatte dies erfahren und die palästinensischen Verbündeten überrascht, ehe Aegypten ihnen zu Hülfe kommen konnte; so kam er bis nach Lachis, dessen Belagerung zu Kujundschik abgebildet ist, und machte hier Halt, um die Aegyptier zu erwarten. Jetzt konnte Ezechias kaum mehr einen für ihn günstigen Erfolg hoffen und erfüllte deswegen seine Lehenspflicht durch Absendung des Tributs. Sanherib

sah jedoch, daß er die Macht der heranziehenden Aegyptier unterschätzt hatte, und bei unglücklichem Erfolge konnte ihm nicht gleichgültig sein, zwei so wichtige Festungen wie Akkaron und Jerusalem im Rücken zu haben. Da nun aber Ezechias sich bloß zur Freigebung des Padia, sonst aber zu keiner Verhandlung herbeiließ, so detachirte Sennacherib noch von Lachis aus eine starke Heeresabtheilung nach Jerusalem. Der unerhörte Verlust jedoch, den diese vor den Thoren der belagerten Stadt erlitt, nöthigte ihn, die ganze Unternehmung gegen Juda und Aegypten aufzugeben und sich eilig zurückzuziehen. Dies seinen Annalen einzufügen, fand er keine Veranlassung.

In der Heimat angekommen, ward Sennacherib von zweien seiner Söhne, Adrammelech und Sareser, erschlagen, und Asarhaddon, sein vierter Sohn, ward König an seiner Statt (4. Kön. 19, 37). Letzterer war damals an der Spitze einer assyrischen Armee im Norden des Reiches und beschreibt auf einer aus Kujundschik nach London gebrachten Inschrift, die leider nur Bruchstück ist, den Eindruck, den die Nachricht von seines Vaters Tode auf ihn machte:

„ ..... In meinem Herzen machte ich ein Gelübde. Meine Leber war von Zorn entflammt. Augenblicklich schrieb ich Briefe des Inhaltes, daß ich die Herrschaft an meines Vaters Statt anträte. Dann erhob ich meine Hände zu Assur, zu dem Monde, der Sonne, zu Bel, Nebo, Nergal, Istar von Nineveh und Istar von Arbela. Sie nahmen mein Flehen entgegen und sandten in ihrer milden Gnade mir ein ermuthigendes Orakel: »Geh'! fürchte nicht! Wir ziehen an deiner Seite. Wir unterstützen deinen Zug.« Für einen oder zwei Tage änderte ich meine Stellung nicht und ließ weder die Vorhut noch die Nachhut eine Bewegung machen. Das Pferdegeschirr an den Wagendeichseln ward nicht von der Stelle bewegt; das Lager ward nicht abgebrochen. Jedoch mit aller Eile ließ ich das Nothwendige für einen Kriegszug beschaffen. Ein großer Schneesturm hüllte im Monat Januar den Himmel ein, allein ich ließ mich nicht zurückhalten. Wie ein Adler seine Schwingen ausbreitet, so entfaltete ich meine Fahnen als Signal für meine Verbündeten, und unter großen Beschwerden schlug ich eilig den Weg nach Nineveh ein. In den Bergschluchten der Khani-Rabbi warfen sich alle Krieger derselben meinen Soldaten entgegen, griffen die Vorhut meines Heeres an und schossen ihre Pfeile ab. Allein der Schrecken der großen Götter, meiner Herren, überwältigte sie; als sie die Macht meines Hauptheeres erblickten, flohen sie zurück. Istar, die Göttin des Krieges und des Kampfes, der meine Frömmigkeit gefällt, stand mir zur Seite. Sie brach die Bogen der Feinde und sprengte im Grimme ihre Kampfreihe. Zu ihrem Heere sprach sie: »Eine unerbittliche Gottheit bin ich.« Durch ihre hohe Gunst konnte ich mein Banner da aufpflanzen, wo ich gewollt hatte" .... Hier hat der erhaltene Text eine Lücke; aus dem

Zusammenhang läßt sich entnehmen, daß die durch Sennacherib's Tod entstandene Verwirrung von einzelnen Vasallen als günstige Gelegenheit zur Empörung angesehen wurde. Zu diesen gehörte auch ein Glied der unterjochten babylonischen Königsfamilie in Sinear. ..... „Der aufrührerische König versammelte sein Heer, zog gegen Ningal .... den Statthalter von Ur, meinen treuen Unterthanen, und tödtete ihn mit dem Schwerte.... und auch nachdem Assur, Samas, Bel, Nebo, Istar von Nineveh und Istar von Arbela mich, Asarhaddon, glorreich auf den Thron meines Vaters erhoben und mir die Herrschaft über das Land gegeben hatten, auch dann noch warf er sich nicht vor mir nieder, machte keine Geschenke, wollte keine Lehenspflicht erfüllen und sandte keinen Tribut vor mein Angesicht. Er unterließ selbst, sich nach der Gesundheit meiner Majestät zu erkundigen. Als ich zu Nineveh diese schlimmen Nachrichten erhielt, da schwoll mein Herz; meine Leber war von Wuth entflammt. Ich beorderte gegen ihn diejenigen meiner Vasallen und Hauptleute, welche sich seinem Lande zunächst befanden. Da floh er, Nebozirziz, ein gefräßiger, feiger, niedriger Mensch, sobald er nur Nachricht vom Aufbruch meiner Truppen erhielt, schimpflich hinweg in das Land Elam. Gleichwohl brachte der Zorn der großen Götter, deren Dienst er verlassen hatte, Assur's, des Mondes, der Sonne, Bel's und Nebo's, große Bedrängniß über ihn und traf ihn im Lande Elam mit dem Schwerte. Als Neith-Merodach, sein Bruder, gewahrte, was ich seinem Bruder zugefügt hatte, floh er aus Elam, kam nach Assyrien, um mir Unterwürfigkeit zu bezeigen, und warb um die Gunst meiner Majestät. Da gab ich ihm die ganze Provinz an der Seeküste, welche das Erbtheil seines Bruders bildete. Seitdem kam er jedes Jahr unfehlbar mit reichen Geschenken nach Nineveh, meine Füße zu küssen. Abdimilkut, der König von Sidon, ein Verächter meiner Majestät, ungehorsam gegen mein königliches Wort, verließ sich auf seine Lage am großen Meer und schüttelte mein Joch ab. Sidon, seine große Stadt, die an der großen See liegt ...." Hier bricht die Inschrift ab; was aber weiter geschah, steht auf einem andern, zu Nebbi Junus gefundenen Cylinder. „Ich eroberte die Stadt Sidon, die an der See liegt, besetzte alle in ihrem Gebiet befindlichen Ortschaften, ließ ihre Mauern und Paläste niederreißen und in die See werfen und ihre Tempel zerstören. Ihren König Abdimilkut, der vor meinen Waffen mitten in die See geflohen war, den fing ich wie einen Fisch aus dem Wasser und ließ ihm das Haupt abschlagen. Ich bemächtigte mich seines Schatzes und seiner Kostbarkeiten, des Goldes, Silbers, der edeln Steine, der Ambra, des Elfenbeins, Sandelholzes, Ebenholzes, der Purpurgewande und Teppiche und des gesammten Inhaltes seines Palastes, und führte als meine Beute Alles weg. Männer und Frauen ohne Zahl, Rinder, Schafe, Maulesel nahm ich mit nach Assyrien. Die Könige von Syrien

und der Seeküste ließ ich sämmtlich vor mich kommen [um Treue zu geloben]. Ich baute eine neue Stadt .... und nannte sie Dur-Asarhaddon; dorthinein setzte ich die Männer aus den Ländern am Ostmeer, welche meine Waffen bezwungen hatten, und gab ihnen meinen Statthalter zum Herrn."

Zur Vervollständigung des Bildes, welches diese Proben von den monumentalen Inschriften der assyrischen Könige geben, diene noch der Schluß von der großen Palast-Inschrift des schon S. 122 genannten Assurnasirhabals, der um 882 v. Chr. zur Regierung kam. „Wer den Inhalt dieser meiner Tafeln nicht achtet, wer die geschriebenen Denkmale meines Namens verunehrt, wer diese Einmeißelungen zerstört oder sie in Stücke bricht oder sie in die Erde gräbt oder sie in Aschenhaufen verbirgt oder sie im Feuer verbrennt oder in's Wasser wirft; oder wer sie von ihrer Stelle nimmt und sie am Boden liegen läßt, wo das Wild darüber hinwegsetzt, oder sie auf den Viehweg wirft; oder wer meine Tafeln fälscht, die jetzt mit guten und frommen Worten beschrieben sind, oder wer zu meinen Berichten irgend etwas Schlechtes und Gottloses hinzusetzt, oder wer die Worte ändert, daß sie einen neuen Sinn geben — mag er ein Edelmann sein oder ein Beamter oder Einer aus meinem Volke; oder wer auf die Tafeln kritzelt, die ich geschrieben habe, und sie der Unwahrheit zeiht; oder wer zum Spott die Rückseite nach außen kehrt: bei deß Gebet fluche ihm Assur, der große Herr, der Gott Assyriens, der Herr aller königlichen Kronen, und vernichte alle seine Werke! Er erschüttere die Grundlage seines Reiches, und Mangel und Hunger, Krankheit und Unglück suche sein Land heim! ...."

Von diesen feierlichen, an die Nachwelt sich wendenden Inschriften sind die Bauurkunden der babylonischen Könige durchaus verschieden. Die ältesten sind ganz einfache Angaben, wie die auf den Ziegeln von Mugeir: „Uruch, König von Ur, der den Tempel von Ur gebaut hat." „Samas, seinem Herrn, hat der vielgewaltige Uruch, König von Ur, König von Sumir und Akkad, dieses Haus gebaut." Obwohl mit der Zeit erweitert, sind alle babylonischen Inschriften doch diesem nämlichen Charakter treu geblieben, insofern sie nur Bauangaben statt geschichtlicher Mittheilungen bringen; höchstens können die pomphaften Königstitel für uns eine historische Notiz enthalten. So steht, um zu den spätesten hinabzusteigen, auf den Cylindern, welche zu Sinkarah gefunden wurden (S. 92): „Nebukadnezar, König von Babylon, der fromme und gottesfürchtige König, Verehrer des Herrn der Herrn [Merodach], Wiederhersteller der Pyramide und des Thurms, der edle Sohn Nebopalassar's, des Königs von Babylon, (verkündet:) Als Merodach, der große Herr, das erlauchte Haupt der Götter, dies Land und sein Volk unter meine Botmäßigkeit stellte, da war der Tempel Tara's, das ist der Sonnentempel zu Larsam [Sinkarah] vor äußerstem Alter verfallen; seine Wölbung war eingestürzt und lag in Schutthaufen umher; seine

Bilder waren nicht mehr ersichtlich. Während meiner Regierung erschütterte dann Merodach, der große Herr, den nämlichen Tempel durch ein Erdbeben. Nach allen vier Himmelsgegenden war er niedergestürzt, und die Masse seines Innern war noch beim Suchen nach den Bildern durchwühlt; da gab er mir, Nebukadnezar, dem Könige von Babylon, seinem ersten Anbeter, ernstliche Weisung, diesen Tempel wiederherzustellen. Auf der alten Platform begann ich den Bau. Auf der alten Platform ließ ich Sand ausbreiten und flache Ziegel darüber legen; dann baute ich den Tempel von Tara, als einen edeln Tempel, die Wohnstatt des Sonnengottes meines Herrn, für den Sonnengott, der in Tara weilt, das in Larsam liegt. O Sonne! du großer Herr! wenn du mit Freude und Lust wirst in den Tempel von Tara, deine göttliche Wohnung, eingezogen sein, so beschaue mit Zufriedenheit die frommen Werke meiner Hände! und ein Leben von vielen Tagen, eine gesicherte Herrschaft, eine lange Regierung mögen deine Lippen mir zusprechen! und daß ich die Thore und Hallen und Abtheilungen des Tempels von Tara, ohne Kosten zu sparen, gebaut, möge in dem Buche der guten Thaten verzeichnet bleiben!"

Aehnlich ist die Bauurkunde abgefaßt, welche Rawlinson aus den Ecken des Birs Nimrud hervorgeholt hat: „Nebukadnezar, König von Babylon, der treue Diener und Liebling Merodach's, der oberste Priester, der Nebo's Ruhm vermehrt, der Retter, der weise Magier, der in der Schule der Götter seine Einsicht gemehrt hat, der Schrecken der Gottlosen, der Wiederhersteller von Bit-Saggatu und Bit-Zida, der Erstgeborene Nebopalassars, des Königs von Babylon, (verkündet:) Als Merodach, der große Herr, mich zum König ernannt, da hieß er mich seine Heiligthümer vollenden. Nebo, der die Herrschaft über Himmel und Erde sein nennt, gab das Scepter der Gerechtigkeit in meine Hand. Im Bit-Saggatu, dem großen Tempel des Himmels und der Erde, der Wohnstatt Merodach's, des Herrn der Götter, überzog ich mit lauterem Golde das Heiligthum, den Thron seiner Herrlichkeit. Den Bit-Zida, den unvergänglichen Tempel, habe ich von Grund aus neu gebaut; ich verlieh ihm seine Pracht mit Silber, mit Gold, mit kostbaren Steinen, mit emaillirten Ziegeln und mit Cedernholz. Den Tempel des Erdgeistes, den Thurm Babel's, habe ich gebaut und vollendet; mit Alabasterplatten krönte ich seinen Gipfel. Den Tempel der sieben Planeten, den Thurm von Borsippa, hatten frühere Könige bis auf zweiundvierzig Ellen Höhe [oder nach Oppert: vor zweiundvierzig Generationen] gebaut, aber nicht bis zum Gipfel fertig gestellt. Man hatte ihn liegen lassen seit den Tagen der Ueberflutung, deren Lauf man nicht hemmen konnte. Regen und Sturmwind hatten die Thonmassen sammt der Mauerbekleidung zerrissen; Schutt und Ziegel lagen in Haufen umher. Der große Gott Merodach trieb mich an, ihn wieder aufzubauen. Seine Stelle

ward nicht geändert; seine Platform blieb unangetastet. In einem heilbringenden Monate, an einem glücklichen Tage ..... die Rohziegel des Innern und die gebrannten Steine der Mauerbekleidung und baute das Zerfallene wieder auf. Inschriften mit meinem Namen ..... und vollendete ihn bis zum Gipfel. O Nebo, du herrlicher Sohn und erhabener Bote Merodach's, meine frommen Werke bewahre du mit Freuden! Ein langes Leben, reichen Abstamm, einen gesicherten Thron, eine lange Regierung, den Sieg über alle Aufrührer, die Eroberung der mir feindlichen Länder gewähre mir als Belohnung! schreibe meine Tage als gesegnete ein in die Columnen der ewigen Tafeln, welche die Geschicke des Himmels und der Erde aufgezeichnet enthalten! Vor das Angesicht deines Vaters Merodach, des Königs über Himmel und Erde, bringe diese meine Werke, und möge mein Name Nebukadnezar als der des Königs, der die Götter ehrt, immer in deinem Segensspruche leben!" Inwieweit diese Inschrift sich mit der biblischen Geschichte berührt, braucht hier nicht besonders hervorgehoben zu werden; jedoch wird die „Ueberflutung" gewöhnlich vom Regenwasser bei schlechter Besorgung der Abzugsrinnen verstanden.

Den Uebergang zu einem andern Literaturgebiet vermittelt uns eine Stelle aus den Annalen des assyrischen Königs Assurbanipal, des nämlichen, der sich um die Bibliothek so sehr verdient gemacht hat: „Im Monat Ab," sagt er, „in dem Monat, da die Sonne in's Zeichen des Schützen tritt, am Feste der großen Königin Istar [von Arbela], der Tochter Bels, befand ich mich zu Arbela, ihrer Lieblingsstadt, um ihrem Opferdienst anwohnen zu können. Da erhielt ich die Nachricht vom Einfall der Elamiten, die gegen den Willen der Götter aufgebrochen waren. »Thiumman«, hieß es, »hat feierlich verkündet, und Istar hat uns sein Wort wiederholt: ich werde kein Trankopfer mehr ausgießen, ehe ich hingezogen bin und mit ihm gefochten habe.« Wegen dieser Drohung, die Thiumman ausgestoßen, betete ich zu der großen Istar. Ich trat vor sie hin, ich beugte mich zu ihren Füßen, ich flehte zu ihrer Gottheit, sie wolle mir zu Hülfe kommen. So sprach ich: »O Göttin von Arbela, ich bin Assurbanipal, der König von Assyrien, das Geschöpf deiner Hände, von dir und deinem Vater erwählt, um die Tempel Assyriens wiederherzustellen und die heiligen Städte Akkad's zu vollenden. Ich habe gesucht, dich zu ehren, und ich bin gekommen, dich anzubeten. Jedoch Thiumman, der König von Elam, der niemals die Götter ehrt ..... O du Königin der Königinnen, Kriegsgöttin, Schlachtenheldin, Götterfürstin, die du bei deinem Vater Assur immer zu meinen Gunsten dich verwendest, die du Assur's und Merodach's Herz bewegst, mich zu lieben ..... siehe, jetzt kommt Thiumman, der König von Elam, der gegen Assur, deinen Vater, gesündigt und der die Gottheit Merodach's, deines Bruders, geschmäht hat, während ich, Assurbanipal, ihre Herzen

erfreut habe. Er hat seine Söldner versammelt, sein Heer geschaart und sein Schwert gezogen, um in Assyrien einzufallen. O du Vorkämpfer der Götter, komme wie ein Adler mitten in die Schlacht, durchbohre ihn mit feurigem Pfeile vom Himmel her und vernichte ihn!« Istar hörte meine Bitte. »Fürchte nicht!« antwortete sie und erfüllte mein Herz mit Freuden. »Wie du gebeten, so sollen deine Augen das Gericht eintreten sehen; denn ich werde dir gnädig sein!« — In der Nacht, da ich zu ihr gebetet, lag ein Seher auf seinem Lager und hatte einen Traum. Um Mitternacht erschien ihm Istar, und was er gesehen, berichtete er folgendermaßen: „Istar, die zu Arbela wohnt, kam zu mir, rings von Flammen umgeben, auf ihrem offenen Streitwagen stehend und den Bogen in der Hand, als ginge es zur Schlacht. Du standest vor ihr. Sie wandte sich zu dir, wie eine Mutter zu ihrem Kinde. Sie lächelte dir zu, sie, Istar, die höchste Göttin, und gab dir Weisung: »Nimm diesen Bogen«, sagte sie, »mit dir in den Kampf! Wo immer dein Lager sein mag, da will ich bei dir sein.« Dann sprachst du zu ihr: »O Königin der Göttinnen, wohin immer du gehst, dahin laß mich mit dir gehen!« Darauf antwortete sie: »Ich will dich schützen und mit dir ziehen zur Zeit vom Feste Nebo's. Inzwischen iß dein Mahl, trinke Wein, laß Musik erschallen und verherrliche meine Gottheit, bis ich komme, und dies Gesicht sich erfüllt!« [Der Seher fährt fort:] Deines Herzens Begehr wird gestillt werden. Dein Angesicht wird nicht vor Furcht erbleichen, dein Fuß wird nicht gehemmt werden; du wirst noch die Haut nicht im Kampfe ritzen. Mit ihrer Gnade schirmt dich Istar, und sie ist die Feindin aller deiner Gegner. Vor ihr ist die Lohe grimmig entflammt, um deine Feinde zu vernichten."

Mit diesem Bruchstück sind wir bereits auf ein Gebiet gelangt, welches bei allen alten Völkern den Hauptanstoß zur Entwickelung einer Literatur gegeben hat. Wie bei Indern und Griechen, so auch bei den Babyloniern und Assyrern hat die Religion oder, besser gesagt, die Mythologie den Hauptanstoß zur Entwickelung einer Literatur gegeben, und auch bei ihnen haben sich die mythologischen Ergüsse in das Gewand poetischer Darstellung gekleidet. Zwar ist hier die poetische Form nicht über einen gewissen Parallelismus der Gedanken und einen nur durch Wohllaut bemessenen Rhythmus hinausgekommen; indeß unterscheiden sich die in Rede stehenden Texte so bestimmt von den gewöhnlichen Darstellungen, daß der Unterschied zwischen Poesie und Prosa auch in der assyrischen Literatur nicht abgewiesen werden kann.

Die poetischen Stücke, welche uns erhalten sind, zerfallen in *lyrische* und *epische*; zu jenen gehören Hymnen, Gebete und Sprüche, zu diesen Berichte aus der Götterwelt und vom Anfange aller Dinge. Wir beginnen mit Proben assyrischer Lyrik.

Ein Hymnus auf das Feuer lautet:

O Feuer, großer Herr, du erhabenstes Wesen der Welt,
Edler Himmelssohn, du erhabenstes Wesen der Welt,
O Feuer, mit deiner hehren Flamme
Verbreitest du Licht im dunkeln Hause.
Alle Dinge, die nur Namen haben, werden durch dich vollkommen:
Kupfer und Blei schmelzest du,
Silber und Gold läuterst du,
(Eisen und Nickel) reinigst du,
Des Bösen Angriff in nächtlicher Stunde vertreibst du;
Doch wer die Götter ehrt, dem gibst du Licht zu seinem Thun.

Von einem uralten, aus Warka stammenden und akkadisch verfaßten, aber mit assyrischer Uebersetzung versehenen Hymnus an Istar können wir wegen Schwierigkeit des Textes nur den Anfang geben:

Himmelslicht, das gleich dem Feuer auf der Welt erdämmert,
Göttin auf der Erde, deiner geheiligten Wohnstätte,
Das Glück begleitet dich, wenn du herabsteigst zu des Menschen Hause;
Eine Hyäne bist du, wenn die kriegerische Schaar sich in Bewegung setzt,
Eine Löwin, gewohnt, in's dichteste Gewühl zu stürzen.
Der Tag ist dein Vasall, der Himmel ist dein Ruhebett . . .
Du Fürstin der vier Städte, du Herrin des Meeres,
Du Bevorzugte des Sonnengottes, der Himmel ist dein Ruhebett u. s. f.

Wie ähnlich dieses Stück den orphischen Hymnen ist, zeigt der Augenschein. Anderer Art ist ein Gebet für den König, das einem größern Texte eingefügt ist:

Späte Tage,
Ferne Jahre,
Ein starkes Schwert,
Ein langes Leben,
Viele ruhmesreiche Tage,
Vorrang unter den Königen
Verleih dem Könige, meinem Herrn,
Der solche Gaben gebracht
Seinen Göttern!
Die fernen, weiten Grenzen
Seines Reiches,
Seiner Herrschaft
Mög' er erweitern und abschließen!
Ueber alle Könige herrschend,
Allen Königen Recht sprechend,
Mög' er weiße Haare
Und hohes Alter erreichen!
Und nach dem Leben dieser Zeit
Möge bei den Festen der Silberhöhen,
Des himmlischen Hofes,
Im Lande der Seligen
Und in dem Lichte
Der (glücklichen Gefilde)
Er ein Leben führen
Ewig, heilig,
Vor dem Antlitz
Aller der Götter,
Die Assyrien bewohnen!

Der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode ist hier eben so klar ausgesprochen, wie auch in den folgenden Gebeten für einen Sterbenden:

1. Die Seele des Mannes, der ruhmvoll verscheidet,
Wird strahlend erscheinen, wie Goldes Glanz.
Diesem Manne
Gebe die Sonne (neues) Leben!
Und Merodach, des Himmels Erstgeborener,
Verleih' ihm eine selige Wohnung!

2. Gebt den kranken Mann dem Himmel, denn von der Erde will er ſcheiden.
Den Tapfern, der ſo ſtark war, hat ſeine Kraft verlaſſen;
Des Gerechten, des Gottesfürchtigen Kraft kehrt nimmer wieder.
In ſeines Leibes Wohnung liegt er gefährlich krank.
Doch Iſtar, die in ihrem Hauſe ſeinetwegen bekümmert iſt,
Steigt nieder von dem Gebirge, das noch kein menſchlicher Fuß betrat.
An der Pforte des kranken Mannes erſcheint ſie;
Der kranke Mann lauſcht:
„Wer iſt dort? Wer kommt?“
Iſtar iſt's, die Tochter des Mondgottes;
Der Gott .... iſt's, Bel's Sohn;
Merodach iſt's, des Gottes .... Sohn.
Sie treten hin zu dem kranken Manne ...
Sie bringen eine Trinkſchale aus dem himmliſchen Schatze,
Sie bringen ..... aus ihrem luſtigen Sternpalaſt:
In die koſtbare Schale gießen ſie funkelnden Trank.
„Empor walle nun dieſer Gerechte!
Er leuchte wie dieſe Schale!
Er glänze wie dieſe ....
Wie reines Silber ſchimmere ſein Gewand,
Wie Goldes Glanz erſtrahle er!
Zur Sonne, dem größten der Götter, ſteige er empor!
Und die Sonne, der Götter größter, empfange ſeine Seele in ihre heiligen Hände!“

Einen andern Ton ſchlagen die Bußlieder an, die ziemlich alle denſelben Gedanken variiren, wie das folgende kurzgefaßte aus Aſſurbanipal's Bibliothek:

O mein Herr, meiner Sünden ſind viele, meine Vergehen ſind groß,
Und der Götter Zorn hat mich getroffen mit Trübſal,
Mit Krankheit und mit Bekümmerniß.
Ich fiel, aber Keiner ſtreckte aus ſeine Hand;
Ich ſtöhnte, aber Keiner trat näher;
Ich ſchrie laut auf, aber Niemand hörte es:
O Herr, laß deinen Diener nicht ſinken!
In den Waſſern der toſenden Flut ergreife ſeine Hand!
Die Sünden, die er begangen, wandle du in Gerechtigkeit!

Innig klingt das folgende Bittgebet:

Gott, du mein Schöpfer,
Laß nie mich allein!
Meines Mundes Hauch leite,
Meine Hände regiere,
O Herr des Lichtes!

Wir reihen hieran einige uralte Zauberſprüche und Beſchwörungen, welche Aſſurbanipal's Bibliothek in akkadiſchem Text und aſſyriſcher Ueberſetzung geliefert hat:

1. (gegen Leibſchmerzen.)

Vor dem Feuergeiſt in den Eingeweiden,
Der den Mann aufzehrt,

Vor dem Plagegeiſt in den Eingeweiden,
Der Uebel ſchafft,
Bewahre uns der Himmelskönig,
Bewahre uns der Erde Herr!

2. (gegen Kopfſchmerzen.)

Vor dem grauſamen Plagegeiſt des Kopfes,
Vor dem ſtarken Plagegeiſt des Kopfes,
Vor dem Kopfplagegeiſt, der nicht ſcheidet,
Vor dem Kopfplagegeiſt, der nicht geht,
Vor dem Kopfplagegeiſt, der nicht fort will,
Vor dem ſchlimmen Plagegeiſt des Kopfes
Bewahre uns der Himmelskönig,
Bewahre uns der Erde Herr!

3. Hinweg, du böſer Geiſt, von dieſem Manne!
Magſt du die Sünde ſeines Vaters ſein,
Oder biſt du die Sünde ſeiner Mutter,
Oder die Sünde ſeines ältern Bruders,
Oder die Sünde eines Unbekannten,
Hinweg!

Noch gehören hierher Sprüche, wie der folgende:

Wer nicht fürchtet ſeinen Gott,
Wird dem Rohr gleich abgeſchnitten.
Wer die Iſtar nicht verehrt,
Deſſen Körperkraft muß ſchwinden.
Wie der Morgenſtern erbleicht er,
Gleich dem Nachtgewölk vergeht er.

Viel wichtiger, als dieſe lyriſchen Reſte, ſind die Bruchſtücke epiſcher Dichtung, welche aus dem babyloniſch-aſſyriſchen Alterthum erhalten ſind. Es iſt hauptſächlich George Smith's Verdienſt, daß dieſe merkwürdigen Texte bekannt geworden ſind. Auf den Bruchſtücken der von Layard gefundenen Täfelchen, die er mit unſäglicher Mühe zuſammenfügte, und zu deren Ergänzung er ſeine dreimalige Reiſe in den Orient unternahm, entdeckte er umfangreiche Darſtellungen, welche Beſtandtheile mythologiſcher Legenden oder Epopöen bilden. Von zweien derſelben gelang es ihm, ſo viel zuſammenhangende Texte zu gewinnen, daß ein Urtheil über die Beſchaffenheit und urſprüngliche Geſtalt derſelben möglich iſt. Hiernach hatten die Babylonier ein auf zwölf Tafeln geſchriebenes und vermuthlich zwölf Geſänge umfaſſendes Epos, welches die Thaten eines mythiſchen Helden feiert; von demſelben waren in Aſſurbanipal's Bibliothek mehrere Abſchriften aus ſpäterer Zeit vorhanden. Der Name des darin beſungenen Heros hat noch nicht ausfindig gemacht werden können, ſo daß man ihn nach dem Werth der akkadiſchen Zeichen Izdubar nennt. Inwieweit Smith's Identificirung dieſes Helden mit dem bibliſchen Nimrod richtig iſt, muß dahin geſtellt bleiben. In die Geſchichte ſeiner Thaten waren mancherlei Epiſoden einge-

flochten, von denen durch Smith's Ausdauer und gutes Glück besonders eine in ziemlicher Vollständigkeit bekannt geworden ist und gerechtes Aufsehen erregt hat. Auf der elften Tafel oder im elften Gesange steht die Erzählung vom Verlaufe einer großen Flut, die im Ganzen, wie im Einzelnen so sehr mit der Sintflut der heiligen Schrift übereinstimmt, daß der Zusammenhang beider Berichte außer Zweifel bleibt. Aehnliche Erzählungen finden sich bekanntlich auch bei andern Völkern, und der babylonische Bericht war schon längst aus Berosus bekannt; allein keine Angabe hat die Züge der ursprünglichen Darstellung so sehr im Einzelnen beibehalten, wie die von Smith entdeckte. Dazu kommt, daß diese letztere schon in uralter Zeit schriftlich aufgezeichnet worden ist, und zwar in einer Zeit, die der Abfassung des mosaischen Berichtes entweder gleichzeitig ist oder noch voraufgeht. Freilich ist die ganze Erzählung, wie in einem mythischen Epos nicht anders geschehen konnte, mit heidnischen Anschauungen untermischt, allein trotzdem mußte sie von Anfang an als eine der wichtigsten Bestätigungen für den viel angefochtenen biblischen Sintflutbericht aufgefaßt werden. Um dieses höchwichtigen Charakters willen stehen hier die Hauptstellen der babylonischen Erzählung. Izdubar befragt sich wiederholt bei Ahisisadra, in dessen Namen Lenormant richtig den bei Berosus vorkommenden Namen Xisuthrus erkennt, wie derselbe unsterblich geworden sei, und erhält endlich zur Antwort:

Offenbart sei dir, Izdubar, die geheime Kunde,
Verkündet dir das Verhängniß der Götter.
Die Stadt Surripak kennst du; ihr Fürst war ich.
Diese Stadt ist alt; kein Dienst der Götter war in ihr;
(Doch war ich) der großen Götter Verehrer.
Und es zürnte Anu,
(Und ausrotten wollte die Menschen) Ilu
(Und vernichten wollten sie) Bin, Nergal, Ninip,
Doch (meiner erbarmte sich) Hea, der Herr des Nichtseins.
Und diese Absicht gab er mir kund inmitten (der Nacht im Traum),
Brachte Nachricht von der Vergeltung und sprach zu mir:
„Du Sohn Obartes', aus Surripak entstammt,
Mache dir ein großes Schiff, vollende es (baldigst),
Und wähle aus die Erstlinge des Samens, und rette, was Leben hat
Und bringe auf das Schiff den Samen des Lebendigen.
Das Schiff, welches du bauen sollst,
Ein Sar (3600) Spannen sei das Maß seiner Länge,
(24) Soss (1440) Spannen das Maß seiner Breite und seiner Höhe.
Ueber die Tiefe laß es schwimmen . . . . . .
Bei der Flut, so ich euch schicken will,
Gehe hinein und schließe die Thüre des Fahrzeugs.
Mitten hinein bringe dein Korn, dein Geräth und deine Habe,
Deinen Reichthum, deine Dienerinnen, deine Sklavinnen und Knechte;

Des Feldes Vieh, des Gefildes Thiere allzumal will ich ſammeln,
Will ſie ſchicken zu dir, auf daß ſie bewahrt bleiben in deinem Fahrzeug."

. . . . . .

Ich ſetzte das Dach darauf . . . .
Ich fuhr darin zum ſechsten Mal, prüfte es beim ſiebenten Mal;
Sein Inneres prüfte ich beim achten Mal.
Seine Planken ließen noch Waſſer eintreten:
Ich ſah Riſſe und beſſerte das Fehlende nach.
Drei (Maß) Erdpech goß ich über die Außenſeite,
Drei (Maß) Erdpech goß ich über die Innenſeite.

. . . . . .

Alles, was ich hatte, nahm ich zuſammen:
Alles, was ich hatte an Gold, alles, was ich hatte an Silber,
Alles, was ich Lebendiges hatte, nahm ich zuſammen,
Alles bracht' ich in's Schiff, all' meine Knechte und Mägde,
Des Feldes Vieh, des Gefildes Thiere,
Der Familie Glieder alleſammt bracht' ich hinein.
Eine Flut richtete Samas an,
Am Abend ſagend: „Ich will gewaltig regnen laſſen vom Himmel;
Gehe hinein in das Schiff und verſchließe deine Thür'."
Herein brach jene Flut, wovon er geſprochen,
Da er Abends geſagt: „Ich will gewaltig regnen laſſen vom Himmel." . . . .
In das Schiff ging ich, verſchloß die Thüre.
Da ich das Schiff verſchloſſen, gab ich Buſurſadirabi, dem Bootsmann,
Die Sorge in die Hand.
Zur Morgenſtunde, da brach ein Sturm los,
Erhob ſich am Horizont breit und ſchwer.
Bin donnerte in deſſen Mitte;
Nebu und Saru zogen vorauf.
Ueber Berg und Thal ſchritten die Thronträger.
Der Verwüſter Nergal warf nieder,
Ninip ſchritt hervor und vertilgte,
Die Geiſter brachten Zerſtörung;
In ihrer Herrlichkeit fegten ſie die Erde.
Himmelan ſtieg die Flut des Gottes Bin;
Zum Abgrund ward die lichte Erde . . . . . .
Vertilgte alles Leben vom Antlitz der Erde.
Himmelan ſtieg die Flut über alles Volk.
Der Bruder ſah den Bruder nicht mehr an, die Menſchen kannten einander nicht mehr.
Im Himmel erbebten die Götter vor dem Sturm,
Suchten Zuflucht, ſtiegen hinauf zu Anu's Himmel.
Wie die Hündlein, ſo drückten die Götter ſich am Boden.
Sprach da Iſtar ein Wort,
Die große Göttin ließ ihre Stimme erſchallen:
„Alles iſt zur Bosheit gewendet;
Damals weisſagt' ich Schlimmes in der Götter Gegenwart.
Als ich Schlimmes geweisſagt in der Götter Gegenwart,
Da ward dem Schlimmen mein ganzes Volk hingegeben,
Und alſo hab' ich geweisſagt:

Ich habe geboren mein Volk, auf daß es . . .
Wie die jungen Fiſche füllen das Meer."
Die Götter . . . weinten mit ihr,
Die Götter ſaßen auf ihren Thronen in Wehklagen,
Ihre Lippen geſchloſſen ob des kommenden Böſen.
Sechs Tage und ſechs Nächte gingen dahin;
Wind, Regen und Flut überwältigten Alles.
Am ſiebenten Tage, da legte ſich der Sturm, und die Flut ließ nach,
Die verheert hatte gleich einem Erdbeben.
Die Erde ward trocken, die Sturmflut hatte ein Ende.
Inzwiſchen ward ich ob dem Meere getragen:
Das Menſchengeſchlecht, das zur Sünde ſich gewandt —
Wie Schilfrohr ſchwammen alle ſeine Leichen.
Aufthat ich das Fenſter, und Licht fiel auf mein Antlitz;
Da zuckt' ich zuſammen, ſaß nieder und weinte . . .
Das Ufer gewahrt' ich an des Meeres Ende;
Zwölf (Ellen) war's über die Erde geſtiegen. . . .
Nach dem Lande Nizir trieb mein Schiff,
Die Berge von Nizir hemmten das Schiff, nicht konnt' es hinüber.
Am erſten Tag und am zweiten Tag blieb's ſo,
Am dritten und vierten Tage desgleichen,
Am fünf und ſechsten Tage nicht anders.
Am ſiebenten Tag, in deſſen Verlauf
Aus ſandt' ich eine Taube, und ſie flog fort, flog hin und wieder,
Fand keinen Ruheplatz und kehrte zurück.
Aus ſandt' ich eine Schwalbe, und ſie flog fort, flog hin und wieder,
Fand keinen Ruheplatz und kehrte zurück.
Aus ſandt' ich einen Raben, und er flog fort;
Der Rabe flog und ſah die Leichen auf dem Waſſer,
Daran fraß er und ſchwamm und wanderte fort und kehrte nicht wieder.
Da entließ ich die Thiere nach den vier Winden, goß ein Trankopfer aus;
Einen Altar baut' ich auf des Berges Gipfel.
Sieben Kräuter ſchnitt ich ab,
Darunter legte ich Rohre, Pinien und Simgar.
Bei dem Duft ſammelten ſich die Götter,
Herbei kamen die Götter zu dem Wohlruch;
Wie Fliegen ſchaarten die Götter ſich beim Opfer . . . . .
In jenen Tagen, da begehrt' ich, nimmer ſolches zu leiden.
„Mögen die Götter kommen zu meinem Altar!
Möge Bel nicht kommen zu meinem Altar!
Denn er hat nicht des Mitleids gedacht und die Flut angerichtet,
Und mein Volk hat er preisgegeben dem Abgrund."
Lange ſchon hatte Bel mein Schiff erblickt,
Und zornerfüllt war Bel zu den Göttern und den Geiſtern gegangen:
»Kein Menſch entkomme lebendig, kein Menſch werde aus dem Waſſer gerettet!«
Aufthat da Ninip ſeinen Mund und ſprach und ſagte zu Bel dem Krieger:
„Wer wird dann noch leben?" Das Wort vernahm Hea,
Hea, der Alles weiß,
Und aufthat Hea ſeinen Mund und ſprach zu Bel dem Krieger:

„Du Fürst der Götter, du Kampfesheld,
Da du zornig warst, hast du eine Flut angerichtet.
Der Sünder that seine Sünde; der Böswillige hat Böses verübt;
Der gerechte Fürst werde nicht vertilgt, nicht vernichtet der Gläubige!
Statt daß du fürderhin eine Flut anrichtest, mögen Löwen sich mehren und der Menschen Zahl mindern;
Statt daß du fürderhin eine Flut anrichtest, mögen Leoparden sich mehren und der Menschen Zahl mindern;
Statt daß du eine Flut anrichtest, mag Hunger entstehen und das Land entvölkern;
Statt daß du eine Flut anrichtest, mag Pest ausbrechen und die Menschen vertilgen."
Keinen Einblick that ich in die Weisheit der Götter.
Einen Traum sandten sie mir, und der Götter Urtheil vernahm ich.
Als sein Urtheil erfüllt war, trat Bel in mein Schiff hinein,
Meine Hand nahm er und richtete mich auf.
Hinaus führt' er mich und rief mein Weib an meine Seite;
Das Land dann entsühnt' er, schloß einen Bund und gab seinen Segen
In Gegenwart Xisuthrus' und des Volkes also:
„Wenn Xisuthrus und sein Weib und das Volk, um den Göttern zu gleichen, entrückt sind,
Dann soll Xisuthrus an fernem Ort bei der Ströme Mündung wohnen."
Sie nahmen mich, und an fernem Ort bei der Ströme Mündung setzten sie mich nieder.

Es ist unnöthig, hier sowohl auf die Aehnlichkeit, als auf die Verschiedenheiten des babylonischen und des biblischen Berichtes aufmerksam zu machen. Die keilschriftliche Darstellung enthält außer der heidnischen Anschauung, welche in den Leidenschaften der einzelnen Götter die Ursachen für alles Geschehene erblickt, auch noch manche inhaltliche Abweichungen, welche innerlich unwahrscheinlich sind und für die Ursprünglichkeit der biblischen Erzählung sprechen. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß sowohl der Text der Layard'schen Täfelchen, als die Kunst der Entzifferung noch manche Lücke offen läßt, so daß die obige Uebersetzung nur im Ganzen und Großen als Wiedergabe des babylonischen Textes gelten kann. Auch so noch ist die Wichtigkeit dieser uralten Tradition nicht zu unterschätzen, und es läßt sich leicht das Aufsehen begreifen, welches Smith bei Veröffentlichung seines Fundes gerade in England hervorrief. Allenthalben erwachte die Hoffnung, es würden unter den assyrischen Resten noch mehr Denkmale zu finden sein, welche zur Bestätigung der ehrwürdigen Urkunden unseres Glaubens dienen könnten, und bei dem Entgegenkommen der einflußreichsten Männer in England setzte Smith seine Lebensaufgabe darein, durch Erforschung der assyrischen Literatur die biblische Apologetik zu bereichern. Für einen solchen Zweck ist jedoch die Begeisterung ohne allseitige Durchbildung und der Beifall der Tagespresse ein Hülfsmittel von zweifelhaftem Werth: nur zu leicht leitet die Rücksicht auf den Erfolg den Gang der Untersuchung im voraus. Es bleibt fraglich, ob nicht Smith's spätere Forschung an diesem Uebel krank gewesen ist. Unermüdlich sowohl im britischen Museum, als auf seinen assyrischen Reisen nach Thontäfelchen suchend, Fragmente zusam-

menstellend, das Gefundene mit Hast veröffentlichend, hat Smith allerdings die gebildete Welt mit Entdeckungen überrascht, die von größter Tragweite sind. Namentlich gehört dazu die Kunde von einer zweiten babylonischen Epopöe, welche auf zehn Tafeln oder in zehn Gesängen die Urgeschichte der Welt und der Menschheit enthält und mit den biblischen Angaben, wie mit jüdischen und christlichen Traditionen sich sehr nahe berührt. Die Texte jedoch, auf welchen Smith dies alles gelesen, sind nach seinen eigenen Angaben so lückenhaft und schwer zu entziffern, daß bei seinen Uebersetzungen wohl auch das Bestreben, Analogien mit der Bibel zu finden, maßgebend gewesen sein kann. Mit Recht hat deswegen Rawlinson ihm öffentlich die Mahnung gegeben, keine „Sensations-Wissenschaft" zu treiben, und es bleibt trotzdem, daß Smith bereits eine „Chaldäische Genesis" herausgegeben hat, noch fraglich, ob in der Keilschrift-Literatur ausdrücklich vom Fall der Engel, von dem Sechstagewerk, vom seligen Urzustande der Menschen, vom Sündenfall im Paradies, vom Thurmbau zu Babel die Rede ist. Bei einzelnen Texten lassen sich jedoch die Anklänge an den Inhalt und selbst an die Darstellung der heiligen Schrift kaum verkennen; dies gilt besonders für diejenigen Stücke, welche von andern Forschern bei selbständiger Uebersetzung ebenso gedeutet worden sind. Nur von letztern sollen hier zwei angeführt werden, deren Bedeutung und Verwandtschaft mit Bekanntem auf der Hand liegt.

Ein Bruchstück einer Tafel im britischen Museum übersetzt Oppert folgendermaßen:

Vor Alters hieß oben nicht Himmel,
Und was drunten auf der Erde war, hatte keinen Namen;
Denn ein leerer Abgrund öffnete sich, das war ihr Ursprung.
Ein Chaos war das Meer, das ihr All erzeugte:
Die Wasser flossen zusammen in Eins.
Eine Finsterniß war's ohne Lichtspalte, ein Sturmwind sonder Ruhe.
Vor Alters waren die Götter noch nicht,
Ein Name ward nicht genannt, ein Geschick nicht bestimmt;
Und es wurden erzeugt die Götter:
Gott Lahmu, Gott Lahamu bestanden (allein),
Bis daß sich mehrte (ihre Zahl).
Gott Assor und Kissor wurden dann geschaffen,
Und lange Tage verstrichen . . . .

Ein Text im britischen Museum, den auch Delitzsch in seinen „assyrischen Lesestücken" veröffentlicht hat, wird von Talbot so übersetzt: (Der Anfang fehlt.)

Drei Mal sprach das göttliche Wesen den Anfang eines Loblieds.
Der Gott der heiligen Lieder, der angebetete und gepriesene Herr,
Berief tausend-Sänger und Musiker und versammelte den Chor,
Der in sein Loblied tausendstimmig einfiel.
Mit lautem Schmähruf da unterbrachen sie den heiligen Sang,
Störten, verwirrten das herrliche Loblied.

Doch der Gott mit der strahlenden Krone, um die Seinen zu sammeln,
Stieß plötzlich in die Posaune, welche Todte wachruft,
Und sie wehrten den aufrührerischen Geistern die Umkehr;
Ein Ende machte er ihrem Dienst und sandte sie zu den Göttern, die ihm feind waren.
An ihrer Statt schuf er Menschen;
Der Erste, so Leben empfing, weilte bei ihm.
Möge er ihnen Kraft geben, sein Wort nimmer zu mißachten,
Nicht auf der Schlange Ruf zu hören, die seine Hand gemacht hat!
So verstieß der Herr des göttlichen Sanges von seinen fünf Tausenden jene tausend Gottlose,
Die inmitten seines himmlischen Sanges böse Lästerungen erhoben.
Der Gott Assur, der die Bosheit der Götter gesehen,
Die, um Aufruhr zu stiften, von ihrem Bunde gewichen,
Verweigerte es, mit ihnen zu gehen.

Hier hat der assyrische Abschreiber am Rande angemerkt, daß die verschiedenen Bezeichnungen: Das göttliche Wesen, der Gott der heiligen Lieder u. s. f. Namen für eine und dieselbe (ungenannte) Gottheit seien.

Noch mag, abgesehen von jeder Vergleichung, nach Talbot's Uebersetzung hier eine Mythe stehen, deren Text ebenfalls Delitzsch a. a. O. S. 44 gibt. Es ist die Rede von Bel, der mit dem Drachen kämpft, wie auf babylonischen Cylindern sehr häufig dargestellt ist. (Anfang abgebrochen und unverständlich.)

Den krummen Dolch trug er an der Seite.
Und er schuf ein Schwert, den schuppigen Drachen zu vernichten,
Das nach vier Seiten zuckte, so daß Keiner seinen Schlägen entgehen mochte.
Es zuckte nach Süden, nach Norden, nach Ost und nach West.
Neben dem Dolch festigte er den Bogen seines Vaters Anu.
Einen wirbelnden Donnerpfeil machte er und einen Pfeil mit zwei unauslöschlichen Flammenspitzen,
Und einen vierflammigen Pfeil und einen siebenflammigen Pfeil . . . . und einen Pfeil von züngelnden Flammen.
Er nahm die Donnerpfeile, so er gemacht, sieben von Anzahl,
Die den Drachen vernichten sollten, und barg sie rücklings im Köcher.
Sein großes Schwert dann nahm der Herr des Sturmwindes,
Stieg auf den Wagen, deß Namen: „Verderber der Gottlosen",
Stand fest auf der Stelle und nahm vier Zügel zu Handen.

. . . . . .

„Was willst du mich reizen mit Schmähungen?
Laß dein Heer zurücktreten: laß deine Hauptleute zur Seite stehen:
So wollen ich und du allein den Kampf ausfechten."
Als solches der Drache vernommen,
Da befahl er: „Zurück!" und rief es hierher und dorthin.
Vorsichtig dann richtete der Versucher sich empor;
Mit Drehen und Winden veränderte er seine Stellung.
Seiner Blitze nahm er wahr: den Rückzug bemaß er;
Die Kriegsgeister schwangen ihre Schwerter.
Auf den gerechten Götterfürsten da stürzte der Drache,

Und heiß erhob sich zwischen Beiden das Kampfspiel.
Sein Schwert zog der König und that blitzende Schläge;
Den wirbelnden Donnerpfeil dann nahm er und schaute vor sich und hinter sich;
Und als, ihn zu verschlingen, der Feind den Rachen theilte,
Da sandt' er den Pfeil ihm hinein, ehe er die Lippen nur schließen konnte.
Der flammende Blitz wühlte in seinen Eingeweiden . . . .
Da nahm er den Dolch, riß den Wanst ihm auf,
Legt' bloß seine Eingeweide und riß ihm das Herz aus;
So nahm er Rache an ihm und bracht' ihn um's Leben.
Als er ihn todt sah, da sprach er Triumphrede.
Da nun ihr Anführer geschlagen war, floh des Drachen Heerschaar;
Ueber das Blachfeld weit zerstreuten sich die Mannen,
Und die Geister, die als Bundesgenossen ihnen zur Seite gestanden,
Wichen zurück, standen lautlos, suchten das Weite.
Hinweg flohen sie schnell, das eigene Leben zu retten,
Und suchten Stellen auf, da sie vor Verfolgung sicher wären.
Er aber ihnen nach, brach ihre Waffen,
Daß die Trümmer den Boden deckten, und in Menge wurden sie gefangen.
Seiner Vasallen Schaar dann, von Staunen erfüllt,
Nahm des Drachen Leib und schwang ihn auf die Schultern . . .

Mit diesem Bruchstück sind wir bereits in das Reich der babylonischen Phantasieschöpfungen eingetreten, welche das Leben der Götter mehr oder weniger tiefsinnig ausgestaltet haben. An den vorstehenden Text lassen sich daher am besten noch zwei Darstellungen anreihen, welche Scenen aus der Göttergeschichte enthalten, und von denen die eine sicher zur Izdubar-Epopöe gehört hat, während Ursprung und Zusammenhang der andern nicht klar ist. Die Heldin ist in beiden die Liebesgöttin Istar (von Nineveh), die biblische Astarte. Sie trägt Izdubar ihre Liebe an und will seine Gemahlin werden.

Aufthat da Izdubar seinen Mund und sprach,
Sprach so zur Königin Istar:
„Herrin, dich kenn' ich aus alter Erfahrung!
Düster und traurig ist deine Wohnstatt,
Krankheit und Hunger wächst auf deinem Pfad;
Falsch und verrätherisch ist deine göttliche Krone,
Arm und werthlos ist dein Königthum!
. . . . . .
Wehklagen hast du angestellt
Um Tarzi deinen Gemahl
Und hattest doch . . . . . mit deinem Becher ihn vergiftet.
Einen prächtigen Adler hattest du lieb
Und schlugst ihn doch und brachst seine Schwingen,
Und er stand da in den Wald gebannt, mit den Flügeln flatternd.
Einen Löwen hattest du lieb, einen kraftreichen,
Dem brachst du Zähne aus, sieben auf einmal!
Ein Lieblingsroß hattest du, ein kampfberühmtes,
Das trank einen Zug, da war's mit Fieber vergiftet!
Zwei Mal sieben Stunden ohne Aufhören

War's vom Fieber gequält und vom Durst, da starb es . . .
Du liebtest auch den König des Landes
Und hörtest nicht auf, mit deinen Giften ihm zu schaden,
Ob er schon Tag für Tag Opfer und Spenden dir darbrachte.
Du rührtest ihn mit deinem Zauberstab und wandelt'st ihn in einen Leopard:
Da trieb sein eigenes Volk ihn aus der Stadt,
Und seine treuen Hunde rissen ihn in Stücke!
Einen Arbeiter liebtest du, einen ungebildeten,
Der regelmäßig den Taglohn von dir empfing
Und Tag für Tag deine Schüsseln dir scheuerte.
Ein schmackhaft Gericht da richtetest du ihm zu,
Sprachst: »Komm, mein Diener, iß mit uns das Festmahl,
Und gib dein Urtheil über unsere Küche!«
Da antwortet' dir der Arbeiter:
»Warum begehrst du, mich zu vernichten?
Mutter, du bist nicht Köchin! Ich will nicht essen!
Sonst muß ich schlechte Speise und verfluchte nehmen
Und die tausend unreinen Dinge, womit du sie vergiftet!«
Als du die Antwort vernommen . . .
Da rührtest du ihn mit deinem Stabe an und wandeltest ihn zum Felsstück
Und legtest ihn nieder inmitten der Wüste.
Noch habe ich nicht alles gesagt, viel mehr noch hätt' ich zu sagen.
Herrin! so würdest du *mich* lieben, wie du geliebt die Andern!"

Als Istar diese Rede angehört,
Da war ihr Zorn entbrannt, und sie stieg auf zum Himmel.
Vor das Angesicht ihres Vaters Anu trat sie,
Vor das Antlitz ihrer Mutter Annatu kam sie.
„O mein Vater, Izdubar hat Schmach auf mich gehäuft . . . . ."

Bemerkenswerth ist, daß hier die Sage von Actäon, der von Artemis in einen Hirsch verwandelt worden, auf babylonischem Boden in so viel früherer Zeit auftritt. Dies ist um so wichtiger, weil Artemis selbst auch als Hekate verehrt wurde, und weil Istar in obiger Erzählung alle Attribute der griechischen Zaubergöttin und Giftmischerin zugewiesen erhält. Hekate war nach der griechischen Mythologie eine Tochter der Asteria, deren Namen von Istar oder Astarte kaum verschieden ist. Auch darin zeigt sich der Zusammenhang der beiden Mythologien, daß Hekate von Zeus in die Unterwelt gesandt wurde, um die verlorene Tochter der Demeter aufzusuchen. Aus Assurbanipal's Bibliothek ist uns nämlich eine babylonische Dichtung erhalten, welche *Istar's Hinabfahrt in die Unterwelt* schildert. Der Anfang derselben ist, wie bei so vielen Täfelchen, verloren, und es läßt sich nicht erkennen, ob dies Gedicht in die Izdubar-Epopöe eingefügt war oder ob es einem andern Sagenkreis entnommen ist. Im ersten Falle ist anzunehmen, daß Istar die Mächte der Unterwelt zur Rache gegen Izdubar aufbieten will, der sie verschmäht hat; andernfalls will sie vielleicht, wie Aphrodite den Adonis, einen ihrer Geliebten aus der Unterwelt zurückfordern.

Nach dem Lande ohne Heimkehr, dem fernen, dem Gebiet der Verwesung,
Richtete Istar, Sin's des Mondgottes Tochter, ihren Sinn:
Nach dem Hause der Finsterniß, der Wohnstatt des Gottes Tokalla,
Nach dem Hause, das einen Eingang hat ohne Ausgang,
Nach der Straße, auf der Niemand kann umwenden,
Der Heimat von Finsterniß und Hunger,
Wo Staub die Nahrung ist, die Speise Lehm,
Licht nimmer geschaut wird, in Finsterniß alles weilt;
Geister schwingen dort, wie Vögel, ihre Schwingen,
Thore und Pfosten deckt ewiger Staub.

Als Istar anlangte an dem Thore des Landes ohne Heimkehr,
Rief dem Wächter des Thors ein Wort sie zu:
„Du Wächter der Wasser! öffne dein Thor!
Oeffne dein Thor, schnell, daß ich eintreten könne!
Wenn du nicht dein Thor öffnest und ich nicht eintreten kann,
So zerschlage ich das Thor, zersplittere die Pfosten,
Erstürme den Eingang, vernichte den Thorbau!
Die Todten erwecke ich, die Lebenden zu verzehren,
Ueber das Leben soll der Tod triumphiren!"
Da öffnete der Wächter seinen Mund und sprach,
Redete an die erhabene Istar:
„Halt ein, Herrin, wirf nicht nieder das Thor!
Ich will hingeh'n und deine Rede melden der Königin Ninkigal."
Hinein ging der Pförtner, hub an zu Ninkigal:
„Dieses Wasser hat deine Schwester Istar überschritten . . . ."
Als Ninkigal solches vernahm,
Da erblich sie wie eine abgeschnittene Blüte,
Da zitterte sie wie ein Rohrstengel;
Sie sprach: „Ich will sie heilen von ihrer Wuth,
„Will ihre Drohungen ihr vergelten.
Leuchtet auf, ihr verzehrenden Flammen! leuchte auf, feurige Lohe!
Ihr Theil soll sein, wie das der Gatten, die ihre Frauen verlassen,
Ihr Theil wie das der Frauen, die von ihres Gatten Seite sich schieden!
Ihr Theil wie das der Jugend, die ehrlos gelebt!
Geh, Wächter, öffne ihr das Thor,
Und thu mit ihr, wie mit Andern zu anderer Zeit!"
Hinging der Pförtner, öffnete seine Thür:
„Tritt ein, Herrin von Tiggaba! Es ist dir nicht verwehrt.
Mag der Unterwelt Königin deiner Ankunft sich freuen!"
Das erste Thor ließ er sie durchschreiten, ergriff sie; da ward die Krone von ihrem Haupt genommen.
„Wächter, warum hast du mir sie genommen, die große Krone von meinem Haupt?"
„Tritt nur ein, Herrin, die Fürstin des Landes thut also mit ihren Besuchern."

So wird ihr an jedem der sieben Thore ein Theil ihres Schmuckes genommen; überall gleiche Frage und gleiche Antwort.

Als nun so Istar in das Land ohne Heimkehr gekommen war,
Da ward Ninkigal ihrer ansichtig und kam grimmig ihr entgegen.
Nicht beherrschte sich Istar und häufte Verwünschung auf sie.

Aufthat da Ninkigal ihren Mund und sprach:
Ihrem Diener Namtar gab sie Befehl:
„Geh, Namtar“ . . . .

Aus der nun folgenden beschädigten Stelle geht so viel hervor, daß Istar weggeführt wird und an den Augen, der Seite, den Füßen, dem Herzen und dem Haupte mit böser Krankheit geplagt wird. Allein während deß ist die Welt ohne Liebe, und mit ihr ist jede gesellschaftliche Ordnung aufgehoben. Da halten die Götter im Himmel Rath, wie zu helfen sei.

Hea in seines Herzens Weisheit da faßte einen Plan;
Er bildete, ihr zu helfen, Assusunamir, den behenden Boten:
„Geh hin, sie zu retten, zum Thore des Landes ohne Heimkehr;
Die sieben Thore der Unterwelt sollen dir sich aufthun,
Ninkigal soll dich schauen und soll deiner sich freuen.
Sobald ihr Herz beruhigt und ihr Aerger gestillt ist,
Da schrecke sie mit dem Namen der großen Götter;
Erhebe stolz dein Haupt!“ . . . .
Die hehre Ninkigal, als sie solches vernahm,
Zerschlug ihre Brust, zerbiß ihre Finger,
Wandte sich um, wollte keinen Trost annehmen . . . .
Auf that Ninkigal ihren Mund und sprach,
Namtar, ihrem Diener, das Gebot verkündend:
„Geh hin, Namtar, zerschlage den Palast des Gerichts,
Die Säulen stürz' um, die von Marmelstein,
Den Erdgeist bring' hervor, setz' ihn auf goldenen Thron!
Ueber Istar gieß' aus die Wasser des Lebens, und laß sie ziehen aus meinem Reiche.“
Hinging Namtar, zerschlug den Palast des Gerichts,
Die Säulen stürzt' er um, die von Marmelstein,
Den Erdgeist brachť er hervor, setzt' ihn auf goldenen Thron,
Ergoß über Istar die Wasser des Lebens und entließ sie.

An jedem Thore erhält sie jetzt den geraubten Theil ihres Schmuckes wieder — da bricht der vorhandene Text ab.

Solcher mythologischen Epopöen waren, wofern einige schwer verständliche Textesbruchstücke richtig entziffert sind, in Assurbanipal's Bibliothek mehrere aufbewahrt, und vielleicht wird das Glück und die Geschicklichkeit der Forscher uns die Kenntniß derselben vermitteln können. Inzwischen verdienen auch diejenigen Schriftstücke unsere Aufmerksamkeit, welche uns die religiösen Anschauungen der Babylonier und Assyrier in ihrer Anwendung auf das Leben und auf die Sitten zeigen. Ein Täfelchen, welches Smith aus Kujundschik mit nach England gebracht, enthält eine Art von Sittenspiegel, von welchem hier der Anfang und der Schluß steht; letzterer besonders auch deswegen, weil er über die äußere Beschaffenheit der Bibliothekswerke Aufschluß gibt.

„Wenn der König nicht dem Gesetze gemäß Recht übt, so geht das Volk zu Grunde, und das Land wird entvölkert. Wenn er nicht nach dem

Gesetze des Landes das Recht handhabt, so ändert der Gott Hea, der König aller Verhängnisse, sein Geschick und ersetzt ihn durch einen andern. Wenn er nicht nach den Wünschen seiner Großen das Recht handhabt, erlebt er lange Tage. Wenn er nicht dem Herkommen gemäß Recht übt, so wird sein Land überfallen. Wenn der König nach dem Gesetzbuch das Recht handhabt, so sieht er sein Land im Gehorsam. Wenn er gemäß der Schrift des Gottes Hea Recht übt, so verleihen die großen Götter ihm dauernde Regierung und den Ruhm der Gerechtigkeit. Wenn er einen Bürger der Stadt Sippara schlagen läßt und als Sklaven verschenkt, so wird der Sonnengott, der Himmel und Erde richtet, einen andern Richter in seinem Lande bestellen und einen gerechten Fürsten und einen gerechten Richter statt des ungerechten berufen. Wenn die Bürger der Stadt Nipur sich ihm zu Gerichte stellen und er Geschenke annimmt und sie schlagen läßt, so führt der Gott Bel, der Herr der Welt, einen fremden Feind gegen ihn und vernichtet sein Heer; der Fürst sammt seinem Feldherrn werden schmählich in Fesseln geschlagen. Wenn die Bürger von Babylon Silber bringen und Bestechung üben, wenn dann der Richter der Babylonier den Vorsitz führt und ihnen willfährig ist, so wird Merodach, der Herr Himmels und der Erde, seinen Feinden Gewalt über ihn geben und sein Gut und seinen Schatz denselben ausliefern. ..... Wenn die Bürger von Sippara, von Nipur und von Babylon ihre Kinder den Schlachtrossen vorwerfen und von Schlachtrossen ihre Kinder zerreißen lassen, so beschleicht der Feind die Wache, die Krieger werden geschlagen, Heer und Mannschaft geschlachtet, der Gott des Hungers verschlingt des Königs Söldner .... Wenn Heer und Feldherr, des Königs rechte Hand, ihre Dienstpflicht treulos unterlassen, so wird durch den Machtspruch Hea's, des Königs über dem Abgrund, Heer und Feldherr mit Fluch beladen .... Fürst oder Priester oder Feldherr, wer immer zu Sippara, Nipur und Babylon als Tempelhüter bestellt ist, soll die Ehrfurcht vor den Tempeln der großen Götter verbreiten. Sind die großen Götter erzürnt, und verlassen die Gottheiten ihre Heiligthümer, so soll er nicht in ihre Schreine eindringen.

„Die Tafel beginnt: Wenn der König nicht dem Gesetze gemäß Recht übt.

„Palast Assurbanipal's, des Königs der Schaaren, des Königs von Assyrien, dem Nebo und Tasmit ein offenes Ohr gegeben, und deß scharfes Auge die eingeschriebenen Zeichen der Tafeln beachtet. Diese Schrift, welche keiner der Könige vor mir beachtete, die Geheimnisse Nebo's, den Inhalt der Bibliothek ließ ich auf Tafeln schreiben, einbrennen, erläutern und zur Benutzung durch meine Unterthanen in meinem Palast aufstellen."

An diesen Abriß der öffentlichen Moral, der zugleich die Anfänge einer Constitution enthält, kann sich die folgende Rechtsentscheidung anreihen, welche Licht auf die gesellschaftlichen Verhältnisse Babylons im sechszehnten

vorchriſtlichen Jahrhundert wirft. Sie iſt der Sammlung von Privaturkunden entnommen, welche im britiſchen Muſeum zuſammengeſtellt iſt; dieſe ſind faſt durchgängig in ſolche Duplicate eingehüllt, wie die zu Tell Sifr gefundenen (S. 92 u. ff.).

„Zininana und Tribaſin hatten einen Rechtsſtreit, zu deſſen Schlichtung ſie einen Richter erwählten und in den Tempel des Samas eintraten. Im Tempel des Samas gab er das Urtheil: »Der Sklave Luſſamar-Samas und die Sklavin Liſlima gehört Tribaſin; der Sklave Ipſinan und die Sklavin Ilamanna-Lamazi gehört Zininana.« Im Tempel des Samas und im Tempel des Sin ward die Verordnung ausgerufen: »Bruder und Bruder ſollen ſich lieben; Bruder und Bruder ſollen ſich nicht entzweien, ſollen nicht ſtreiten; in Bezug auf das Vermögen ſollen Bruder gegen Bruder großherzig ſein, nicht alles ſoll Einer haben wollen.« Beim Namen der Götter von Ur, Samas', Marduk's, Sarkimona's und des Königs Hammurabi ſchworen beide Parteien (ſich der Entſcheidung zu fügen). Als Zeugen: Davkina-Seme, Apijatu's Sohn. Abil-Sin, Urmanſe's Sohn. Sineſſes, Prieſter. Ibus-Hea, Dugab. Samas-Mubanit, Prieſter des Gula. Nabi-Sin, Idin-Sin's Sohn. Sin-Uzili, Zininana's Sohn. Inu-Sin, Sin-Seme's Sohn. Sin-Gimlaanni, ... der Richter. Dieſe Urkunden beſiegelten die Zeugen im Monat Adar des Jahres, da König Hammurabi die Götter Anu, Anunit und Nana ſchmückte."

Ebenfalls im Anſchluß an die mythologiſchen Anſchauungen der Aſſyrier, welche bekanntlich Sterndeutung und Sternbeobachtung in ausgedehntem Maße zur Folge hatten, ſtehen hier noch einige der zahlreichen Aufzeichnungen aus Aſſurbanipal's Bibliothek, welche über die Erſcheinungen des geſtirnten Himmels Rechenſchaft geben. Das erſte Schriftſtück iſt ein officieller Bericht eines Aſtronomen, vermuthlich an einen ältern babyloniſchen König gerichtet, und trägt diejenige Briefform, welche im Alterthum überhaupt üblich war.

„Dem Könige, meinem Herrn, dein Diener Abil-Iſtar. Friede dem Könige, meinem Herrn! Möge Nebo und Merodach dem Könige, meinem Herrn, gnädig ſein. Lange Tage, Geſundheit des Leibes und Freude des Herzens mögen die großen Götter dem Könige, meinem Herrn, gewähren. Am 27. v. M. iſt die Mondſtellung aufgenommen worden. Am 28., 29. und 30. v. M. ſtellten wir Beobachtungen wegen der erwarteten Sonnenfinſterniß an; die Sonne trat indeß nicht in den Schatten. Am 1. und dieſen ganzen Monat Thammuz hindurch war der Mond bei Tage über dem Merkurius ſichtbar, worüber ich bereits dem Könige, meinem Herrn, berichtet habe. Während der fünf Tage, in welchen der Mond Anu heißt (vom 1. bis zum 5.), erſchien er abnehmend im Bering des Sterns Himmelsſchäfer. Des Regens wegen ließen ſich die Hörner nicht klar erkennen. Demgemäß

habe ich während der gedachten fünftägigen Periode, worin der Mond Anu heißt, dem König, meinem Herrn, über seine Conjunction bereits Bericht erstattet; er stand deutlich sichtbar unter dem Stern Denebola. Während der fünftägigen Periode, in welcher der Mondlauf Bel heißt (vom 10. bis zum 15. Tag), ist derselbe bestimmt worden; er nahm seinen Lauf um den Stern Denebola. Seine Conjunction damit kam nicht zu Stande; jedoch seine Conjunction mit Merkurius, welche in die fünftägige Periode Anu fiel, und worüber ich dem Könige, meinem Herrn, bereits eigenen Bericht erstattet habe, war nicht gehindert. Möge der König, mein Herr, Frieden behalten."

Ein Beispiel der in Vorstehendem erwähnten Specialberichte ist folgendes, an Assurbanipal selbst gerichtete Schreiben:

„Dem Könige, meinem Herrn, dein Diener Istar-Iddina, Ober-Astronom von Arbela. Friede dem Könige, meinem Herrn. Möge Nebo, Merodach und Istar von Arbela dem Könige, meinem Herrn, gnädig sein. Am 29. v. M. stellten wir Beobachtungen an. Auf dem Observatorium war Nebel, so daß wir den Mond nicht sehen konnten. Am 1. Sebat (Januar) des Jahres Belcharranšadua (649 v. Chr.).

Eigentlich astrologische Beobachtungen sind folgende:

„Am 15. Sonne und Mond zugleich sichtbar. Ein gewaltiger Feind richtet seine Pfeile gegen das Land. Durch das Hauptthor der Stadt gräbt der Feind. Die Sternbilder in der Mitte des Himmels sind durch Regenwolken verdunkelt; der Feind macht die Wasserströme bitter."

„Wenn der Mond am ersten Tag des Monats sichtbar und die Scheibe klar ist, so ist die Gesinnung zuverlässig. Wenn der Mond bei seinem Aufgang einen Hof hat, so schreitet der König zur höchsten Macht. (Unterz.:) Nergaledir."

Noch mögen einige der zu Nineveh gefundenen Contracte einen Einblick in die bürgerlichen Verhältnisse einer so lange vergangenen Zeit gewähren. Auch sie sind, wie die oben mitgetheilte richterliche Entscheidung, gewöhnlich in duplo ausgefertigt. Bei denselben ist die interessante Thatsache zu verzeichnen, daß diejenigen Personen, welche kein Siegel hatten, die Nägel der Hand in die Thonurkunde eindrückten.

1. „Vier Minen Silber (720 Mark)

nach dem Münzfuß von Karchemisch, leiht Neriglissar dem Nebošumiddin, dem Sohne des Kronbewahrers Neborahimbaladi, aus Dur-Sargon, gegen fünf Sekel Silber (15 Mark) monatlicher Zinsen.

26. Ijjar des nach Gabbaru genannten Jahres (667 v. Chr.).

Zeugen: Nebopaliddin. Neboatšib, Stabhalter. Achiramu, desgl. Assurdaninšarri, desgl. Dišši, Astronom. Samasigur. Sinmatikali, Gerichtsvollzieher. Merodach ...., Astronom."

2. „Verkaufsurkunde.

∴ Nägelzeichen von Sarludari,
∴ Nägelzeichen von Achassuru,
∴ Nägelzeichen von Frau Amat-Sula, der Gemahlin des Hauptmanns Beldur,
sämmtlich Eigenthümern des Verkaufsobjects.

Verkauft wird ein Haus in gutem Zustande mit allem Zubehör, gelegen in der Stadt Nineveh am Marktplatz zwischen dem Hause des Mannukiache und des Elittija.

Dasselbe kauft Herr Sil-Assur aus Aegypten für eine Königsmine Silber (180 Mark) von Sarludari, von Achassuru und von Frau Amat-Sula, der Gattin des obengenannten Ehemannes.

Der Preis ist endgültig festgestellt und das Haus baar bezahlt. Zurücknahme oder Annullirung dieses Contractes ist unstatthaft.

Wer von den Verkäufern je in Zukunft bei mir [dem Richter] die Annullirung des mit Silassur geschlossenen Contractes beantragen sollte, muß zehn Minen Silber (1800 Mark) erlegen.

Verhandelt in Gegenwart von Susanka, Schwiegersohn des Königs. Harmaza, Hauptmann. Razu, Schiffer. Nabuduruſur, Polizeimann. Harmaza, Schiffscapitain. Sinsaruſur. Zidkaju.

Den 26. Sivan, Jahr des Zazai, Statthalters von Arpad.

Aufgenommen von: Samasjukinach. Litturu. Nabuſumuſur."

Während die vorstehenden Schriftstücke sich innerhalb von Verhältnissen bewegen, welche mit den unserigen analog sind, treten wir mit dem folgenden in eine ganz andere Welt ein. Zur Erklärung desselben muß voraufgeschickt werden, daß die in demselben genannte Käuferin Nitokris zwei Mal verheiratet war und aus ihrer ersten Ehe einen Erben hatte. Die Siegel sind Abdrücke der um eine Achse laufenden eingravirten Cylinder.

„Verkaufsurkunde.

(L. S.) Siegel von Naburichtuſur, dem Sohn des Achardise, dem Gehülfen des Zikar-Istar in der Stadt . . . .
(L. S.) Siegel von Tabatai, dessen Sohn.
(L. S.) Siegel von Silim-Assur, dessen Sohn,
sämmtlich Eigner der verkauften Frau.

Die Jungfrau Tavat-Hasina, Tochter des Naburichtuſur, wird käuflich erworben von Frau Nitokris für sechszehn Silberdrachmen (48 Mark), zum Zweck einer Heirat mit Siha, dessen Frau sie sein wird.

Der Preis ist endgültig festgesetzt.

Wer immer, sei es Naburichtusur oder seine Söhne oder seine Enkel oder seine Brüder oder seine Bruderskinder oder sein Bevollmächtigter oder sonst Jemand von den Seinigen, vor mich [den Richter] treten und mich anrufen wird, um diesen Vertrag bei Nitokris, ihren Kindern oder Enkeln zu annulliren, soll zehn Minen Silber (1800 Mark) zahlen; dann ist er vom Vertrage frei und der Verkauf aufgehoben.

Der Schiffer Sahpimaju, Belsumidin, Udanini's Sohn, Ardu-Tavat, Ate's Sohn, ... sind die drei Erben der Frau Nitokris, weil sie mit deren Erben Kermeoni ihre Hand gefestigt und Knoten geschürzt [vermuthlich: Gütergemeinschaft geschlossen] haben.

Verhandelt in Gegenwart von: Achardise. ..... Nipikalantakar. Muthumhepu. Hasba ..... Ulalai.

Am 1. Elul im Jahre Assursadusakil.

Aufgenommen von: Nursamas. Muthumpaiti. Ate.
Nabudinakhe, Vorsitzender."

Die vorstehenden Texte geben eine Ahnung von der Manchfaltigkeit der Schriftstücke, welche so ungemein zahlreich zur Kenntniß der europäischen Welt gekommen sind. Wie groß der Gewinn ist, den der menschliche Geist aus einer derart vermittelten Kenntniß einer uralten Cultur ziehen muß, ist leicht einzusehen. Bedenken wir aber, welche Mühe und Zeit auf die Sammlung, Zusammenstellung und Erklärung der Bruchstücke hat verwendet werden müssen, auf denen die werthvollen Texte gerettet sind, so läßt sich leicht die Behauptung der Sachkundigen begreifen, daß schon das vorhandene Material noch in dreißig Jahren nicht vollständig verwerthet sein könne. Die Aussicht, einen so schwer zu hebenden Schatz fortwährend gemehrt zu erhalten, kann nur das Bewußtsein von der Beschränktheit der menschlichen Kräfte gegenüber den unserm Geiste gestellten Aufgaben wachrufen. Wir schließen darum mit der folgenden, tief bedeutenden Strophe aus der assyrischen Bibliothek, die schon vor drei Jahrtausenden dem nämlichen Gefühl Ausdruck leiht:

aláka birkáj	Gewandert ist in Hast
laní ha sepáj	Mein müder Fuß so viel!
la rás tariktí	Ich gönnt' ihm keine Rast;
ibbirá ridaní.	Doch fern bleibt stets das Ziel!

VII.

Ergebnisse.

Der Rückblick auf alles das, was Gegenstand der voraufgegangenen Mittheilungen gewesen ist, läßt uns eine ganz eigenthümliche Beobachtung machen. Die Arbeitskraft des thatlosen Geschlechts, welches jetzt auf dem uralten Culturboden Vorderasiens wohnt, hat der Intelligenz fernher gekommener Europäer dienen müssen, um Laufgräben auszuwerfen, in denen eine seit mehr als zwei Jahrtausenden untergegangene Civilisation wieder sichtbar wurde. Aber Schachte aus noch tieferer Vergangenheit hat die Geisteskraft der gelehrten Männer aufgeschlossen, welche den todten Buchstaben der Keilschriften wieder wach gerufen und uns damit in das geistige Leben einer viertausend Jahre entschwundenen Zeit zurückversetzt haben. Was im Schooße des assyrischen und babylonischen Bodens geschaut worden, und was aus den literarischen Schätzen dieses Bodens herausgelesen worden, das alles ist so reich und manchfach, daß nach Aufzählung des Einzelnen eine Zusammenfassung Noth thut, aus der manches schon Erwähnte erst sein volles Licht empfangen kann.

Die Hauptwirkung der voraufgegangenen Betrachtungen ist eine richtige Anschauung von der Geschichte der in Rede stehenden Länder. Ueber die Vergangenheit derselben waren bis auf Botta und Layard nur vereinzelte Angaben bekannt, und diese dienten mehr zur Verwirrung als zur Klärung der geschichtlichen Auffassung. Der Babylonier Berosus hatte um 250 v. Chr. „chaldäische Geschichten" geschrieben, welche auf den einheimischen zuverlässigen Hilfsmitteln beruhten; allein aus denselben sind uns unglücklicher Weise fast nur mythische Bruchstücke aufbehalten, welche mit ihrer Aufzählung von 432,000-jährigen und 30,109-jährigen Perioden der geschichtlichen Forschung sehr geringe Dienste leisten. Was wir durch Herodot und die Bruchstücke untergegangener Schriften, namentlich des Ktesias, wissen, ist so fragmentarisch und so schwer mit einander zu vereinigen, daß gerade durch diese Berichte die Vorzeit Babyloniens und Assyriens in Dunkel gehüllt werden konnte. Unschätzbar sind die Angaben der h. Schrift; allein auch sie stehen außer Zusammenhang und wurden von den dazu Berufenen lange nicht gewürdigt, weil diese nicht den Muth hatten, auch bei solchen Angaben den wunderbaren Charakter des Gotteswortes anzuerkennen. Jetzt ist es anders. Baureste und Geistesdenkmale vereinigen sich, um uns ein Bild der vorderasiatischen Geschichte vorzufüh-

ren, in welchem alle Einzelheiten zuverlässig beglaubigt sind, und in welchem nunmehr die früher bekannten Angaben, besonders die der heiligen Schrift, ihre richtige Stelle finden.

Hiernach kann die Geschichte Assyriens von der Geschichte Babyloniens kaum mehr getrennt werden. Die geistige Gemeinschaft der Civilisation hat die am Euphrat und Tigris angesiedelten Völkerstämme schon früh auch zur politischen Einheit geführt, so daß seit der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends bis zur Perserherrschaft daselbst ein einziges Reich zu verfolgen ist. Nur ist der Schwerpunkt dieses Reiches zu verschiedenen Zeiten von dem Süden nach dem Norden und vom Norden nach dem Süden verlegt worden; einzig nach der Rücksicht, ob die Herrscher dort oder hier residirten, kann ein babylonisches und ein assyrisches Reich unterschieden werden, und nur scheinbar haben zu Zeiten zwei Reiche nebeneinander bestanden. Als geographische Bezeichnungen für die Länderstrecken, welche zu diesem Reiche gehörten, kommen mancherlei Bezeichnungen vor. Die älteste ist der biblische Namen Sinear oder Sennaar, womit wahrscheinlich die Ebene zu beiden Seiten des mittlern Euphratlaufes bezeichnet ist. Südlich davon, rechts am untern Euphratlaufe, erstreckte sich bis zum Meere das von den Griechen so genannte Chaldäa; die große Ebene zwischen den obern Läufen des Euphrats und des Tigris, das heutige Sindjar, ist das alte Mesopotamien. Nordöstlich von letzterem, auf dem linken Tigrisufer, lag Assyrien als Landschaft betrachtet, so daß ein im Westen lebender Schriftsteller sagen mußte, der Tigris fließe vor Assyrien. (Gen. 2, 14.) Der Name Babylonien ist eigentlich bloß eine politische Bezeichnung, die später zur geographischen wurde und dasselbe wie Chaldäa bedeutete. Alle diese Namen indeß sind nur aus dem Gebrauche der Ausländer bekannt geworden; die einheimischen Inschriften zeigen bloß die Benennung Asuri oder Assur für das assyrische Land und mat Kaldiai, „Land der Chaldäer", für den äußersten Süden. Den ganzen Complex der genannten Länderstrecken fassen die spätern Herrscher zusammen, indem sie sich „Könige der vier Himmelsgegenden" nennen. Die frühern Könige, welche in den keilschriftlichen Denkmalen vorkommen, nennen sich „Könige von Sumir und Akkad", ein Titel, den auch die (assyrischen) Herrscher des neunten und achten Jahrhunderts fortführen. Diese Namen bezeichnen sowohl Landschaften, als deren Bewohner; sonst aber läßt sich kaum etwas anderes ermitteln, als daß Sumir südlich von Akkad zu suchen ist.

Der Ursprung dieses Doppeltitels ist auf eine Thatsache zurückzuführen, welche schon aus der Betrachtung der assyrischen Keilschrift sich ergeben hat (s. o. S. 120). In der ältesten Zeit, in welche unsere Kenntniß hinaufreicht, wohnten zwei verschiedene Volksstämme auf dem Boden des späte-

ren Chaldäa zusammen. Von diesen war der eine semitischer Herkunft, und seine Sprache ist es, welche bisher immer als assyrische bezeichnet worden ist; ein Theil desselben zog sich nämlich nordwärts, um Assyrien zu bevölkern. Der andere Volksstamm auf babylonischem Boden war das hochgebildete Volk, von welchem die Keilschrift in ihrer ältesten Gestalt herstammte. Durch die Beschaffenheit dieser Schrift, welche nach S. 121 den Lautwerth der von dem fraglichen Volksstamme geredeten Sprache darstellt, sind wir in den Stand gesetzt, über denselben weitere Schlüsse zu ziehen. Hiernach war seine Sprache eine agglutinirende, d. h. eine von denen, welche die grammatischen Kategorien durch Anfügung von Partikeln an unveränderliche Wurzeln ausdrücken; daher rechnet man ihn seit Oppert zu jenem großen Völkercomplex, welcher der turanische genannt wird. Der nämliche Stamm war in Medien und Susiana ohne Vermischung mit fremdartigen Bewohnern angesiedelt, so daß dort die ursprünglich hieroglyphische Keilschrift ihre regelrechte Fortbildung zur Silbenschrift ohne innere Umwandlung erhalten konnte. (Vgl. S. 114.) Die fragliche Nation ist folglich als ein Theil derjenigen Völkerfamilie anzusehen, welche die alten Griechen Aethiopen nannten, und welche wir mit dem biblischen Namen Kuschiten bezeichnen. Semiten und Kuschiten (oder Chamiten) bildeten beim Beginn der historischen Kenntniß die beiden Hauptvölker am Euphrat und Tigris. Dies ist sicher, ohne daß sich sagen ließe, welches von beiden zuerst dort angesiedelt gewesen; nach sprachgeschichtlicher Analogie müßte der semitische Stamm der frühere sein. In der Zeit, aus welcher die ältesten Monumente stammen, waren beide schon ziemlich mit einander verschmolzen. Die zu dieser Zeit bestehenden Städte haben zwei Namen, einen semitischen und einen turanischen; die Herrscher bedienen sich der akkadischen Sprache, bis um 1500 die erste Inschrift in reinem Assyrisch erscheint. Es ist anzunehmen, daß auf diese beiden Bestandtheile der babylonischen Bevölkerung die Namen Sumir und Akkad zu vertheilen sind; wie aber dies geschehen soll, ist noch nicht ausgemacht. Oppert hat wohl unwiderleglich dargethan, daß Sumir die turanische, Akkad die semitische Hälfte bezeichne; in Deutschland ist es jedoch nach dem Vorgange anderer ausländischer Gelehrten üblich geworden, mit dem Namen akkadisch die turanische Nation, Sprache und Schrift zu bezeichnen und den Namen sumirisch außer Acht zu lassen.

Neben diesen beiden Volksstämmen, die wir nach Vorstehendem den assyrischen und den akkadischen nennen müssen, ist noch ein dritter hauptsächlich im Süden angesiedelt gewesen. Während der Blüte des babylonischen Landes ward in demselben noch eine andere semitische Sprache als das Assyrische gesprochen. Viele Privaturkunden in assyrischer Sprache und Keilschrift haben eine Inhaltsangabe oder eine Erläuterung in alt-

semitischen oder phönicischen Buchstaben, welche die fragliche Sprache darstellen. Dieselbe war später so gewöhnlich in der Stadt Babylon, daß die dorthin exilirten Juden nicht die assyrische, sondern diese ihrer eigenen näher liegende Sprache annahmen. Sie ist nämlich derjenige aramäische Dialect, in welchem ein Theil des Buches Daniel geschrieben ist, und der gewöhnlich chaldäisch genannt wird. Diese früher aus einem Mißverständniß hervorgegangene Benennung scheint nunmehr vollkommen richtig zu sein. Die Denkmäler erwähnen nämlich seit 900 v. Chr. nicht selten einen Stamm, der Kaldi heißt, und von Babel südlich und südöstlich bis zum Meere hin wohnte, so daß diese Provinz mat Kaldiai, „Land der Chaldäer", genannt wurde; daher auch die griechische Bezeichnung Chaldäa. Dies muß derselbe Volksstamm gewesen sein, den die Juden Casdim nannten, so daß Ur, welches eben in jenem Chaldäerlande lag, in der heiligen Schrift Ur Casdim „Ur der Chaldäer" heißt. Dieser Stamm gewann, obwohl an Zahl nicht der bedeutendste, doch allmälig im Lande immer größern Einfluß; später erscheint er vorzugsweise mit der Ausübung der Magie und des Priesterdienstes beschäftigt, und mit dem achten Jahrhundert ging aus ihm das Herrscherhaus hervor, welches erst unter assyrischer Oberhoheit, nachher aber selbständig über Babylonien regierte. Daher heißt in der heiligen Schrift (Is. 23, 13. Ezech. 23, 14) nunmehr das ganze babylonische Land und Volk „chaldäisch", und Dan. 1, 4. wird unter „chaldäischer" Sprache und Literatur geradezu das Assyrische verstanden. Nie aber nannten sich die einheimischen Herrscher sar Kaldiai, König der Chaldäer, wie sie sich Könige von Sumir und Akkad nennen. So sehr nun auch die Ansichten über Herkunft und Verwandtschaft der Chaldäer getheilt sind, so wird doch aus den angeführten Thatsachen vielleicht sich folgern lassen, daß die Chaldäer ein aramäischer Stamm waren, der erst nach Ausbildung der assyrisch-akkadischen Bevölkerung in's Land und allmälig zu immer größerer Geltung kam, wie denn auch schließlich (im ersten Jahrhundert nach Chr.) das Assyrische ausstarb und das Chaldäische in Babylonien bis zur muhammedanischen Eroberung Volkssprache blieb.

Von der auf solche Weise entstandenen Völkermischung, welche möglicherweise noch durch Zuzug aus Aegypten gemehrt worden ist, trägt die aus den Denkmälern ersichtliche Civilisation des Landes die deutlichen Spuren. Besonders tritt in der religiösen Anschauung eine Vermengung verschiedenartiger Systeme und Begriffe hervor. Unklare Vorstellungen von unzähligen Geistern, die im Himmel, auf Erden und im Abgrunde je ihren Beherrscher hatten, und unter denen die elementaren Kräfte zu denken sind, mischen sich mit dem Sterndienst, mit dem Heroencultus und mit der überlieferten Wahrheit von der Einen dreifaltigen Gottheit in einer Weise, welche eine klare Vorstellung über die so entstandene Mythologie nicht möglich werden

läßt. Die Babylonier und Assyrier scheinen selbst über ihre Götterwelt nicht klar gewesen zu sein, indem auf den Inschriften die Abstammung der einzelnen Götter ganz verschieden angegeben ist. So wird in den angeführten Texten Istar S. 148 Tochter Anu's und S. 149 Tochter Sin's genannt. Anfänglich waren die Götter in Babylonien, von dem hier vorzugsweise die Rede sein muß, rein localer Natur; in jeder Stadt wurde ein besonderer Gott oder dieselbe Gottheit unter anderer Vorstellung verehrt: Anu zu Erech, Samas zu Larsam, Hea oder Ao (Jehovah?) zu Eridu, Bel und Ninip zu Nipur, Sin zu Ur, Merodach zu Babel, Nergal zu Cutha. Mit dem politischen Uebergewicht der einen oder andern Stadt erhielt auch die eine oder andere Gottheit einen äußern Vorrang, ohne daß deswegen klarere Vorstellungen über deren Persönlichkeit erkenntlich würden. Analog den sonstigen heidnischen Vorstellungen wurden die Gottheiten allmälig doppelt als männliches und weibliches Princip aufgefaßt; so trat Nana neben Anu, Belit (Mylittis) neben Bel, Zarpanit neben Merodach hervor. Von manchen Gottheiten läßt sich auch gar nicht unterscheiden, ob sie männlich oder weiblich gedacht sind. Seit dem Anfange des zweiten vorchristlichen Jahrtausends jedoch, als die Selbständigkeit der einzelnen Städte verloren ging, scheint ein bestimmtes System der Mythologie ausgebildet worden zu sein, in welchem die Rangordnung der Götter festgesetzt wurde. Hiernach war Ilu oder El der oberste Gott, an dessen Stelle zu Nineveh Assur trat. Aus ihm ging das Chaos, die formlose Materie hervor; sein Wort zerlegte dieselbe in die einzelnen Stoffe, sein Licht brachte Leben in alles Vorhandene. So ward eine Art von Dreieinigkeit gedacht: Anu, die Materie, Bel, der göttliche Wille, Nuah, die göttliche Intelligenz. Von diesen erscheint Bel zu Babel als Bel-Merodach, anderswo als Bel-Dagan. Nuah ward auch als Nisroch verehrt und mit vier ausgebreiteten Flügeln dargestellt. Als weibliches Princip stehen neben dieser Dreiheit Anat (Anaïtis), Belit und Tihavti, sämmtlich meist in die Gestalt der Belit oder Mylittis, das Symbol der natürlichen Fruchtbarkeit, zusammenfließend. Diesen vagen und unbestimmten Vorstellungen tritt die klarer ausgeprägte Götterdreiheit Sin, Samas und Bin gegenüber, unter denen der Mond, die Sonne und die Luft verehrt wurden. Zu ihnen kommen auf zweiter Rangstufe, wahrscheinlich in Folge von Einwanderung, die Planetengötter Adar (Saturn), Merodach (Jupiter), Nergal (Mars), Istar (Venus), Nabu oder Nebo (Merkur). Adar ist oft als Löwenwürger abgebildet. Merodach floß später, wie schon angegeben, mit Bel zusammen und ward die Hauptgottheit der Bewohner von Babylon. Istar wird in der heiligen Schrift Astarte oder auch im Plural Astaroth genannt; die letztere Bezeichnung zeigt schon, wie verschwommen und verschiedenartig ihre Auffassung gewesen sein muß. Sie war zugleich

die Kriegsgöttin, die Enyo oder Bellona der Klassiker, und die babylonische Venus; als erstere hieß sie später Istar von Arbela, als letztere Istar von Nineveh, s. o. S. 132. Von den Verwandtschaftsbeziehungen, in welche man diese Personificationen setzte, kommt am öftesten diejenige vor, wonach von Sin (als Gott gedacht) Samas und Istar abstammen. Die angegebenen Namen bezeichnen nach der Landesanschauung die zwölf „großen" Götter. Neben ihnen gab es eine reiche Anzahl niederer Götter, dann Himmels- und Erdgeister, endlich verschiedene Klassen guter und böser Genien. Auch die Unterwelt hatte ihre Götter und ihre niedern Geister, wie die oben S. 149 angeführte Stelle zeigt; indeß hat hierüber noch nichts Näheres festgestellt werden können, und nur diese Ungewißheit drückt die akkadische Benennung Ninkigal aus. Da aber sicher auf den Layard'schen Täfelchen auch mythologische Nachweisungen vorhanden sind, so wird die künftige Forschung über die assyrisch-babylonische Götterwelt noch manchen Aufschluß zu geben haben.

Wie es scheint, wurden die obern Götter als Belohner aller Tugend, die untern als Rächer alles Bösen nach dem Tode des Einzelnen angesehen (s. o. S. 138 und S. 150). Indeß war der natürlich gegebene Begriff von Tugend und Laster sehr früh getrübt. Die Etymologie einzelner Götternamen zeigt, wie die Sinnlichkeit den gesammten Götterdienst beherrschte, und namentlich die „Verehrung" der Istar von Nineveh erscheint als eine der entsetzlichsten Verirrungen des gesammten Heidenthums, so daß die Wirklichkeit noch weit über das hinausging, was die heilige Schrift darüber enthält; bekannt ist, wie Babylon in derselben schließlich die Sammelstätte aller Laster bezeichnet.

Die äußern Formen, in welchen sich der Götterdienst bewegte, sind aus den bildlichen Darstellungen und den Inschriften deutlich zu entnehmen. Die Götter waren durch Bilder von Menschengestalten oder symbolischen Figuren als Statuen oder in Relief dargestellt. Sie führten die ihnen eigenthümlichen Attribute in der Hand, wie denn Layard unter anderm auch die Gestalt mit dem Beile abgebildet fand, welche Bar. 6, 14 erwähnt ist. Zu den symbolischen Darstellungen gehört namentlich die oft wiederkehrende Person mit Adlerhaupt und Adlerflügeln, Körbchen und Pinienzapfen in der Hand, oder das Bild (Dagons?), bei dem eine schuppige Fischhaut den Mantel und das Fischhaupt die Tiara für eine menschliche Figur bildet. Auch die geflügelten, menschenköpfigen Stiere und Löwen sind hierher zu rechnen. Vor den Götterstatuen wurden Opfer von Thieren, sowie von Speise und Trank dargebracht und Weihrauch angezündet; oft auch wurden sie in Procession auf den Schultern von vier Trägern herumgetragen. Alles ist zu Nimrud und Kujundschik ganz so abgebildet, wie es Jeremias im sechsten Capitel des Buches Baruch beschreibt.

Der Sterndienst hatte zu seiner Folge die Sterndeutung. Wie aber letztere überhaupt als Mutter der astronomischen Wissenschaft anzusehen ist, so war auch die Kenntniß des gestirnten Himmels in Babylonien schon zu den frühesten Zeiten so weit gediehen, daß die „Chaldäer" als die bedeutendsten Astronomen und Mathematiker der Welt, und die Astronomie als die eigentlich „chaldäische" Wissenschaft betrachtet wurde. Sie wurde ihrem Zusammenhange mit der Religion gemäß hauptsächlich von den Priestern betrieben, und die Tempel hatten als richtig orientirte Stufenpyramiden zugleich die Einrichtung von Sternwarten. Die Ausbildung der Himmelskunde reicht bei den Babyloniern vor den Anfang unserer geschichtlichen Kenntniß. Die assyrische Bibliothek enthielt in mehrern Abschriften ein astronomisches und astrologisches Werk, das mehr als siebenzig Tafeln umfaßte und schon um 2000 v. Chr. niedergeschrieben war. Ein Bruchstück einer andern astrologischen Tafel trägt die Angabe, der Text sei von einem Original aus der Zeit Izdubar's copirt. Die Beobachtungen und Rechnungen, welche in diesen und ähnlichen Werken niedergelegt sind, setzen in's größte Erstaunen, da sie von den heutigen mit den vollkommensten Instrumenten erlangten entweder gar nicht oder nur um einige Secunden abweichen. Offenbar ist die frühe Ausbildung einer solchen Wissenschaft ein Rest der großartigen Kenntnisse, welche der Mensch am Anfange seines Daseins auf Erden besaß, und welche bei vielen Völkern durch die mit der Sünde gegebene Vernachlässigung alles geistigen Lebens verloren wurden.

Das merkwürdige Volk, welches zuerst im Süden diese eigenthümliche Cultur ausgebildet hatte, wohnte in Städten, welche für größere Landstrecken sowohl die socialen, als die politischen Mittelpunkte bildeten. Die ältesten und wichtigsten waren die meist schon oben S. 78 ff. genannten: Eridu (Abu Schahrein), Zergul, Uruch (Warka), Ur (Mugeir), Larsam (Sinkarah), Nipur (Niffer), Sippara (Sufeirah), Babel, Barzip (Borsippa), Kuti (Cutha). Von diesen ist Larsam, welche Berosus unter dem Namen Larancha als Heimath des Xisuthrus anführt, die nämliche Stadt, welche in dem oben S. 141 angeführten Texte Surripak heißt. Sippara, von Berosus Pantibibla genannt, ist die „Bücherstadt", in der seit den ältesten Zeiten eine Sammlung keilschriftlicher Texte aufbewahrt wurde. Sie bestand aus zwei durch den Euphrat getrennten Theilen, deren einer Agane hieß, so daß ihr Name in der heiligen Schrift Sepharvaim mit der Dualendung lautet. Für den Namen Babel (assyrisch Babilu) ist später die Etymologie Bab-el oder Bab-ilu „Pforte, d. i. Heiligthum des Ilu," erfunden worden, wie das Volk immer seine eigene Wortauslegung hat; gleichwohl führt die Schreibung und die Beschaffenheit des Wortes nach assyrischen Sprachgesetzen auch auf die von der h. Schrift (Gen. 11, 9) gegebene Erklärung „Wirrwarr", abgeleitet von balal, welches „ver-

wirren" bedeutet. Eine etymologische Künstelei des hebräischen Schriftstellers kann diese Deutung deswegen nicht sein, weil nach hebräischen Gesetzen das fragliche Wort Bilbul heißen müßte. Außerdem kommt für Babel auf den Inschriften auch die Bezeichnung E.KI „Sprachenstadt" vor. Anfänglich war Babel die uralte Ansiedelung auf der rechten Euphratseite; die Stadt erweiterte sich immer mehr, und als Nabuchodonosor seine gewaltigen Bauten auf der linken Euphratseite aufführte, ward aus Babel das ungeheuere Stadtviereck, welches rechts noch den heutigen Birs Nimrud, links noch die Stadt Cutha umschloß und in dieser Größe von den griechischen Geschichtschreibern geschildert wird. Das ursprüngliche Babel, der Schauplatz der einstigen Empörung gegen Gott und der spätere Sitz der chaldäischen Wissenschaft, erhielt nun zum Unterschiede den Namen Bar-sap oder Bar-sip, von welchem schon S. 86 die Rede war. Zu erwähnen ist auch noch Bagatata, das schon vor 1000 genannt wird und heute Bagdad heißt.

Wie die Ziegelinschriften ausweisen, hatte anfänglich jede dieser Städte ihren eigenen Regenten. Indeß führten bloß die Beherrscher von Uruch und von Ur den Titel Sar oder König; die sonst genannten hießen Patesi, d. i. entweder Stellvertreter der Gottheiten, welchen ihre Stadt geweiht war, oder auch Statthalter der mächtigern benachbarten Könige.

In der assyrischen Landschaft waren anfangs die Verhältnisse nicht anders. Auch dorthin brachten die Semiten bei ihrer Ansiedelung bereits die turanische Civilisation, welche im Süden einheimisch geworden war, so daß ein assyrischer König um 888 Sinear „die Wiege seines Landes" nennt; nur wurde daselbst das Stammeshaupt Assur, nach welchem Land und Volk seinen Namen erhielt, unter die Götter versetzt und thronte an erster Stelle anstatt des babylonischen Ilu oder Bel. Wohl die älteste in Assyrien gegründete Stadt war (wenn die rechte Seite des Tigris dazu gerechnet wird) Assur, vielleicht das Ellasar der heiligen Schrift, jetzt unter den weiten Trümmerhaufen von Kalah-Schergat (s. o. S. 33) begraben. Ihre Ueberreste versprechen wichtige Ausbeute, wenn einmal die Schwierigkeit der Durchforschung gehoben sein wird; denn hier fand Layard die ältesten Documente, welche der engern assyrischen Geschichte angehören. Mit Sicherheit sind zwei Könige Ismi-Dagan und Samsi-Bin nachzuweisen, welche gegen 1800 und 1760 v. Chr. in Assur herrschten, und noch im zwölften Jahrhundert vor Chr. baute Tuklatpalasar sich dort einen Palast. Später als Assur ward Calach angelegt, das nach Ausweis der Inschriften in dem heutigen Nimrud zu suchen ist (s. o. S. 33, 37). Es ward Königsstadt unter Salmanassar (I.), der in unbestimmt früher Zeit lebte; nachdem es verfallen war, baute Assurnasirhabal es wieder auf und errichtete den von Layard untersuchten sogenannten Nordwestpalast. Noch fünf oder sechs assyrische Herrscher

hinterließen hier Bauwerke als Andenken ihres Namens; so blieb Calach königliche Residenz bis zur Zeit Sargon's, der sich fünf Meilen weiter nördlich die oben S. 47 ff. beschriebene Königsstadt baute. Erst Sennacherib (704 v. Chr.) baute sich seinen Platz auf der Stelle des alten Ninua, das wir Nineveh nennen; dort schlugen auch Assarhaddon (680), Assurbanipal (669) und alle noch folgenden Regenten ihre Wohnung auf. So kam Nineveh wieder zu derselben Bedeutung, die es früher gehabt hatte. Schon im achtzehnten vorchristlichen Jahrhundert erwähnen ägyptische Inschriften das assyrische Nineveh, das demnach nicht viel jünger als Assur sein kann. Es blühte bald mehr als alle benachbarten Städte empor, erlag aber im neunten oder achten Jahrhundert v. Chr. einer Katastrophe, die sich vollständig unserer Kenntniß entzieht. Bloß aus Sennacherib's Inschriften wissen wir, daß das verfallene Nineveh einer Neubelebung bedurfte; dafür trug es nun ein Jahrhundert lang desto herrlichern Glanz zur Schau und ward die Bewunderung des ganzen Morgenlandes. Die Herrlichkeit dieses zweiten Nineveh ist es hauptsächlich, welche uns die Kenntniß des alten Assyrien verschafft hat; denn seine Paläste sind es, die zu Kujundschik von Layard bloßgelegt worden sind. Außer den genannten Städten war der gesammte Winkel zwischen Tigris und Zab bis zu der nördlichsten Stelle, welche Dur-Sargon einnimmt, mit größern und kleinern Niederlassungen bedeckt, wie dies die zahllosen noch ununtersuchten Trümmerhügel auf jenem Boden beweisen.

Nachdem wir so mit Hülfe der Denkmale auf dem Boden von Babylonien und Assyrien orientirt sind, können wir auch durch die Inschriften eine bestimmte Angabe gewinnen, welche das chronologische Dunkel lüftet. Assurbanipal führt bei Aufzählung seiner Kriegsthaten an, daß er in seinem achten Feldzuge, 639 v. Chr., das Bild der Göttin Nana wieder gewonnen habe, welches der elamitische König Kudurnachunti 1635 Jahre vorher „aus dem Lande Akkad" geraubt, daß er es wieder nach Erech zurückgebracht und dort für dasselbe einen neuen Tempel gebaut habe. Hiernach hat um das Jahr 2294 ein König mit einem Namen, der in Elam und Susiana noch mehr vorkam, eine Zeit lang sich Babylonien dienstbar zu machen gewußt. Später erscheinen jedoch wieder selbständige einheimische Könige in verschiedenen der alten oben genannten Städte, bis um 1500 abermals ein König elamitischer Geburt, Hammurabi, vermuthlich durch Heirat, in Babel zur Herrschaft kam und von dort aus alle Länder am Euphrat und Tigris unter seine Herrschaft brachte. Um diese Zeit war das turanische Element vollständig in das semitische aufgegangen, so daß Hammurabi's Inschriften zuerst in ganz reinem Assyrisch erscheinen; bis dahin ist es wegen des vorherrschend ideogrammatischen Charakters der Keilschrift nicht zu unterscheiden, ob die Texte in turanischer oder semitischer Sprache

abgefaßt sind. Unter Hammurabi's Uebermacht verloren auch die assyrischen Herrscher ihre Selbständigkeit, und der König von Babel konnte sich zuerst „König der vier Himmelsgegenden" nennen. Assyrien ertrug jedoch dieses Joch nicht lange. Schon unter Karaindas, um 1450 v. Chr., war Assur-belnisisu, „der König des Landes Assur", so mächtig geworden, daß er mit dem babylonischen Suzerain einen Vertrag zur gegenseitigen Achtung der Grenzen schließen konnte. Die Nachfolger beider Herrscher, Busurassur und Purnapurjas, erneuerten diesen Vertrag; allein die Heirat, welche der babylonische König mit der Tochter von Busurassur's Nachfolger Assurubalat einging, gab Letzterm gelegentlich eines Aufstandes zu Babel Veranlassung, sich in Babylonien's innere Angelegenheiten einzumischen. Im Jahre 1270 vor Chr. konnte Tuklut-Samdan zum ersten Male sich neben dem Titel „König des Landes Assur" auch den Titel „König von Sumir und Akkad" beilegen; der Assyrier war auch König über Babylonien. Sein Siegel war später von den Babyloniern erbeutet und zu Babel niedergelegt worden, von wo es Sennacherib, wie er auf einer seiner Inschriften mittheilt, sechshundert Jahre später wieder eroberte und nach Niveveh zurückbrachte. Diese eine Thatsache läßt schon schließen, was auch sonst nach den Denkmalen feststeht, daß für Jahrhunderte zwischen Assyrien und Babylonien erbitterter Streit um die Hegemonie herrschte, bei dem das Kriegsglück bald den Norden, bald den Süden begünstigte. Der mächtigste Fürst, welcher in dieser wechselvollen Periode aufstand, war Tuklatpalassar von Assyrien um 1130; er erweiterte zuerst die Grenzen dieses Landes auch nach Norden und Westen und legte den Grund zu den später weit ausgedehnten Eroberungen Assyrien's. Allein schon unter seinen ersten Nachfolgern ging fast alles neu erworbene Land wieder verloren; Babel machte sich unabhängig, und seine Beherrscher wagten sogar die Grenzen Assyrien's anzugreifen, bis hier gegen 1020 eine neue Dynastie mit Belkatirassu begann. Dieser schloß Frieden mit Babel, und für länger als ein Jahrhundert waren jetzt die assyrischen Herrscher bloß auf die innere Wohlfahrt ihres Landes bedacht. Um 888 begann Tuklat-Samdan (II.) von neuem die Eroberungszüge. Seine Nachfolger Assurnasirhabal und Salmanassar III. setzten das begonnene Vergrößerungswerk fort, und für ein weiteres Jahrhundert blieb Assyrien wieder eine erobernde Macht. Da der Norden und Osten von Assyrien für Kriegszüge weniger geeignet war und auch kein lohnendes Ziel aufzuweisen hatte, so war die Richtung der Eroberungszüge naturgemäß mehr nach Süden und Westen gerichtet. Elam, Arabien, Armenien, Syrien, ein großer Theil von Kleinasien, Phönicien, das Reich Israel, das nördliche Aegypten mußten die Macht der assyrischen Herrscher anerkennen. Indeß konnte der weit entfernte Großkönig nicht verhindern, daß die eroberten Länder, Babylonien an der Spitze, immer von

neuem das aufgezwungene Joch abzuschütteln suchten, und nur Waffengewalt vermochte die assyrische Herrschaft zu behaupten. Unter Salmanassar IV. (780—770) begann Assyriens Ruhm abzunehmen, und die Zeit bis um die Mitte des achten Jahrhunderts ist nur durch Empörungen gegen Assyrien und durch dessen Verluste bezeichnet. Zu der angegebenen Zeit brach jedoch eine Revolution zu Calach aus, und eine neue Dynastie begann. Unglücklicherweise fehlen hier für einen kurzen Zeitraum einheimische Documente, bis der König, den die h. Schrift Tiglat-Pileser nennt, zur Herrschaft gelangt. Mit ihm begann die alte Herrlichkeit Assyrien's von neuem, und bald wehte die assyrische Fahne wieder überall da, wohin die frühern Herrscher sie getragen. Zwar konnte er Babylon, das mit Nabonassar eine neue Dynastie aufstehen sah, nicht endgültig unterwerfen; allein Merodach-Baladan mußte doch um 720 die assyrische Suzerainetät anerkennen. Gleichwohl war Sargon wieder genöthigt, mit bewaffneter Hand in Babylon selbst einzuziehen, um seine Oberhoheit gegen Merodach-Baladan's Auflehnung zu behaupten. Sein plötzlicher Tod rief neue Empörung hervor, die Sennacherib nicht sogleich dämpfen konnte, und noch bis 678 blieb Merodach-Baladan das Haupt von fortwährend sich erneuernden Aufständen. Nach seinem Tode versuchte der inzwischen zur Regierung gekommene Asarhaddon das babylonische Land auf eine andere Weise für seinen Thron zu gewinnen: er trat als Wohlthäter desselben auf, tilgte die Spuren der langjährigen Kriege und stellte namentlich die zerstörten Tempel wieder her. Es kam ihm zu Statten, daß ein neuer Rebell aufstand, der sich an den Heiligthümern von Babel und Borsippa vergriff, und den er bald wieder zur Botmäßigkeit bringen konnte. Da er die Last des weiten Reiches, das sich jetzt von den Kataraften des Nil bis zum kaspischen Meere und bis nach Persien erstreckte, nicht bis zu Ende tragen wollte, überließ er 667 den assyrischen Thron seinem Sohne Assurbanipal und behielt für sich die Königswürde in Babylon. Indeß starb er schon 666, und Assurbanipal hielt es für gerathen, die Herrschaft in Babel seinem Bruder Salummukin zu übergeben. Letzterer, von der nationalen Partei gedrängt, erklärte nach vier Jahren Assurbanipal einen Krieg, in dem er Herrschaft und Leben verlor. Ein Enkel Merodach-Beladon's, Nabubelsum, trat alsbald an seine Stelle, allein der Erfolg war für ihn eben so unglücklich, und er ließ sich von seinem Waffenträger erstechen. Nachdem auf diese Weise Babel's Widerstand gebrochen war, wagten auch die übrigen tributairen Staaten gegen Assyrien keinen Versuch zur Befreiung mehr zu machen, und Assurbanipal konnte ruhig sein weites Reich bis gegen 645 regieren. Von dieser Zeit an verstummen alle Nachrichten über Assyrien. Nur bei den jüdischen Propheten, wie Nahum und Sophonias, lesen wir ernste Drohungen gegen das alles beherrschende Weltreich. Auf

einmal ist Nineveh aus der Geschichte und vom Erdboden verschwunden, und wir haben keine Kunde über die Katastrophe, welche dies bewirkt haben mag. Daß Medien und Babylonien sich zum Sturz des assyrischen Herrschers verbündet und Nineveh zerstört haben sollen, muß bis jetzt nur Vermuthung bleiben. Um 625 erscheint auf dem babylonischen Throne Nabupalassar noch als Vasall, den der assyrische Souverain zur Regierung berufen hatte. Der Abfall Aegypten's, Phönicien's und Juda's bewog ihn, seinen Sohn Nabukuduruſur oder Nabuchodonosor, auch Nebukadnezar genannt, mit einem Theile seines Heeres in diese Länder zu schicken. Er starb, als Nabuchodonosor seine Siegeslaufbahn mit der über den ägyptischen König Nechao gewonnenen Schlacht bei Circesium begonnen hatte, und dieser kehrte nun eilig zurück, um die Regierung von ganz Babylonien und Assyrien zu übernehmen. Ueber seine Regierungszeit haben wir keine einheimischen Nachrichten weiter, weil Nabuchodonosor nach Weise der babylonischen Könige der Nachwelt nur von seinen Bauten, nicht von seinen Kriegsthaten berichtet hat. Wir wissen aber aus der h. Schrift, wie verhängnißvoll seine Regierung für Jerusalem und das Reich Juda wurde. Nur aus biblischen Berichten kennen wir auch den Namen seines Sohnes und Nachfolgers Evilmerodach; dagegen erscheinen auf Inschriften wieder die spätern chaldäischen Könige Nirgalsaruſſur oder Neriglissor und Nabunaïd oder Naboned. Unter dem Letztern war das babylonische Weltreich zum Untergange reif, und sein Sohn Belsaruzzur, der beim Heranzug des Perserkönigs Cyrus allein in Babel geblieben war, verlor beim Einfall desselben das Leben. Nabunaïd hielt sich noch einige Zeit in Borsippa, allein auch er mußte der neu aufstrebenden Macht unterliegen. Cyrus behandelte ihn großmüthig und gönnte ihm in Carmanien ein ruhiges Alter. Von da an war das babylonische Reich, Assyrien mit einbegriffen, bloß eine persische Provinz. Auf den keilschriftlichen Contracten, welche aus der Zeit nach 538 vorhanden sind, heißt Cyrus, nach welchem datirt wird, erst „König der Völker", seit 536 aber „König von Babel". Diesen Titel führten seine Nachfolger fort; Loftus entdeckte zu Warka Thontäfelchen mit einem Datum aus der Regierung „Cambyses', des Königs von Babel". Als Letzterer nach Aegypten zog, versuchten die Babylonier sogleich, das aufgedrungene Joch abzuschütteln; ein Versuch, der seitdem bei jeder Gelegenheit wiederholt wurde. Ueber zwei solcher Empörungen erzählt Darius ausführlich zu Behistan. Nachdem derselbe die zweite durch neunzehnmonatliche Belagerung und endliche Erstürmung der Hauptstadt niedergeworfen hatte, suchte er neuen Versuchen zuvorzukommen, indem er die Mauern und Thore von Babylon zerstören ließ. Weitere Einbuße erlitt die gewaltige Stadt durch Xerxes, der sich für seine Niederlage zu Salamis durch Raub und Plünderung auf dem Rückzug zu entschädigen suchte; er zerstörte in Babylon die Tempel, besonders den Bela-

tempel, und raubte die Schätze derselben. Unter den spätern Perserkönigen hörten die Bemühungen der Babylonier, sich wieder selbständig zu machen, nicht auf; allein keine war von Erfolg begleitet. Dagegen behauptete Babylon seine geistige Herrschaft durch seine Sprache und seine Schrift, und diesem Einfluß konnten sich auch die persischen Herrscher nicht entziehen; selbst zu Persepolis mußten sie ihren Inschriften eine assyrische Uebersetzung beigeben. Mit Persien dann kam auch Babylonien in die Gewalt Alexander's des Großen, dem die Bevölkerung mit Jubel entgegen zog. Er erkannte bald, wie wichtig Babylon für die Behauptung seiner Eroberungen werden müsse, und suchte es darum wieder zu seiner frühern Größe zu erheben. Er gab sogleich Befehl, die von Xerxes zerstörten Tempel wieder aufzubauen, und stellte 10,000 Mann dazu an, den Tempel des Bel nur erst vom Schutt zu reinigen. Allein der Tod ereilte ihn eben hier, wo er die Hauptstadt seines Reiches aufzuschlagen dachte. In dem alten Palast auf der rechten Euphratseite vom Fieber ergriffen, ließ er sich über den Strom erst in den Schatten der hangenden Gärten, dann in den königlichen Palast, den heutigen Kasr, bringen, und starb in wenigen Tagen. Nach seinem Tode versuchte Babylon von neuem, sich frei zu machen, erlag aber der Macht des Seleukus Nikator, der nicht bloß seine Tempel und Paläste zerstörte, sondern auch durch die Gründung Seleucia's seine Bedeutung wirksam beeinträchtigte. Siluku, Anti'ikusu, Dimitrisu, d. i. Seleukus, Antiochus, Demetrius sind die letzten Königsnamen, welche in Keilschrift aufgefunden worden sind; sie stehen in den Datirungen der Thontafeln aus Warka.

Von dem, was hier nur in großen Umrissen angedeutet ist, geben die Inschriften ein außerordentlich reiches, bis in's Kleinste ausgeführtes und höchst lebendiges Bild, das auf jeden denkenden Beobachter eine große Anziehungskraft ausüben muß. Die romanhaften Persönlichkeiten des Ninus, der Semiramis, Sardanapals finden freilich auf diesem Bilde keine Stelle; dafür entschädigt der Reichthum an Darstellungen einer wirklichen Welt. Ein allgemeineres Interesse kann jedoch die Geschichte der Staaten-Entwickelung am Euphrat und Tigris deswegen nicht erwecken, weil die semitischen Völker im Alterthum zu wenig auf den Gang der gesammten Menschengeschichte eingewirkt haben. Selbst die Verwickelungen zwischen Aegypten und dem assyrisch-babylonischen Reiche sind in ihren Wirkungen nur localer Natur geblieben. Eine größere Wichtigkeit hat dagegen die geschichtliche Literatur der Assyrier dadurch gewonnen, daß sie uns ein deutliches Bild von der Gesittung der Assyrier gibt, von welcher sich die der Babylonier wohl nicht wird unterschieden haben. Es läßt sich hier die oft wiederholte Bemerkung machen, daß die politische und geistige Entwickelung einer Nation nicht auch auf die sittliche Ausbildung derselben zu schließen erlaubt. Die Assyrier besaßen bis zu bewundernswerthem Grade alle die Eigenschaften, welche den

Krieger ausmachen: Körperkraft, Muth, Ausdauer, Geschick, Kaltblütigkeit; allein für jede edelere Regung waren sie unzugänglich. Sie waren, wie Nahum (3, 1.) sie schildert, ganz von Trug und Gewaltthat voll; kein Volk hat so das Recht des Stärkern mißbraucht, wie die Assyrier auf ihren Heereszügen. Die eroberten Städte wurden erbarmungslos zerstört, die gefangenen Kämpfer unter entsetzlichen Qualen getödtet. Hunderte von Städten nennt Sennacherib in seinen Siegesberichten, von denen er sagt: „Ich habe sie eingenommen und niedergerissen;" „ich habe sie mit Sturm genommen und in einen Aschenhaufen verwandelt;" „ich habe daraus eine Wüste und einen Trümmerhaufen gemacht;" „ich habe das feindliche Land wie mit einem Besen gefegt." „Meine Siegestrophäen," sagt er auf dem sogenannten Taylor's Cylinder, „schwammen im Blut der Feinde wie in einem Strome. Meine Kriegswagen, die Menschen und Thiere zerschmettern, hatten in ihrem Laufe ihre Leiber zermalmt. Ich habe als Trophäe Haufen von Leichen aufgerichtet, denen ich die Spitzen der Glieder hatte abhauen lassen. Allen, die lebend in meine Hände fielen, ließ ich die Hände abhauen." Von einem feindlichen Führer sagt Assurbanipal auf einem Cylinder aus Kujundschik: „er fiel lebend in meine Hände, ich ließ ihm zu Nineveh, in meiner Hauptstadt, lebendig die Haut abziehen." Von einem andern heißt es kurz vorher: „Ich ließ seinem Sohne die Augen ausstechen, aber ihn nicht den Hunden vorwerfen, sondern mit Ketten beladen im Sonnenthore zu Nineveh einschließen." Andere Scheußlichkeiten übergehen wir. Was dieser Barbarei die Krone aufsetzt, ist die stets wiederholte Angabe, daß sie im Namen der assyrischen Götter verübt wurde: „Ich empfahl mich meinem Herrn Assur und zog gegen Elam", heißt es auf Taylor's Cylinder von Sennacherib: „die Götter erhörten mein Gebet und liehen mir ihre Hülfe;" „ich ließ den Rauch der Brandstätten (von 34 Städten) als Opfer gegen Himmel steigen." „Diesen Menschen," sagt Assurbanipal an der oben angegebenen Stelle, „deren Mund Ränke gegen mich und meinen Herrn Assur gesponnen hatte, ließ ich die Zunge ausreißen und sie in Stücke hauen; der Rest des Volkes wurde lebend vor die großen Stiere aus Stein getrieben, welche Sennacherib, mein Großvater, errichtet hatte, und ich ließ sie in die Gräben werfen; ich ließ ihnen die Gliedmaßen abhauen und sie von den Hunden und wilden Thieren und Raubvögeln fressen; damit erfreute ich das Herz der großen Götter, meiner Herren."

Wäre es bloß, um die traurige Erkenntniß zu gewinnen, daß Civilisation und Sitte in solchem Gegensatz stehen können, so dürften wir den geschichtlichen Gewinn aus der neu aufgeschlossenen Literatur nicht hoch anschlagen. Allein über alles wichtig ist dieselbe für die christliche Wissenschaft dadurch geworden, daß Alabaster- und Thonschriften in vielen Stücken den heiligen Urkunden begegnen, welche die Grundlage unseres Glaubens enthalten. Wie

sehr die Lehren des Alten Testamentes über die älteste Geschichte auf Erden sich mit den Traditonen der Babylonier berühren, und welche Bestätigung für unsere Anschauungen selbst aus den Verirrungen der babylonischen Phantasie zu gewinnen ist, haben die oben S. 141 mitgetheilten Auszüge hinreichend dargethan. Allein auch der eigentlich geschichtliche Theil des Alten Testamentes erhält durch die assyrischen Keilinschriften eine nicht genug zu schätzende Bestätigung. Wir haben jetzt nicht mehr Aufzeichnungen von Schriftstellern eines unbedeutenden Völkchens vor uns, das in einem unbeachteten Erdwinkel nach Hörensagen und Combination sich Geschichte zurecht gemacht haben könnte, sondern wir sehen die Beweise in den Stein geschrieben, daß die hebräischen Schriftsteller mitten in dem Völkerverkehr standen und von allem, was sich begeben, mit urkundlicher Treue berichtet haben. Der Gewinn, der sich hieraus ergibt, ist ein doppelter. Zuerst erscheinen viele im Alten Testamente erwähnten Einrichtungen, Gewohnheiten und selbst Ausdrücke, welche unserer Anschauung fremd sind, nach den assyrischen Urkunden vollkommen begründet und durch die Sitte der Zeit und des Morgenlandes geboten. Von einem besonders lehrreichen Gegenstande dieser Art ist bereits oben S. 67 die Rede gewesen. Wie Moses Gen. 23, 16, so sagen auch die assyrischen Inschriften: „er wog das Geld dar"; wie Salomon 3. Kön. 10, 28, so ließ auch Sargon nach der Angabe auf seiner Wandschrift sich „Rosse aus Aegypten" kommen. Die Wegführung der Völker, deren Länder erobert waren, bildete stehendes Kriegsrecht in Assyrien; auf einer von Layard gefundenen Inschrift meldet Tiglat Pileser, daß er die Bewohner von Edessa in sein Land verpflanzt habe. Der Bau des salomonischen Tempels wird in seinen Einzelheiten nur durch die Abbildungen und Inschriften zu Kujundschik begreiflich. Auch Assurbanipal „sprach in seinem Herzen", wie Gen. 17, 17 die Gedanken bezeichnet werden; wie Moses Ex. 9, 7, so sagt auch Sennacherib auf Taylor's Cylinder von einem Empörer: „es verstockte sich sein Herz", und so finden die Erklärer der heiligen Schrift zur Beglaubigung ihrer geschichtlichen Darstellung ein reiches Material in den gelegentlichen Mittheilungen der assyrischen Herrscher. Eine noch viel directere Bestätigung aber erhalten die biblischen Berichte da, wo sie Thatsachen erzählen, welche die babylonische und assyrische Geschichte selbst berühren. Wie zutreffend schildern schon die ersten Capitel der Genesis den Anfang dieser Geschichte! Gen. 10, 8 ff. „Kusch aber zeugte Nimrod . . . . . der Anfang von dessen Herrschaft war Babel, Erech, Akkad und Calneh". So ergibt auch die Kenntniß der babylonischen Documente, daß ein kuschitischer Stamm das erste Reich in dem Lande gründete, in welchem Babel und Erech oder Uruch lag. Der Name Akkad ist uns aus den Keilschriften bekannt genug, wenn wir auch hier erst die Thatsache erfahren, daß eine Landschaft und eine Stadt denselben Namen führten, wie es anderswo

häufig der Fall ist. Calneh müssen wir als eine Bezeichnung für eine der vielen Städte hinnehmen, deren Namen uns anderswoher nicht bekannt geworden sind. Es ist nun nicht gesagt, daß der angeführte kuschitische Stamm Babel und die übrigen Städte erbaut habe, ganz so, wie wir nach den archäologischen Thatsachen uns die Annahme offen halten müssen, daß die turanischen Einwanderer Babel und eine Urbevölkerung schon vorfanden. V. 11: „Aus diesem Lande (Sinear) ging Assur aus," d. h. die nach diesem Stammvater genannte Nation, die V. 22 ausdrücklich als Nachkommen Sem's bezeichnet ist. Auch die geschichtlichen Denkmale haben gelehrt, daß die semitische Bevölkerung von Assyrien aus dem babylonischen Süden einwanderte. Assur, heißt es weiter, „erbaute Nineveh und die Straßen der Stadt und Calach, und Resen zwischen Nineveh und Calach; das ist die große Stadt." Diese Notiz ist jetzt erst verständlich geworden. Zuerst erhob sich von den zu Moses Zeit berühmt gewordenen eigentlich assyrischen Städten Nineveh, d. h. die befestigte Stadt Ninua nebst den weit zerstreuten Ansiedelungen oder Vorstädten, welche nicht in den Bereich der Befestigung gezogen waren; dann Calach, die spätere Residenz, endlich das aus den Inschriften noch nicht bekannt gewordene Resen, welches auf der Stelle des heutigen Karamles gesucht werden muß. Durch diese weit ausgedehnten Städteanlagen war die Ecke zwischen dem Zab und dem Tigris so ausgefüllt, daß der gesammte Complex „die große Stadt" hieß. Später nannte man denselben nach seinem Hauptbestandtheil Nineveh, und es gab jetzt „Nineveh, die große Stadt," wie bei Jonas 1, 2. 3, 3. zu lesen ist, im Gegensatz zu dem eigentlichen Ninua, der Königsstadt Sennacherib's und Asarhaddon's. Diese große Wohnstätte assyrischer Herrlichkeit hatte auch, ehe noch Dur-Sargon im Norden hinzugefügt wurde, eine solche Ausdehnung, wie sie im Buche Jonas geschildert wird. Der Umfang dieses Städteganzen betrug, wie genaue Messungen ergeben, vierzehn deutsche Meilen, so daß drei Tagereisen nicht zu lange bemessen sind, um überall herumzugehen, und eine Zahl von 700,000 Bewohnern, wie sie nach Jon. 4, 11 berechnet wird, erscheint für dasselbe eher zu geringfügig, als zu beträchtlich.

Eine andere Angabe der h. Schrift, welche aus den Keilinschriften Licht erhält, ist die von dem Krieg der vier Könige gegen Sodom und Gomorrha, in dem Abraham eine Rolle spielt, Gen. 14. Es ist vielleicht nicht so wichtig, daß Oppert in dem V. 1 genannten Arioch einen König von Larsam wiederfindet, der in der akkadischen Schreibung ERI.AKU heißt; der Name Amraphel, obwohl offenbar babylonischen Gepräges, und Thid'al oder richtiger Thargal bleibt doch immerhin noch unbekannt. Allein sehr wichtig ist, daß V. 4 König Kedorla'omer oder Chodorlahomor von Elam als Suzerain des kanaanitischen Landes genannt wird. Aus den Inschriften ist nämlich eine ganze Reihe von elamitischen Königen bekannt,

deren Namen mit Kudur- beginnt; ebenso gab es in Susa eine Gottheit Lagamar, deren Bild Assurbanipal als Beute mitführte. Der Name Kudurlagamar ist also auch in der hebraisirten Form durchaus der eines Königs von Susa. Nun aber theilt Assurbanipal wiederholt in seinen Inschriften mit (s. o. S. 164), daß 1635 Jahre vor ihm ein elamitischer König Kudurnachunti ein Götterbild aus Babel als Trophäe mitgeführt habe; ihm war also damals Babel zinspflichtig geworden. Das Datum 2294 v. Chr. aber führt uns in die Zeit Abraham's. Ferner sind zu Mugeir Backsteine gefunden worden, auf welchen ein elamitischer König Kudurmabuk sich ideogrammatisch „König des Westlandes", d. h. des am Mittelmeer liegenden Landes nennt. Nach diesen einzelnen Thatsachen ist die Angabe V. 4 zu verstehen: „Zwölf Jahre hatten sie Kedorla'omer gedient, und im dreizehnten Jahre waren sie von ihm abgefallen."

In späterer Zeit werden die Berührungen zwischen den Keilinschriften und der heiligen Schrift noch häufiger. Das nördliche Reich Israel tritt naturgemäß für Assyrien in den Vordergrund. „Omri", „Jehu, der Sohn Omri's", das „Haus Omri's", das „Land des Hauses Omri", das „Land Omri" ist bei den gleichzeitigen und spätern assyrischen Herrschern bis auf Sargon ein häufig vorkommender Gegenstand der Erwähnung. Salmanassar V. spricht von „Achab dem Israeliten", der ein Bundesgenosse Benhadad's von Damaskus gewesen, ganz wie 3. Kön. 20, 34 angegeben ist. Nach Sargon werden nur noch „Könige von Samarien" erwähnt; Sennacherib spricht von „Menachem dem Samariter". Was die Königsbücher von allen diesen assyrischen Königen erzählen, wird auf den Inschriften ausführlich erläutert und bestätigt. Einzelnes erfahren wir dabei aus den Keiltexten, was wir in der Bibel nur erschließen können, z. B. daß Osea, 4. Kön. 17, 1, nur mit Zulassung und als Vasall des assyrischen Königs auf den Thron gelassen wurde, vgl. V. 3. Auf einer Inschrift, die Botta zu Khorsabad entdeckte, berichtet der 4. Kön. 17, 24 gemeinte Sargon über das dort Mitgetheilte ausdrücklich: „....., der die Herrschaft über Babel (an sich gerissen, schlug ich) .... Bewohner sammt ihrer Habe verpflanzte ich und siedelte sie im Lande der Chatti [Syrien und Israel] an." Später schickte auch Asarhaddon, einer seiner Cylinder-Inschriften zufolge, neue Colonisten dort hin, so daß die Samariter 1. Esdr. 4, 2 sich darauf beziehen konnten. Ueber Sennacherib und seine Beziehungen zum Reiche Juda, sowie über Asarhaddon's Thronbesteigung war schon oben S. 129 ff. ausführlich die Rede. Nach dem, was oben über Merodach-Baladan mitgetheilt worden, begreift sich gut, warum er nach 2. Kön. 20 (wo der Name gemäß Is. 34, 1 zu corrigiren ist) an Ezechias die bekannte Gesandtschaft schickte. Manasse von Juda 2. Kön. 21, 1 wird auch von Asarhaddon auf einer Alabasterplatte unter den zweiundzwanzig Königen

der „Chatti" aufgeführt, die ihm dienstbar waren. Die Stelle bei Nahum 3, 8 ff. endlich erhält durch eine Inschrift bei Assurbanipal Licht, wonach dessen Truppen „die Königsstadt No wegfegten wie Spreu" und „Männer und Weiber .... in zahlloser Menge wegführten und zur Gefangenschaft bestimmten."

Bei diesem auffälligen Zusammentreffen überraschen kleine Verschiedenheiten, aus denen die selbständige Abfassung der einzelnen Berichte hervorgeht, so daß die geschichtliche Wahrheit um so klarer hervortritt. Sennacherib z. B. gibt an der oben S. 131 mitgetheilten Stelle als Tribut Ezechias' 30 Talente Gold und 800 Talente Silber an, während die h. Schrift 300 Talente Silber und 30 Talente Gold aufführt. Die Differenz liegt darin, daß das babylonische Silbertalent genau $^3/_8$ des palästinensischen beträgt, während das Goldtalent in beiden Ländern gleich war.

Für die Ermittelung des geschichtlichen Verlaufs hat die assyrische Bibliothek noch ein ganz besonders wichtiges Hülfsmittel geliefert. Während die Babylonier bei öffentlichen Urkunden die Jahre nach dem Regierungsantritt des jeweiligen Fürsten zählten, hatten die Assyrier die Sitte, jedem Jahr einen besondern Namen, entweder nach einem „Archon Eponymos" oder nach Jemandem, der dadurch geehrt werden sollte, zu geben (s. oben die Beispiele S. 153 ff.). Bei einem solchen Verfahren war man genöthigt, Listen von einzelnen Jahresnamen aufzustellen, und von diesen hat sich eine ziemliche Anzahl, welche vom zehnten bis zum siebenten Jahrhundert vor Chr. reicht, zu Nineveh gefunden. Diese sogenannten Limmu enthalten außer dem jedesmaligen Namen oft auch Notizen über Ereignisse des Jahres und gewähren dadurch die Möglichkeit, die Chronologie der assyrischen Geschichte und demnach der Bibel festzustellen. Leider ist diese Möglichkeit insofern noch nicht zur vollen Wirklichkeit geworden, als die assyrischen Eponymenlisten über alle bestehenden Schwierigkeiten in der biblischen Zeitrechnung nicht hinüber helfen können. Die h. Schrift erzählt von einem assyrischen Könige Phul, der in's Reich Israel einfiel und von Manasse durch einen Tribut von 1000 Talenten Gold zur Umkehr bewogen wurde. Die assyrischen Texte berichten nicht nur nichts von diesem Könige, sondern die Eponymenlisten treffen mit der biblischen Zeitrechnung eigentlich bloß in dem Jahre 722 (721) für die Zerstörung Samaria's zusammen; vorher und nachher sind die Zahlangaben bei vollständiger Uebereinstimmung des Inhaltes an vielen Stellen verschieden. Für diese Differenz sind die verschiedenartigsten Erklärungen gegeben worden. Rawlinson behauptet, die Zeitrechnung der heiligen Schrift sei irrig und müsse nach den assyrischen Angaben berichtigt werden. Gemäß dem Geiste, der die deutsche Wissenschaft beseelt, ist diese Annahme in Deutschland vielfach adoptirt worden. Smith hält ebenso die biblischen als die assyrischen Angaben für fehlerhaft und ergeht

sich in Vermuthungen. Nur Oppert hat den Muth, die Angaben der Bibel für unantastbar zu erklären, und sucht von diesem Standpunkt aus eine Vermittelung. Nach Berosus war Phul, den die heilige Schrift König von Assyrien nennt, ein babylonischer Fürst; er würde also, was nicht als ungewöhnlich anzusehen ist, für eine Zeitlang die Regierung über das ganze assyrische Reich an sich gerissen haben. Da nun nach babylonischer Sitte die Jahre vom Regierungsantritt des Herrschers an gezählt und nicht nach Eponymen benannt wurden, so wäre für Phul's Zeit allerdings kein Platz in den Eponymenlisten gewesen. Oppert vermuthet deswegen eine Lücke in den uns erhaltenen Täfelchen, die 47 Jahre umfaßt, und bringt auf diese Weise, freilich nicht ohne kühne Conjecturen, die assyrische mit der biblischen Chronologie in Einklang. Schrader u. A. verfallen auf den Ausweg, Phul sei dieselbe Person wie Tiglat Pileser gewesen und aus Tuklat-pal-asar sei Pal-asar, Pal, Pul geworden. Inmitten solcher Conjecturen ist gewiß die bescheidene Aeußerung Ménant's allen andern vorzuziehen: „Phul's Einfluß auf die Geschicke Hochasiens ist uns so sicher bezeugt, daß das Stillschweigen der assyrischen Texte nicht hinreicht, an seiner Existenz zu zweifeln oder ihn mit einem andern Fürsten zu verwechseln, dessen Namen in den Geschichtsquellen entstellt wäre. Hier ist bloß eine von den geschichtlichen Aufgaben gestellt, welche man mit Leugnungen nicht lösen kann, und die man sich begnügen muß, gestellt zu sehen. . . . . Die Geschichte Babylonien's ist bis jetzt noch viel dunkeler als die assyrische; wer weiß, ob Phul überhaupt zu den assyrischen Herrschern gehört, und ob seine Geschichte sich nicht eines Tages aufklären wird, ohne daß man genöthigt ist, Irrthümer in den biblischen Texten oder Fehler bei den assyrischen Steinschreibern anzunehmen?"

Fehler bei den assyrischen Steinmetzen sind nicht unerhört; die Erklärer der Texte sind mitunter genöthigt, solche zu verbessern. Keine Irrthümer in den biblischen Texten — auch dies kann nicht ganz ohne Einschränkung gesagt sein; irrig abgeschriebene Zahlen finden sich gewiß im alten Testamente, wie dies schon der heilige Hieronymus bezeugt. Trotzdem kann nur die fortschreitende Kenntniß des assyrischen Alterthums die fragliche Unklarheit aufheben und zu neuer Ehrfurcht gegen die göttlichen Bücher der heiligen Schrift beitragen. Schon jetzt aber dürfen wir uns Glück wünschen zu allem, was die assyrische Wissenschaft bisher geleistet hat. Angesichts dessen, was die Trümmer von Nineveh und von den babylonischen Städten uns gelehrt, können wir den Zweiflern wohl die Worte entgegenhalten: „Ich sage euch, wenn diese schweigen, so werden die Steine rufen." Luc. 19, 40. „Denn der Stein schreit aus der Wand, und die Sparren antworten aus dem Holz." Hab. 2, 11. Indeß hat auch die Erfahrung, daß die assyrische Wissenschaft nicht allen

von ihr gehegten Erwartungen entsprechen kann, eine große Bedeutung für uns. Wir scheiden von der Betrachtung des alten Assyrien und Babylonien mit der Ueberzeugung, daß diese Kenntniß ebensowenig, als irgend eine andere menschliche Wissenschaft, den heiligen Schriften den Werth und die Wichtigkeit sichern kann, welche dieselben als ein Mittel zur Erreichung unseres höchsten Zweckes in Anspruch nehmen. Die hohe Würde und der wunderbare Einfluß der heiligen Schrift ruht auf dem Zeugniß eines vollkommenern Reiches, als des assyrisch-babylonischen. Nur durch die Auctorität der Kirche ist die Bibel das, was sie ist; beruhte ihr Ansehen bloß auf menschlichen Beweisgründen, so wäre ihre Bedeutung bald dahin. Daneben trägt die heilige Schrift in dem unverkennbaren Stempel des ewigen Geistes, der sie eingegeben, ein beredteres Zeugniß, als in der Zustimmung irdischer Wissenschaft. Assur und Babel sind vergangen und reden nur noch in ihren Resten und durch ihre Denkmale zu uns. Von den Forschern durchwühlt, gehen die Ruinen im Osten einem vollständigen Untergang entgegen, der ihr Zeugniß mit der Zeit verstummen machen wird. Die Denkmäler in den europäischen Museen zeigen, der Luft ausgesetzt, eine so schnell fortschreitende Verwitterung, daß sie einstweilen nur durch künstliche Mittel erhalten werden, und gewiß wird der größte Theil der keilschriftlichen Texte nur in Abschriften auf die Nachwelt kommen. Vielleicht wird dann ein Geschlecht leben, das diesen Texten ebensowenig Glauben schenkt, wie jetzt so Viele den biblischen Berichten; vielleicht wird dann gerade die Uebereinstimmung mit den assyrischen Berichten, die jetzt der heiligen Schrift zur neuen Ehre verhilft, Anlaß geben, die Richtigkeit beider zu bezweifeln. Aber auch dann wird die Kirche in ihrer ewigen Majestät unser Hort und unsere Führerin bleiben, und die heilige Schrift wird durch sie allein ihre Auctorität empfangen, wie sie dieselbe auch jetzt bei einleuchtender wissenschaftlicher Bezeugung nur von ihr erhält. Dem Zweifler aber wird dann gerade die Vernichtung alles dessen, was Menschenhand geschaffen, ein Zeugniß für den göttlichen Ursprung der heiligen Schrift ablegen, in welcher der Geist Gottes vor Jahrtausenden klar gelegt, daß ihm das Fernste wie das Nächste gegenwärtig ist.

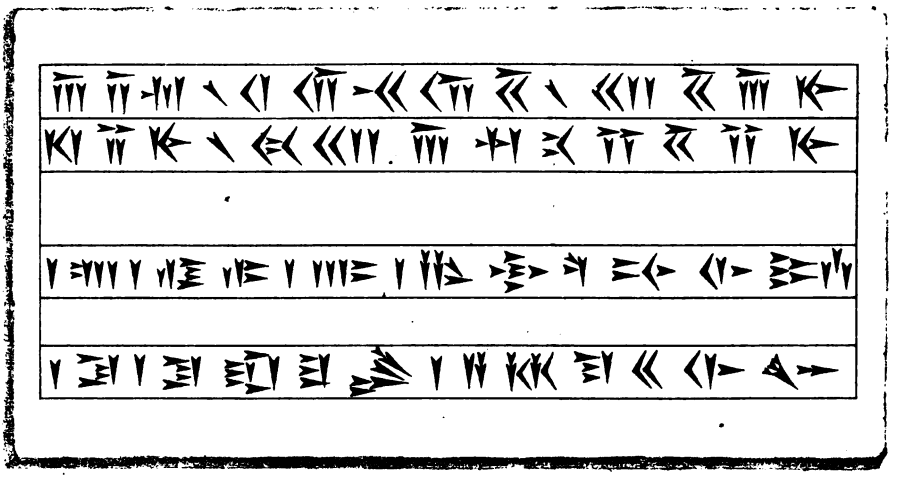
„Der Herr vertilgt Assyrien," heißt es beim Propheten (Soph. 2, 13), „und macht die schöne Stadt zur Einöde, zum wegelosen Lande und einer Wüste gleich. Da lagern sich in ihr die Heerden, alle unreinen Thiere; Nachteulen und Igel herbergen in ihren Palästen. Stimmen klingen in den Fenstern, Raben sitzen auf den Schwellen, denn ich vernichte ihre Macht. Das ist die herrliche Stadt, die sorglos wohnende, die in ihrem Herzen sprach: Ich und keine weiter! Wie ist sie zur Wüste geworden, zum Lager des Wildes!"

„Und so spricht der Herr der Heerschaaren, Israels Gott: Siehe, heimsuchen will Ich den König von Babel und sein Land, wie Ich heimgesucht den

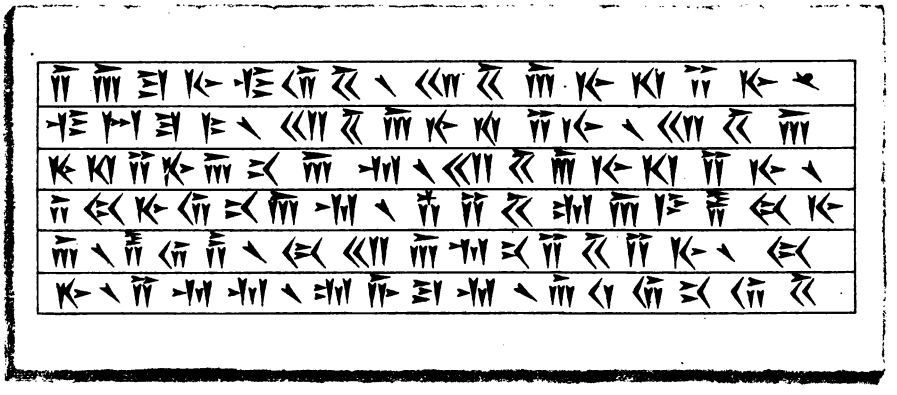
König von Aſſyrien.“ (Jer. 50, 18.) „Alſo ſoll Babel, die Zier von Königreichen, die berühmte ſtolze Stadt der Chaldäer, wie Sodom und Gomorrha werden, die der Herr umgekehrt hat. Nimmer ſoll ſie mehr bewohnt und nicht mehr aufgebaut werden von Geſchlecht zu Geſchlecht; der Araber ſoll dort nicht zelten und die Hirten dort nicht lagern; ſondern es hauſen dort Wüſtenthiere, und es füllen Uhu's ihre Häuſer, und es wohnen dort Strauße, und Feldteufel hüpfen daſelbſt umher. Und es heulen Schakale in ihren Schlöſſern und wilde Hunde in den Hallen der Luſt.“ Iſ. 13, 19 ff.

Aber „das Wort des Herrn bleibt beſtehen in Ewigkeit.“ 1. Petr. 1, 25.

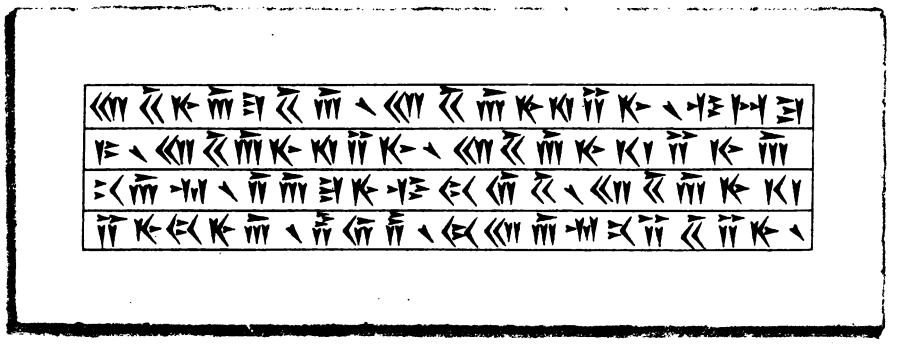
M.



B.



G.



Lith. Jnst. v. A. Henry in Bonn.

Jahresbericht

der

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland

für das Jahr 1876.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts.

Köln 1877.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

09
1660

Jahresbericht der Görres-Gesellschaft für 1876.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse
auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts.

Es ist eine löbliche Sitte, das Andenken ausgezeichneter Menschen nach Vollendung größerer Zeitabschnitte durch eine angemessene Feier zu erneuern. Trotz der Ungunst der Zeiten versammelte sich am 9. October 1875 in Koblenz ein Kreis von Männern aus verschiedenen Gegenden der Rheinprovinz, um die Centenar-Feier des am 25. Januar 1776 zu Koblenz geborenen Joseph von Görres zu berathen.

Mehrfach wurde der Wunsch geäußert, das Andenken des großen rheinischen Katholiken, Patrioten und Gelehrten nicht nur durch ein würdiges, in seiner Geburtsstadt zu veranstaltendes Fest, sondern auch durch ein dauerndes Denkmal zu ehren. Die von Dr. Freiherrn von Hertling, Mitglied des deutschen Reichstages für Koblenz-St. Goar, beantragte Gründung einer „Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland" fand allgemeinen Beifall. Sofort wurde zur weitern Vorbereitung ein provisorisches Comité, bestehend aus den Herren Dr. Binder zu München, Professor Dr. Haffner und Dom-Decan Dr. Heinrich zu Mainz, Professor Dr. Hergenröther zu Würzburg, Dr. von Hertling zu Bonn, Professor Dr. Janssen zu Frankfurt und Oberbürgermeister a. D. Kaufmann zu Bonn gebildet.

Die vertrauliche Anfrage des vorbereitenden Comité's bei einer größern Zahl deutscher Gelehrten fand eine sehr günstige Aufnahme; ebenso erfreulich war die überaus ehrenvolle Anerkennung, welche fast der ganze hochwürdige Episkopat Deutschlands dem Projecte zu Theil werden ließ. Es erschien daher thunlich, schon auf den 24. Januar 1876, also unmittelbar vor dem hundertjährigen Geburtstage von Joseph von Görres, eine Vorversammlung zum Zwecke der Gründung der Gesellschaft anzuberaumen.

An dem genannten Tage, Nachmittags 3½ Uhr, fanden sich mehr denn zweihundert Gelehrte und Freunde der Wissenschaft in dem Görres-Baue zu Koblenz ein und legten ihrer Berathung ein von dem Comité entworfenes provisorisches Statut zu Grunde. Nach eingehender Debatte wurde der Entwurf in seinen wesentlichsten Punkten fast einstimmig angenommen und eine neue Redaction dem vorbereitenden Comité übertragen, das noch durch die Herren Professor Dr. Simar zu Bonn, Dr. Stöhr zu Würzburg, Dr. Hopmann und Advocat Bachem zu Köln verstärkt wurde. Außerdem wurde demselben die Ermächtigung ertheilt, im Laufe des Jahres eine General-Versammlung der Görres-Gesellschaft einzuberufen. An dem darauf folgenden Tage hielten die in Koblenz anwesenden Mitglieder des provisorischen Comité's eine Besprechung, in welcher die nächsten Schritte für rasche Ausbreitung der Gesellschaft vereinbart, die neue Redaction des provisorischen Statuts vorgenommen und die Abhaltung einer General-Versammlung zu Frankfurt um die Pfingstzeit in's Auge gefaßt wurde. Am Abend der großen Fest-Versammlung traten von den Anwesenden Viele der neuen Gesellschaft bei, so daß sie einschließlich der früher Angemeldeten 285 Mitglieder zählte.

Die Thätigkeit des provisorischen Comité's wendete sich nun zunächst der Aufgabe zu, möglichst viele Mitglieder zu gewinnen, und hielt man es zu diesem Ende für zweckmäßig, einzelne einflußreiche Männer in verschiedenen Städten für die Sache zu interessiren. Die Bemühungen der Letztern hatten durchgehends einen günstigen Erfolg. Ganz besonders dürfen wir in dieser Hinsicht die Städte Aachen, Bonn, Coblenz, Dortmund, Düren, Köln, M.-Gladbach und Trier hervorheben. Dazu kamen bald die nöthigen Vorarbeiten für die demnächst in Frankfurt anzuberaumende General-Versammlung. Die Vereinsmitglieder Inspector Diefenbach in Sachsenhausen, Stadtpfarrer Münzenberger und Dr. Steinle in Frankfurt übernahmen die örtlichen Vorbereitungen und bildeten zu dem Ende ein Local-Comité. Nachdem dann am 5. Juni 1876, Nachmittags, von dem vorbereitenden Comité in Mainz eine Vorberathung abgehalten worden war, fand am Abend desselben Tages in dem Rittersaale des deutschen Hauses zu Sachsenhausen die festliche Begrüßung der zahlreich erschienenen Gäste durch das Local-Comité Statt.

Am 6. Juni 1876, Morgens 10 Uhr, wurde die erste General-Versammlung der Görres-Gesellschaft in dem Locale des kleinen Saalbaues zu Frankfurt, nach vorhergegangenem feierlichen Gottesdienste in der Liebfrauenkirche, durch den Vorsitzenden des Local-Comité's, Herrn Inspector Diefenbach, eröffnet. Das Präsidium der circa 100 Theilnehmer zählenden Versammlung wurde durch Acclamation dem Herrn Dom-Decan Dr. Heinrich aus Mainz übertragen. Die Rede: „Vergangenheit und Aufgabe der

katholischen Wissenschaft", womit derselbe die Versammlung erfreute, theilen wir in der Anlage I mit.

Es folgten dann geschäftliche Mittheilungen durch den Oberbürgermeister a. D. Kaufmann, nach denen die neue Gesellschaft bereits 589 Mitglieder und 189 Theilnehmer zählte. An Jahresbeiträgen waren eingegangen 6117 Mark. Auf den schon vorher von dem vorbereitenden Comité gestellten Antrag an die Verwaltung des Sammelfonds für Errichtung einer katholischen Universität in Deutschland, der Görres-Gesellschaft einen Beitrag aus den Zinsen zu überweisen, war zwar noch keine bestimmte Zusage eingegangen, ein günstiger Erfolg aber mit Sicherheit zu erwarten.

Der Statut-Entwurf wurde hierauf von der Versammlung en bloc bis zur nächsten General-Versammlung angenommen mit der Bestimmung, daß in Rücksicht auf den §. 27 Anträge auf Veränderung des Statuts alsdann auch mit einfacher Stimmenmehrheit angenommen werden können.

Sodann ging man zu den statutenmäßig vorzunehmenden Wahlen über und ergaben dieselben das nachfolgende Resultat.

1. Als Mitglieder des Ehren-Präsidiums wurden gewählt: Fürst Carl zu Löwenstein-Wertheim auf Kleinheubach bei Miltenberg am Main, Weihbischof Dr. Baudri in Köln, Dom-Decan Dr. Heinrich in Mainz, Hofrath Professor Dr. von Arndts in Wien, Professor Dr. Alzog in Freiburg, Hofrath Professor Dr. von Buß in Freiburg, Professor Dr. Hergenröther in Würzburg, Geheimrath Professor Dr. von Ringseis in München und Geheimrath Professor Dr. Walter in Bonn.

2. Als Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses wurden gewählt: Dr. Freiherr von Hertling in Bonn als Vorsitzender, Oberbürgermeister a. D. Kaufmann in Bonn als General-Secretair, Professor Dr. Simar in Bonn als stellvertretender General-Secretair, Advocat Jul. Bachem und Dr. C. Hopmann in Köln.

3. Als Mitglieder des Vorstandes der Section für Philosophie wurden gewählt: Professor Dr. Haffner in Mainz als Vorsitzender, Dr. Hagemann in Münster, Stadtpfarrer Dr. Mattes in Weingarten (Würtemberg), Professor Dr. Schneid in Eichstädt und Professor Dr. Schütz in Trier.

4. Als Mitglieder des Vorstandes der Section für Naturwissenschaft wurden gewählt: Professor Dr. Heis in Münster als Vorsitzender, Dr. Capellmann in Aachen und Dr. Stöhr in Würzburg.

5. Als Mitglieder des Vorstandes der Section für Geschichte wurden gewählt: Professor Dr. Janssen in Frankfurt als Vorsitzender, Dr. Binder in München, Dr. Cardauns in Köln, Stadtpfarrer Münzenberger in Frankfurt und Pastor Weißbrodt in Koblenz.

6. Als Mitglieder des Vorstandes der Section für Rechts- und Social-Wissenschaft wurden gewählt: Regens Dr. Moufang in Mainz als Vor-

sitzender, Advocat Jul. Bachem in Köln, Dr. Franz in Breslau, Freiherr von Heereman in Münster, Dr. Gerlach in Limburg, Dr. Lieber in Camberg und Regens Dr. Pruner in Eichstädt.

Am Nachmittage vereinigten sich die Mitglieder, nachdem eine Berathung des Vorstandes voraufgegangen war, zu einer wissenschaftlichen Sitzung im kleinen Saalbaue. Dieselbe wurde durch einen Vortrag des Dr. Freiherrn von Hertling über: „Albertus Magnus, dessen Leben, Wirken und wissenschaftliche Bedeutung," eröffnet. Wir theilen denselben in Anlage II mit.

Sodann wurden die zu stellenden wissenschaftlichen Preisaufgaben, deren nähere Motivirung und Modalitäten später bekannt gegeben werden sollen, proclamirt:

1. Eine Biographie des h. Bonifacius, des Apostels der Deutschen. (Einzuliefern bis 31. März 1878.)

2. Eine Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant bis auf die Gegenwart. (Einzuliefern bis 31. März 1879.)

3. Eine Biographie des Albertus Magnus. (Einzuliefern bis 31. März 1880, dem Jahre der sechsten Säcularfeier des großen Kirchenlehrers.)

Für jedes Thema sind zwei Preise, der erste von 1500 und der zweite von 800 Mark, ausgesetzt.

Mit der Mittheilung, daß der Vorstand der Görres-Gesellschaft von deren endgültiger Constituirung und der heutigen ersten General-Versammlung dem h. Vater Kenntniß geben und seinen Segen für das neue Werk erbitten werde, wurde die Versammlung geschlossen.

Wenige Tage nachher benachrichtigte der Verwaltungs-Ausschuß die sämmtlichen in der General-Versammlung gewählten Herren, sofern deren Zustimmung nicht schon vorher eingeholt worden war, worauf von Allen freundliche und dankende Zusagen eingingen. Nur Herr Professor Dr. Heis in Münster bedauerte, aus Gesundheitsrücksichten die Wahl nicht annehmen zu können.

Die beschlossene Adresse an den h. Vater wurde in lateinischer Sprache Ende Juni abgeschickt, und in der Mitte des Monats August erfolgte eine in jeder Beziehung ehrende und aufmunternde Antwort. Beide Actenstücke theilen wir in lateinischer Sprache und in deutscher Uebersetzung in Anlage III mit.

Um dieselbe Zeit veranstaltete der Verwaltungs-Ausschuß die Feststellung der Motivirung und die nähern Modalitäten der Preisaufgaben, welche durch den Präsidenten des Verwaltungs-Ausschusses Ende Juni publicirt wurden. Dieselben sind mitgetheilt in Anlage IV.

Durch Schreiben vom 4. Juli 1876 benachrichtigte Herr Dr. J. Lingens von Aachen den Ausschuß, daß aus dem Fonds der freien katholischen in

Deutschland zu gründenden Universität ein einmaliger Beitrag von 3000 Mark bewilligt worden sei.

Als besonders wichtig erachtete der Ausschuß die Ausführung des §. 33 der Vereins-Statuten, wonach periodische Vereinsgaben in Gestalt von wissenschaftlichen und populär-wissenschaftlichen Schriften nach Maßgabe der Vereinsmittel zur Vertheilung an die Mitglieder gebracht werden sollen. Drei Punkte schienen hierbei vorzugsweise in Betracht kommen zu müssen. Es fragte sich, wie häufig eine Vertheilung vorzunehmen sei, welcher Art, ihrem Inhalte nach, die zu vertheilenden Schriften sein sollten, und wie am besten die Abfassung derselben zu erzielen sei.

In ersterer Beziehung dürfte es zweckmäßiger sein, öfter Schriften kleineren Umfangs auszugeben, als etwa nur einmal im Jahre einen größeren Band zur Vertheilung zu bringen. Würden vorläufig alle drei Monate Hefte von 6—8 Bogen veröffentlicht, so wäre dies ein geeignetes Mittel, nicht nur das Interesse der Mitglieder an dem Vereine lebendig zu erhalten, sondern auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise immer wieder auf denselben zu lenken. Zugleich wäre damit ein Mittel gegeben, den höheren Aufgaben des Vereins gerecht zu werden durch geeignete Bekämpfung landläufiger Vorurtheile und Beleuchtung der verschiedensten wissenschaftlichen Fragen im Lichte der katholischen Welt- und Lebensanschauung.

Der Charakter dieser Vereinsschriften würde demgemäß ein populärwissenschaftlicher sein. Ohne die apologetische Tendenz ausdrücklich hervorzukehren, hätten sie der Vertheidigung der katholischen Wahrheit dadurch zu dienen, daß sie, in ihr die unverrückbare Norm erkennend und auf ihrem Boden stehend, von hier aus an die Betrachtung der manchfachen Erzeugnisse menschlicher Cultur in Vergangenheit und Gegenwart, sowie an die Erörterung wissenschaftlicher Probleme heranträten. Vorzugsweise wären allerdings solche Themata auszuwählen, bei deren Bearbeitung sich ein gewisser, wenn auch nur indirecter Zusammenhang mit jener Grundvoraussetzung gewinnen und zum Ausdruck bringen läßt. Selbstverständlich müßte dabei die Behandlung völlig auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung stehen, insbesondere wäre Gewicht darauf zu legen, daß jederzeit genau unterschieden würde zwischen solchem, was als sichergestelltes Ergebniß der Wissenschaft gelten kann, und solchem, was nur mehr oder minder wahrscheinliche Hypothese ist. Es wäre endlich darauf zu halten, daß die in den vier Sectionen unserer Gesellschaft unterschiedenen Gebiete zu thunlichst gleichmäßiger Berücksichtigung kämen, wobei nur in Betreff der vierten Section alles fernzuhalten wäre, was den Verein in den Verdacht einer politischen Wirksamkeit bringen könnte.

Die Abfassung solcher Schriften würde nun nicht wohl mittels jährlich zu wiederholender Preisausschreiben erreicht werden können. Da der Erfolg

dieser letzteren naturgemäß stets ein zweifelhafter ist, so würde der regelmäßige Fortgang des Unternehmens fortwährend in Frage bleiben, es könnte zudem ein wiederholtes Ausbleiben concurrirender Bearbeitungen nur entmuthigend wirken, und es würde endlich nicht fehlen, daß eingelieferte Manuscripte, wie schätzenswerth sie auch in mancher Hinsicht sein möchten, dennoch sich als ungeeignet zu Vereinsgaben erweisen würden. Es wurde demnach für zweckmäßiger gehalten, daß der Vorstand resp. der von diesem damit zu betrauende Verwaltungs-Ausschuß sich mit katholischen Gelehrten und Schriftstellern, und zwar zunächst aus der Zahl der Mitglieder, in Verbindung setze und dieselben zur Bearbeitung geeigneter Themata auffordere.

Diese Ansichten, welche zur Kenntniß und Berathung des Vorstandes gebracht wurden, fanden in den wesentlichsten Punkten allgemeine Zustimmung. Inzwischen hatte sich der Verwaltungs-Ausschuß auch mit namhaften katholischen Gelehrten in Verbindung gesetzt, um recht bald einen Anfang mit den Vereins-Publicationen machen zu können. Auch wurden zu diesem Zwecke technische Gutachten über die praktische Einrichtung und Behandlung der buchhändlerischen Unternehmungen der neuen Gesellschaft eingeholt. Da hierbei auch die Ausstattung der Vereinsschriften nicht ohne Bedeutung erschien, beschloß der Ausschuß, eine Vereins-Titel-Vignette anfertigen zu lassen, wodurch die sämmtlichen Publicationen der neuen Gesellschaft kenntlich gemacht würden. Unser verehrtes Mitglied Herr Professor E. Steinle in Frankfurt hatte die Güte, dem Wunsche des Ausschusses entsprechend, die eben so schöne als sinnige Zeichnung der Titel-Vignette zu entwerfen und der Gesellschaft damit ein Geschenk zu machen. Nach der Erläuterung des Künstlers „ist in dem Buchstaben G. der h. Athanasius angebracht, woran kurz gefaßt sich ein weiter Ideenkreis knüpfen läßt. Der große Patriarch gilt als Repräsentant der Wissenschaft, und Görres selbst hat auch noch aus andern Gründen seiner berühmten Schrift über das Kölner Ereigniß denselben Namen vorgesetzt."

Professor Bürkner in Dresden fertigte nach dieser Zeichnung den Holzschnitt, dessen Ausführung in jeder Beziehung als gelungen angesehen werden darf.

Nach diesen vorbereitenden Schritten konnte der Ausschuß Mitte August mit dem Verlagsbuchhändler Herrn J. P. Bachem in Köln für die nächsten anderthalb Jahre dahin contrahiren, daß derselbe Druck und Commissions-Verlag so wie die Versendung der Vereinsschriften an die Mitglieder und Theilnehmer nach Anleitung des Verwaltungs-Ausschusses übernimmt.

Die erste Vereinsgabe besteht, abgesehen von einer Einleitung über die Bedeutung der Görres-Gesellschaft, aus einer kurzen Charakteristik des h. Athanasius, von Professor Dr. Hergenröther, und einer größern Abhand-

lung des Dr. Kaulen zu Bonn: Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen.

Die Idee, durch Verleihung von Stipendien jungen katholischen Gelehrten Muße und Mittel zur Lösung größerer wissenschaftlicher Aufgaben zu beschaffen, war schon bei Gelegenheit der General-Versammlung von dem Vorstande gebilligt worden. Wir freuen uns, berichten zu können, daß wir einen in jeder Beziehung tüchtigen jungen Gelehrten, geistlichen Standes, gegen Verleihung eines zweijährigen Stipendiums von 1500 Mark jährlich für die Bearbeitung einer für die Entwickelung der mittelalterlichen Speculation höchst bedeutenden Schrift, des neuplatonischen „liber de causis", behufs Herausgabe durch die Gesellschaft gewonnen haben. Die Bearbeitung wird bestehen in einer kritischen Herstellung des arabischen Urtextes, sowie des Textes der von den Scholastikern benützten lateinischen Uebersetzung, in Anfertigung einer deutschen Paraphrase und in der Abfassung von Prolegomenen, welche sich auf den Ursprung, die Ueberlieferung und die literargeschichtliche Bedeutung der genannten Schrift zu erstrecken haben.

Neben der mehr wissenschaftlichen Thätigkeit nahmen auch die genaue Feststellung des Mitglieder-Verzeichnisses, sowie das Einziehen und Buchen der Beiträge die Kräfte des Verwaltungs-Ausschusses so sehr in Anspruch, daß ein Hülfs-Arbeiter angenommen werden mußte. Einen geeigneten Rendanten zu gewinnen, ist uns bis jetzt noch nicht gelungen, so daß vorläufig der General-Secretair diese Geschäfte besorgt.

Auf der vierundzwanzigsten General-Versammlung deutscher Katholiken in München wurde am 11. September d. J. der Antrag des Ausschusses für Wissenschaft und christliche Kunst:

> „die General-Versammlung wolle die Görres-Gesellschaft, welche im Geiste des großen Mannes, dessen Namen sie trägt, wissenschaftliches Leben nach allen Richtungen hin wecken und fördern will, allen deutschen Katholiken auf's wärmste empfehlen,"

zum Beschlusse erhoben, nachdem Tags zuvor in der ersten öffentlichen Sitzung Herr v. Hertling in einer Rede (s. Anlage V) zu allseitiger Förderung des Unternehmens aufgefordert hatte. Ebenso hatte derselbe die Gelegenheit wahrgenommen, bei der am 11. Juli d. J. zu Mainz abgehaltenen Versammlung des Vereins katholischer Edelleute das Interesse des katholischen Adels für die Görres-Gesellschaft zu gewinnen.

Die fortgesetzten Bemühungen des Ausschusses, für die möglichste Ausbreitung der Gesellschaft geeignete Vertrauensmänner zu gewinnen, hatten im Ganzen einen befriedigenden Fortgang. Konnten wir bei der General-Versammlung in Frankfurt die Hoffnung aussprechen, daß die Gesammtzahl der Mitglieder und Theilnehmer am Ende des Jahres Tausend erreichen würde, so haben wir uns nicht getäuscht. Es gereicht uns zur Befrie-

digung, berichten zu können, daß die Zahl der Mitglieder und Theilnehmer Zwölfhundert überſteigt.

An Beiträgen der Ehrenmitglieder, der Mitglieder und Theilnehmer iſt bis jetzt die Summe von 11277 M. 43 Pf. eingegangen. Dazu kommt der oben angeführte Betrag von 3000 M. aus den Fonds der zu errichtenden freien katholiſchen Univerſität. Die ſämmtlichen Ausgaben für Druckſachen, Porto, Honorarien belaufen ſich gegenwärtig auf die Höhe von 1960 M. 20 Pf., ſo daß wir mit einem Beſtande von 12317 M. 23 Pf. in das Jahr 1877 übergehen, wovon die Summe von 11145 M. zinstragend bei der Bonner Bank deponirt iſt.

Wir hoffen, daß das Erſcheinen der Vereinsſchriften und des Verwaltungsberichtes, ſowie die von uns beabſichtigte noch erweiterte Thätigkeit zur Gewinnung von Vertrauensmännern unſere neue Geſellſchaft noch in weiteren Kreiſen bekannt machen und uns namentlich auch im Süden unſeres deutſchen Vaterlandes lebhafte Sympathien wecken werden. Nur wenn uns reichliche Mittel zu Gebote ſtehen, können wir eine des großen Görres würdige Thätigkeit zum Nutzen und Frommen der Wiſſenſchaft im katholiſchen Deutſchland auf eine lange Reihe von Jahren möglich machen, und dem in bekannten Verhältniſſen begründeten Drucke, welcher die freie Bethätigung des wiſſenſchaftlichen Lebens im katholiſchen Deutſchland niederhält, erfolgreich entgegenarbeiten.

Anlage I.

Vergangenheit und Aufgabe der katholischen Wissenschaft.

Rede, gehalten zu Frankfurt a. M. am dritten Pfingsttage 1876 zur Eröffnung der ersten General-Versammlung der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland

von Herrn Dom-Decan Dr. Heinrich aus Mainz.

Es ist mir die unverdiente Ehre zu Theil geworden, unsere Versammlung mit einer Ansprache zu eröffnen.

Dieselbe kann nicht den Zweck haben, Dinge zu berühren, welche Gegenstand der folgenden Berichte und Berathungen sein werden; sondern Geist und Herz einigermaßen in jene Stimmung zu versetzen, welche den Berathungen, die wir führen, den Beschlüssen und Entschlüssen, die wir zu fassen haben, günstig und entsprechend ist.

Denn trüb und niederdrückend — wer wollte es leugnen — ist die Gegenwart. Und noch in den letzten Tagen ist von den frisch geschlossenen Gräbern zweier unvergeßlicher Bischöfe, die beide geistvolle Kenner und Förderer katholischer Wissenschaft, der eine aber eine der seltensten Zierden derselben gewesen, tiefe Wehmuth über unsere Seelen hingeweht.

Aber nicht Traurigkeit oder gar Niedergeschlagenheit, nicht Wehmuth kann uns frommen und fördern, sondern freudiger Muth und tapfere Zuversicht.

Was könnte aber dazu uns wirksamer verhelfen, als ein Blick auf die große Vergangenheit der katholischen Wissenschaft und auf die noch größere Aufgabe, welche die Gegenwart ihr stellt und welche, so gewiß die Wahrheit stärker als Alles ist, die Zukunft, eine nicht ferne Zukunft lösen wird.

Das Ziel aller Wissenschaft ist die Erkenntniß der Wahrheit — nicht dieser oder jener, sondern der höchsten Wahrheit und in ihrem Lichte aller Wahrheit. In der vorchristlichen Zeit hatte Israel diese Weisheit, noch in der Knospe verschlossen, als Gnadengeschenk durch Offenbarung besessen; die Völker aber, die Gott auf eine Zeit ihre Wege gehen ließ — und an ihrer Spitze die Griechen — sollten sie suchen, ob sie dieselbe fänden*).

*) Act. 17, 27.

Aus weiteſter Ferne, aus chaotiſchen Tiefen pantheiſtiſcher und materialiſtiſcher Naturphiloſophie ſtiegen ſie empor, aber ſie ſtrebten der Höhe und dem Mittelpunkte zu. Wohl ſind ſie, dieſe Weisheit Suchenden, in den bleibenden Vollbeſitz der Weisheit nicht gelangt; aber dennoch iſt ſie ihnen aufgeleuchtet wie ein Blitz in der Nacht. Als Plato die Gottähnlichkeit als das Ziel des Menſchen, und Gott als die Idee des Guten erſchaute; als Ariſtoteles dieſe höchſte Güte als die abſolute Wirklichkeit, als den actus purus in wunderbarer Klarheit erfaßte — da hatte die griechiſche Weisheit ſich berührt mit dem Worte der Offenbarung: Ich bin, der ich bin. — Und: Höre, Iſrael, ich, dein Gott, bin heilig, und du ſollſt heilig ſein.

Allein nur wie ein Blitz hatte die Wahrheit einzelnen Philoſophen geleuchtet, und ſchnell wurde ſie wieder von der heidniſchen Finſterniß und Verderbniß verſchlungen, von denen nicht die Wiſſenſchaft, ſondern nur das Opfer und die Gnade befreien konnte.

Als aber die Menſchheit durch den fleiſchgewordenen Logos in ſeiner Kirche in den unverlierbaren Vollbeſitz der geoffenbarten Wahrheit getreten war, da haben die Väter auf das nicht ſowohl den Heiden, als vielmehr uns von der Vorſehung beſtimmte Erbtheil der griechiſchen Weisheit zurückgegriffen, um die menſchliche Wiſſenſchaft der göttlichen Weisheit dienſtbar zu machen und ſie dadurch ſelbſt zu reinigen und zur höchſten Würde zu erheben. Was die Väter grundgelegt, haben im Geiſte der Väter die Scholaſtiker weiter gebaut. — So iſt die chriſtliche, die katholiſche Wiſſenſchaft entſtanden, und es genügt, die Namen Thomas und Bonaventura auszuſprechen, um die Größe dieſer Wiſſenſchaft uns vor Augen zu ſtellen. Dieſe Wiſſenſchaft war katholiſch im vollſten Sinne des Wortes, nicht nur deshalb, weil ihr die von der Kirche unfehlbar bewahrte und erklärte göttliche Wahrheit Norm und Leitſtern war, ſondern auch weil ſie in rechtmäßigem und ſtetem Fortſchritt die Wiſſenſchaft aller Zeiten umfaßte, weil ſie allen Völkern in der Einen Kirche gemeinſam war und weil ſie alle natürliche und übernatürliche Wahrheit in Einer Weisheit zu vereinigen ſtrebte.

Allerdings war dieſe Wiſſenſchaft der katholiſchen Vorzeit vorzüglich nur Theologie und Philoſophie — und ſie ſollte es nach Gottes Weltplan ſein. Denn das Höchſte iſt auch in der Wiſſenſchaft das Erſtnothwendige, und ehe die Vorſehung der menſchlichen Forſchung den unermeßlichen und klippenreichen Ocean naturwiſſenſchaftlicher und hiſtoriſcher Detailforſchung eröffnete, ſollten an dem wiſſenſchaftlichen Himmel der Chriſtenheit die leitenden Sterne der ewigen Wahrheiten und Principien in hellem Glanze leuchten, da ohne ſie die ſcharfſinnigſte Forſchung ebenſowenig als die tiefſinnigſte Speculation dem Schiffbruch entgeht.

Daß nicht bereits die Kirchenväter, die großen Theologen und Philosophen des Mittelalters selbständige Forschungen auf dem Gebiete der Natur- und der Geschichts-Wissenschaften anstellten, sondern die Resultate, welche die antike Wissenschaft ihnen bot, in gutem Glauben annahmen und verwertheten, kann ihnen nicht zum Vorwurf gereichen; am allerwenigsten aber kann es ihre wissenschaftliche Größe beeinträchtigen, daß sie mit jenen höchsten und ewigen Wahrheiten sich beschäftigten, von denen auch nur das Kleinste zu erkennen, nach dem Urtheile des Aristoteles kostbarer ist, als die vollkommenste Erkenntniß niederer Dinge.

Allein ich möchte hier eine andere, oft so wenig anerkannte und doch so evidente welthistorische Thatsache hervorheben. Jene epochemachenden wissenschaftlichen Fortschritte in der klassischen Philologie, in der Historie, in den Naturwissenschaften, deren die neuere Zeit sich rühmen kann, wurden insgesammt noch in den Zeiten der alten christlichen und katholischen Wissenschaft grundgelegt, und auf all' diesen Gebieten waren die großen bahnbrechenden Geister vom christlichen Geiste beseelt, in der Schule der alten katholischen Wissenschaft gebildet.

Die meisten und bedeutendsten Träger des ältern und bessern Humanismus waren gläubige Christen, entschiedene Katholiken.

Was die Historie betrifft, so ist erst im Christenthum die Wissenschaft der Geschichte möglich geworden. Denn lediglich nationale, particulare Geschichtschreibung, wie sie die antike Welt hatte, ist wohl eine Kunst; dagegen Wissenschaft im wahren Sinne ist erst die Weltgeschichte, die Geschichte der Menschheit — und den Schlüssel zu dieser Divina commedia besitzt nur der christliche Geist, weil nur er das Ziel der Menschheit und ihrer Geschichte, das nun einmal ein übernatürliches ist, und ihren Mittelpunkt, Christus, den Herrn aller Zeiten, kennt. Nur von der Höhe der Civitas Dei aus kann die Civitas mundi in ihrem Guten, wie in ihrem Bösen richtig verstanden werden. Aber selbst der Ruhm der bahnbrechenden Arbeiten in der exacten neuern Quellenforschung ist zu einem großen Theile katholischen Gelehrten zu vindiciren; es genügt, die Mauriner, Petavius, Muratori zu nennen.

Mein Satz gilt aber am allermeisten von den Naturwissenschaften. Von katholischen Gedanken begeistert, hat Columbus die andere Hemisphäre aufgeschlossen. Auf Grund seiner wesentlich christlichen Speculation hat der Cusaner die antike Auffassung des Weltsystems überwunden und bereits klar erschaut, was Kopernikus, der fromme Domherr von Frauenburg, durch exacte Forschung feststellte. Wie die großen Dichter, von Dante bis Shakespeare, so sind auch die ersten Heroen der Wissenschaft der neuen Weltperiode aus dem Marke und der Kraft des katholischen Mittelalters hervorgewachsen. Auch Galiläi, was man immer sagen möge, war ein

gläubiger katholischer Christ, und die Irrungen, zu denen er Anlaß gab, ändern daran eben so wenig etwas, als sie dem Fortschritte der Wissenschaft und ihrer Harmonie mit dem Christenthume und der Kirche den geringsten Eintrag thaten. Und auch die größten und besten Männer der spätern Zeiten, ein Keppler und Newton, ein Leibniz, Euler, Cuvier, um von vielen Andern bis auf unsere Tage zu schweigen, haben nicht im Dunkel materialistischer Philosopheme, sondern im klaren Lichte spiritualistischer, specifisch christlicher Ideen die Natur betrachtet und ihre Gesetze erforscht.

Dieses sei zur Ehre der christlichen Wissenschaft und Jenen gegenüber gesagt, die nicht müde werden, in die Welt zu schreien: Wissenschaft und Glaube seien unvereinbare Dinge, und erst von da an habe die Wissenschaft und all' ihr Fortschritt begonnen, wo man mit der Kirche und ihrer Autorität, ja mit dem Christenthum und seinen Ideen gründlich gebrochen habe.

Ein solcher Bruch — Gott sei Dank nur ein theilweiser und vorübergehender — ist allerdings eingetreten. Im sechszehnten Jahrhundert hat er begonnen, das achtzehnte Jahrhundert hat ihn erweitert und Viele meinen und wünschen, daß das neunzehnte Jahrhundert ihn vollenden werde — und das soll dann der Triumph und die Vollendung der Wissenschaft sein.

Allein dieser Bruch ist weder von der Wissenschaft ausgegangen, noch ist er zu ihrer Erhöhung und Förderung ausgeschlagen, sondern zu ihrer Erniedrigung und zu ihrem trostlosen Ruine.

Er ist nicht ausgegangen von der Wissenschaft. Seitdem das Licht des Christenthums leuchtet, hat die wahre Wissenschaft niemals die göttliche Wahrheit und die sie tragende Autorität als eine Fessel menschlicher Erkenntniß empfunden, vielmehr als den tiefsten Grund ihrer Freiheit gewußt: denn das Wort des Herrn: Dann seid ihr frei, wenn die Wahrheit euch frei macht — gilt in ganz vorzüglichem Maße von der Wissenschaft und von ihren echten Jüngern und Trägern. Darum hat es nie etwas Freieres gegeben, als die katholische Wissenschaft und die katholische Universität der alten Zeiten.

Nicht die Wissenschaft hat das von Gott selbst geknüpfte Band zwischen ihr und dem Glauben zerrissen. Das that die niemals genug zu beweinende Katastrophe, welche auch die Christenheit zerriß. Von dem Momente an, wo die Braut Christi in den Augen Unzähliger als die Synagoge des Antichrist erschien, war auch der Bann eines vernichtenden Vorurtheils über die christliche Wissenschaft, ja über die Wissenschaft der ganzen Vorzeit gelegt — und waren Thomas und Aristoteles demselben Anathem verfallen. Als man aber, nach langer Unterbrechung, wieder zu philosophiren begann, war jede neue Theorie und Thorheit recht, nur die alte Wahrheit durfte nicht genannt werden.

Und so mächtig wirkte der Bann jenes Vorurtheils, daß selbst katholische Gelehrte an der katholischen Wissenschaft irre wurden und zwar noch an dem alten Glauben festhielten, aber die alte Wissenschaft verschmähten und verächtlich die guten Waffen von sich warfen, womit durch ein Jahrtausend der Glaube siegreich vertheidigt worden war, während ihre neu geschmiedeten Waffen von einer Niederlage zur andern führten. Die ewigen Wahrheiten sind eben unabhängig von der Erfindung des Schießpulvers und der beliebte Vergleich zwischen alter und neuer Kriegskunst hinkt auf mehr als einer Seite.

Doch ich will nicht in Einzelnes eingehen, ich wollte nur constatiren, daß der Bruch der modernen mit der alten christlichen Wissenschaft nicht von der spontanen und gesunden Entwickelung der Wissenschaft selbst, sondern von religiösen und politischen Katastrophen, von Leidenschaften und Vorurtheilen seinen Ursprung genommen — und auch sein Verlauf hat keineswegs der Wissenschaft zum Heile und zum Fortschritte gedient.

Ich leugne selbstverständlich nicht, daß auf manchen Gebieten Fortschritte, große Fortschritte stattgefunden. Wie sollte auch die menschliche Forschung, zumal wenn sie mit Einseitigkeit all' ihre Kräfte auf gewisse Punkte concentrirt, keine Fortschritte machen und nicht, nachdem einmal gewisse Principien gewonnen, eine große Menge einzelner Kenntnisse und Anwendungen zu Tage fördern? Nur die Frage möchte ich hier stellen, ob denn dieselben und vielleicht noch größere Fortschritte nicht eingetreten wären, wenn Welt und Wissenschaft christlich, wenn sie katholisch geblieben wären? Wer kann das Gegentheil beweisen?

Doch dem sei, wie es will. Fortschritt in einzelnen Wissenschaften ist noch kein Fortschritt in der Wissenschaft und noch weniger in der Weisheit — ebensowenig, als technische Vervollkommnungen in Material und Werkzeugen schon einen Fortschritt in der Kunst beweisen.

In den höchsten Wissenschaften hat überall da, wo man mit der großen christlichen Wissenschaft der gesammten Vergangenheit gebrochen, entschieden kein Fortschritt, vielmehr ein erschreckender Zerstörungsproceß stattgefunden. Oder war der Fortschritt von dem Credo quia absurdum des sächsischen Reformators bis zu dem Worte des David Strauß: „Wir sind keine Christen mehr!" — ein Fortschritt in der Theologie? Oder war auf katholischem Boden der Fortschritt vom Gallicanismus und Jansenismus zum Josephinismus und von diesem zu einer noch schlimmern Theologie ein Fortschritt? Oder war es ein Fortschritt in der Philosophie, als sie von Carteſius zu Spinoza, von Locke zu Kant, von diesem zu Schelling und Hegel — d. h. vom Deismus zum Pantheismus fortgeschritten ist? Oder ist die positivistische Leugnung jeder Metaphysik, ist der Materialismus ein philosophischer Fortschritt? Oder

kann der Galgenhumor des modernsten Pessimismus das Antlitz des Materialismus verschönern, seine Trostlosigkeit verhüllen? Es läßt sich, ohne den Boden der Wahrheit zu verlassen und sich selbst in diesen Abgrund zu stürzen, nicht leugnen, daß der Bruch mit der alten großen christlichen Wissenschaft auf dem Gebiete der Theologie und Philosophie nur Auflösung, Zerfall und Rückschritt bis zu den traurigsten Verirrungen des vorsokratischen Heidenthums zur Folge gehabt hat.

Die Philosophie ist und bleibt nun aber einmal die Königin aller natürlichen Wissenschaften; mit Nothwendigkeit hat sie daher alle in ihren tiefen Fall verwickelt. Mehr als seiner Zeit die Naturwissenschaft und die historischen Wissenschaften den Einfluß des Schelling-Hegel'schen Pantheismus empfunden haben, sind sie heute, nachdem sie sich von diesen nun erloschenen Wahngebilden abgewendet, der Herrschaft des Materialismus und Positivismus anheimgefallen.

Der Hergang war ein ebenso einfacher als verhängnißvoller. Hinweg mit aller transscendentalen Speculation! rief die Naturwissenschaft; es gelte nichts, als die exacte Forschung! Ich beobachte die Erscheinungen der Natur und finde daraus ihre Gesetze; was jenseits des Experimentes liegt, kümmert mich nicht. Das war eine vortreffliche Maxime innerhalb ihrer Grenzen — und man verdankt ihr eine Masse bleibender wissenschaftlicher Resultate, nützlicher Erfindungen. Allein da der Menschengeist nun einmal bei secundären Ursachen und Gesetzen und bei bloßen Erscheinungen nicht stehen bleiben kann, sondern überall zur letzten Ursache und zum Wesen vordringen will, aber nicht wenige Naturforscher, jede höhere Philosophie verschmähend, ihre Wissenschaft verabsolutirten und mit ihrer Maxime und durch ihre Experimente allein den letzten Grund alles Lebens und aller Ordnung in der Natur, ja aller Seelen- und Geistesthätigkeiten finden wollten, wurden sie aus ganz guten Naturforschern entsetzliche Philosophen, geriethen sie in den rohesten Materialismus, indem sie sich z. B. einbildeten, in dem gegenseitigen Umsatze von Wärme und Bewegung das perpetuum mobile entdeckt, oder in der Zuchtwahl und dem Daseinskampf das einzige und zureichende Princip gefunden zu haben, um alles Seiende erklären und über alles, was Geist und Gott heißt, das Vernichtungsurtheil aussprechen zu können.

Aber auch die historischen, juristischen, socialen Wissenschaften sind vielfach demselben Geiste eines materialistischen Positivismus verfallen. Die Geschichte, dieses Product göttlicher Vorsehung und menschlicher Freiheit, wurde zu einem Naturproceß. Dem entsprechend gestaltete sich dann — je nach Standpunkt, Tendenz und Willkür — die Auffassung der Gesellschaft, ihres Organismus und der sie tragenden Rechtsordnung. An die Stelle der ewigen und unwandelbaren Principien des göttlichen und natürlichen

Rechtes tritt das jeweilige positive Gesetz als Product, ich weiß nicht welcher naturnothwendigen historischen Entwickelungen, oder als Product eines klug berechnenden Utilitarismus, oder als der Ausdruck des jeweiligen Gesammtwillens, beziehungsweise seiner fingirten Repräsentanten. Und dieser sociale Wille soll dann zugleich das höchste Gesetz der Ethik sein.

Wer kann die weite Verbreitung, wer die Macht solcher Anschauungen in der modernen Wissenschaft leugnen? Wer kann sich verbergen, mit welchem Erfolge solche Anschauungen durch die Presse und populär-wissenschaftliche Schriften, namentlich auch durch die literarisch außerordentlich thätige moderne Pädagogik in alle Adern des Volkes verbreitet werden?

Vor diesem Abgrunde stehen wir, — und er droht mit der christlichen Ordnung zugleich die Wissenschaft selbst zu verschlingen; denn am Ende dieser Wege liegt nicht die Wissenschaft, sondern die Barbarei.

Ohne die höchsten und ewigen Principien der Wahrheit kann keine Virtuosität der Detailforschung helfen. Sie trägt Steine zusammen, aber den Tempel der Wissenschaft kann sie für sich allein nicht erbauen. Wenn die Weisheit fehlt, welche diese Steine zum Baue ordnet, so werden sie ewig Ruinen bleiben — in der Hand des Wahnes aber werden sie zu Waffen, um die Wahrheit zu steinigen.

Auch kann sich keine Wissenschaft, ob auch in guter Meinung, auf den Isolirschemel setzen. Wer trennt, was Gott verbunden hat, zerstört; wer die gottgesetzte Ordnung der Wahrheit umstürzt, fällt der Unwahrheit anheim. Das Licht der natürlichen Vernunft ist zwar Licht, aber mit Finsterniß vermischt und Defecten unterworfen, und nur im Lichte der übernatürlichen Wahrheit kann die natürliche Wissenschaft ihr Ziel erreichen. Wie daher das sittliche Leben der Verderbniß verfällt ohne die Gnade, verfällt die Wissenschaft dem Irrthume ohne das Licht Desjenigen, der der ganzen Welt und daher, denke ich, auch der Wissenschaft Erlöser und Heiland ist.

Ich brauche nichts hinzuzufügen, um begreiflich zu machen, wie groß in der Weltperiode, in der wir leben, die Aufgabe der christlichen Wissenschaft geworden ist. Zwar sind alle guten, redlichen und verständigen Geister Mitarbeiter am Baue der wahren, Mitstreiter im Kampfe gegen die falsche Wissenschaft — aber doch fällt der wesentlichste Theil der Aufgabe denjenigen zu, die nicht bloß, wie einst die bessern Griechen, redlich Suchende sind, sondern die durch den wahren Glauben sich im Vollbesitz derselben Wahrheit befinden, die einen Augustin und Thomas erleuchtet hat.

Wie einst Thomas die natürliche Weisheit des Alterthums in Aristoteles den Händen der Araber muthig und siegreich entwand, sie dem Christenthume dienstbar machte und in seinem Lichte verklärte: so ist es heute Aufgabe der christlichen Wissenschaft, alles, was seit dem Mittelalter die exacte Naturforschung und die historische Kritik an Wahrheitsgehalt zu Tage gefördert,

stark im Glauben und frei und klar im Geiste, zu ergreifen und zum Fort- und Ausbau jener Einen großen, echt katholischen Wissenschaft zu verwenden, deren rechtmäßige Entwickelung nie hätte unterbrochen werden sollen, deren Wiederaufnahme und Vollendung aber das Wort Pius' IX. wahr machen wird, daß die Wahrheit Alles heilt. O, wie groß, wie heilig ist die Aufgabe der christlichen Wissenschaft, wie herrlich ihre Zukunft, wie sicher ihr Erfolg! Die höchsten und ewigen Principien sind in ihrem Besitze, alle Jahrhunderte haben ihr vorgearbeitet, die Irrthümer aber sind überall am Ende ihrer Wege angekommen.

Allein, indem ich so große und freudige Hoffnungen ausspreche, scheint es nicht, als ob ich, wenigstens für unsere Heimath, träume oder spotte? Wie kann die christliche, die katholische Wissenschaft Aufgaben lösen, wenn sie nicht existiren kann; und wie kann sie existiren, wenn ihr alle Existenzbedingungen, alle äußern Hülfsmittel, wenn ihr vor allem alle Schulen und wissenschaftlichen Anstalten fehlen, und damit alle Freiheit und Nachhaltigkeit des Wirkens? Ja, wenn wir, wie unsere Brüder in andern Ländern, Schulen haben und errichten, wenn wir freie katholische Universitäten gründen könnten!

So aber scheinen wir, nachdem wir kaum aufzuleben begonnen haben, zum Absterben prädestinirt. Statt Hülfe, Ehre, Anregung, ist Ungunst, Druck, Bedrängniß unser Antheil. Auch habe ich vor Jahren sagen hören, die Blüthe der Wissenschaft sei allezeit wesentlich durch die Gunst mächtiger Schützer und Gönner bedingt gewesen — und so dürfe auch der deutschen Wissenschaft, auf die nunmehr der Primat übergegangen, dieser Schutz nicht fehlen. Nun, dieser Schutz ist jener Wissenschaft, die da gemeint war, in reichem Maße zu Theil geworden. Was aber die katholische Wissenschaft betrifft, so war ich von jeher ganz anderer Gesinnung, und eine ganz andere Lehre habe ich aus der Geschichte mir herausgelesen.

Wie der Religion, ist auch der Wissenschaft nichts so verderblich, als goldene Knechtschaft — und eher kann sie eiserne Fesseln, als goldene ertragen. Unter den Schreckniſſen der Christenverfolgungen, unter dem Drucke der arianischen und monophysitischen Kaiser ist die Wissenschaft der Kirchenväter aufgeblüht. Nicht aus dem kurz vorübergehenden Glanze des dreizehnten Jahrhunderts, sondern aus den harten Kämpfen für die Freiheit der Kirche, die diesem Glanze vorangingen, ist die große Wissenschaft des Mittelalters hervorgewachsen. Fast alle Männer, die groß und bahnbrechend in der Wissenschaft wirkten, haben ein schweres Kreuz des Lebens getragen. Wohl mögen sorgenfreie Muße und ehrenvolle Anerkennung wissenschaftliche Bestrebungen fördern — aber stärker, als durch sie, werden edele Geister durch die Liebe zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit, ich sage mehr, durch die Liebe zu Gott und zu Christus angetrieben, in Zeiten der höchsten Noth

das Höchste und Beste zu schaffen. Als das katholische Africa den Streichen der Vandalen erlag, schuf Augustin seine letzten und herrlichsten Werke; und, um damit Kleineres zu vergleichen, in Kampf und Noth hat Görres seine besten Schriften geschrieben. Leiden wirkt Liebe, Bedrängniß wirkt Freiheitssinn, Freiheit und Liebe aber ist aller echten, ist der katholischen Wissenschaft Lebensluft und Lebenswärme.

Darum hoffe ich voll Zuversicht auch jetzt auf ein neues, kräftiges, freudiges Aufblühen der katholischen Wissenschaft.

Und wenn unsere Gesellschaft dazu nur ein Kleines beiträgt, so hat sie ein gutes Werk vollbracht, das aller Theilnahme würdig ist. Ich sage, wenn wir nur ein Kleines dazu beitragen; denn es wäre verderbliche Prahlerei oder ein kindischer Gedanke, wir könnten durch Statuten und Geschäftsordnung katholische Wissenschaft machen.

Keine Macht der Welt kann auch nur Eine wissenschaftliche Production, so wenig als ein gutes Gedicht, nach Belieben hervorrufen — geschweige denn eine wissenschaftliche Regeneration. Gott sei Dank, kann auch keine Macht der Welt sie hindern.

Nur Gott kann die Gaben schenken und wecken; nur der stille und beharrliche Fleiß Derer, die Gott berufen und begabt hat, schafft wissenschaftliche Werke. Aber dennoch kann unser Verein durch ein bescheidenes und verständiges Wirken Manches anregen, Anderes fördern und unterstützen, und so ein schwaches Werkzeug in der Hand der alles vermögenden Vorsehung sein.

Zum Schlusse sei mir gestattet, noch drei Segenswünsche auszusprechen.

Möge unser Verein für alle Pfleger und Freunde der Wissenschaft, die sich demselben anschließen, ein Band gegenseitiger Hochachtung und Freundschaft werden. Sich kennen lernen, von Zeit zu Zeit ein paar Stunden beisammen sein, ist schon ein großer Gewinn.

Möge in allem Wirken unseres Vereins stets jene Bescheidenheit und jene friedliche Ruhe herrschen, die eben so sehr dem Geiste des Christenthums, als dem Geiste echter Wissenschaft eigen sind. Absolut fremd ist uns die Aufregung der Politik; fern bleibe uns auch leidenschaftliches Schulgezänk, das noch niemals Nutzen und fast immer Schaden gestiftet hat.

Vor Allem aber möge unser Verein und mögen seine Mitglieder niemals ein Haarbreit abweichen von unserm obersten Grundsatze, von unserer ersten Ueberzeugung, von unserm festen Glauben: daß zwischen der göttlich geoffenbarten Wahrheit und der wahren Wissenschaft nie ein Widerspruch, nie ein Zwiespalt möglich — daß im Gegentheil die göttliche Offenbarung der allein untrügliche Leitstern auf dem klippenvollen Meere menschlicher Forschung, daß Christus auch das Licht der Wissenschaft, daß auch für sie die Kirche des lebendigen Gottes die Säule und Grundveste der Wahrheit ist.

So wollen wir denn alſo getroſt unſer Werk beginnen, indem wir aus innerſter Seele rufen: Veni sancte Spiritus, et emitte coelitus lucis tuae radium! — Auch zur Sedes sapientiae wollen wir emporblicken: Mala nostra pelle, bona cuncta posce! Und auch euere gebenedeiten Namen will ich ausſprechen, St. Thomas und St. Bonaventura! Haltet wie Cherubim Wache an unſerer Pforte und lehret uns die guten ſichern Wege, die zur Weisheit und zum Leben führen, auf daß wir, ſo viel an uns liegt, freudig, einig und kräftig mitwirken an der Aufgabe: das Chriſtenthum durch die Wiſſenſchaft zu vertheidigen und die Wiſſenſchaft durch das Chriſtenthum zu retten.

Anlage II.

Albertus Magnus.

Vortrag, gehalten in der wissenschaftlichen Sitzung der ersten General-Versammlung der Görres-Gesellschaft zu Frankfurt a. M.
den 6. Juni 1876

von Dr. Georg Freiherr v. Hertling.

Es ist die Idee unserer Gesellschaft, daß sie, auf dem Boden der Kirche stehend, und in ihren Dogmen die untrüglichen Leitsterne alles menschlichen Thuns verehrend, wissenschaftliches Leben nach verschiedenen Richtungen hin wecke und bethätige. Lassen Sie mich bei Gelegenheit dieser ersten wissenschaftlichen Sitzung Ihre Aufmerksamkeit auf einen Mann hinlenken, der zu seiner Zeit für sich allein die gleiche Aufgabe übernahm und, wie wir hinzufügen dürfen, mit den Mitteln dieser Zeit und in ihrem Geiste vollendete. Es ist Bruder Albert von Köln, wie ihn die zeitgenössischen Berichte zu nennen pflegen, Albertus Magnus, wie ihn die Nachwelt genannt hat, indem sie von den Männern der Wissenschaft ihm allein den Beinamen des Großen dauernd zuerkannte.

Sein Gedächtniß an dieser Stelle zu erneuern, bin ich zudem durch einen besondern Umstand veranlaßt. Wohl ist der Name längst von all' den Schatten gereinigt, welche Aberglaube und Spottsucht darauf zu häufen bemüht waren. Seit Alexander von Humboldt mit Ausdrücken der Bewunderung von dem Mönche des 13. Jahrhunderts gesprochen, ist in den Kreisen der Naturforscher die verehrungsvolle Stimmung ziemlich allgemein geblieben. Allein nur selten beruht sie auf genauerer Bekanntschaft. Und auch wer, in dem Verlangen nach ihr, zu den Büchern greift, welche von Albert's Leben und Wirken handeln, wird alsbald erkennen, wie lückenhaft und in einzelnen Zügen wie unzuverlässig das Bild ist, das sie zu geben pflegen [1]). Im Wesentlichen ist die Forschung da stehen geblieben, wo sie Echard und Quétif in den Scriptores ordinis Praedicatorum gelassen haben [2]). Ernst Meyer hat im IV. Bande seiner Geschichte der Botanik [3])

---

[1]) Vgl. den Artikel A. M. in der Münchener ‚Allg. Deutschen Biographie' und „A. M. und die Wissenschaft seiner Zeit" in den ‚Histor.-polit. Blättern' Bd. 73, S. 485 ff.

[2]) Scriptores ordinis Praedicatorum. tom. I. (Par. 1719), p. 162 sq.

[3]) E. M., Geschichte der Botanik. 4. Bd. (Königsberg 1857), S. 9—84.

mit warmer Liebe nnd Begeisterung über Albert geschrieben und an einigen Punkten die Aufstellungen Echard's modificirt oder ergänzt. Ebenso Sighart in seinem bekannten, im selben Jahre, 1857, erschienenen liebenswürdigen Buche [4]). In den chronologischen Hauptfragen aber führen Beide nicht viel über das hinaus, was sich bereis in dem genannten großen Werke aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts findet. Vieles bleibt ungewiß, wichtige Perioden des langen Lebens sind noch immer in tiefes Dunkel gehüllt, von dem eigenen Bildungsgange des größten Gelehrten seiner Zeit wissen wir nichts, von dem Verlaufe seiner lehrenden und schriftstellerischen Thätigkeit äußerst wenig. Es wäre ein glücklicher Erfolg unseres Unternehmens, wenn es gelänge, eine Arbeit hervorzurufen, welche nach der biographischen und namentlich nach der literarhistorischen Seite für den deutschen Philosophen des christlichen Mittelalters das leistete, was durch umfassende und eingehende Forschung für die Philosophen des griechischen Alterthums längst geleistet ist.

Versuche ich zusammenzufassen, was wir an sichergestellten Angaben aus dem Leben Albert's zur Zeit besitzen, so wissen wir, daß er 1193 als ein Sohn der ritterlichen Familie von Bollstätt zu Lauingen in Schwaben geboren wurde, daß er sich zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung nach Padua begab, wo er in Gesellschaft eines Oheims verweilte, daß er dort 1222 oder 1223 durch Jordanus, den zweiten General des Dominicanerordens, in die Gemeinschaft der Predigermönche aufgenommen wurde. Wir wissen ferner, daß nicht allzu lange danach seine Oberen ihn nach Deutschland sandten, damit er hier für die Verbreitung des Ordens und in den Klosterschulen als Lehrer thätig sei. Ohne genauere Angabe wird eine Reihe von Städten genannt, in denen er wirkte; als den hauptsächlichen Schauplatz seiner Thätigkeit bezeichnet die einstimmige Ueberlieferung Köln. Daß dort der h. Thomas von Aquin sein Schüler war, kann als verbürgte Thatsache gelten; wann dies aber geschah und wie lange das Verhältniß dauerte, bleibt noch zu ermitteln [5]). Urkundlich steht fest sodann, daß Albert im

---

[4]) A. M., sein Leben und seine Wissenschaft. Nach den Quellen dargestellt von Dr. J. Sighart. Regensb. 1857.

[5]) „Daß Thomas in Köln den Unterricht A. d. Gr. genoß, steht fest durch die Angabe des Zeitgenossen Thomas von Cantimpré (Bonum universale I. c. 20) und wird auch von seinem zu Anfang des 14. Jahrhunderts schreibenden Biographen Wilhelm von Thocco (Acta SS. Boll. 7. März, p. 662) bezeugt. Die Zeit seines dortigen Aufenthaltes dagegen ist vorläufig nicht mit Genauigkeit zu bestimmen. Nach der von den Geschichtsschreibern des Dominicanerordens (Echard et Quétif, Script. ord. Praed. I, 164) aufgestellten und fast allgemein recipirten Ansetzung erschien Thomas mit Johannes Teutonicus, dem Dominicaner-General, auf dem Generalcapitel von Köln, Juni 1245, ging im gleichen Jahre mit A. nach Paris, von wo Beide 1248 nach Köln zurückkehrten. Hier liegen höchst wahrscheinlich Irrthümer vor. Gemäß Wilhelm von Thocco wird Thomas auf ein Generalcapitel zu Rom (nicht Köln) geschickt, dann führt ihn Johannes Teutonicus nach Paris und hierauf

Mai des Jahres 1248 in Paris war und damals die Würde eines Magisters der Theologie erworben hatte; daß er dort bereits einige Jahre zuvor einen öffentlichen Lehrstuhl einnahm, hat Echard, gestützt auf genaue Kenntniß der Einrichtungen und Gewohnheiten seines Ordens, glaubhaft gemacht; unsicher aber ist, wann er nach Paris kam und ob er wirklich, wie gewöhnlich angenommen wird, in dem genannten Jahre 1248 den Rückweg angetreten habe [6]). Im April 1252 befand er sich jedenfalls wieder in Köln, denn zu dieser Zeit erscheint er zum ersten Male als Schiedsrichter in den Streitigkeiten der Bürgerschaft mit dem Erzbischofe [7]). 1254 erwählte ihn ein zu Worms abgehaltenes Ordenscapitel zum Provincial für Deutschland. Wahrscheinlich im Frühjahr 1256 traf ihn der Ruf Alexander's IV., in Anagni vor dem päpstlichen Hofe die Sache der Bettelorden in ihrem Kampfe mit der Pariser Universität, insbesondere gegen die Angriffe Wilhelms von St. Amour zu vertreten. Auch hier ist manches noch der Aufklärung bedürftig. Je nachdem wir bei den Biographen Albert's oder denen des h. Thomas die Schilderung jener Vorgänge nachlesen, finden wir bald dem Einen, bald dem Andern die Führung und das Verdienst des Sieges zugeschrieben. Während seines Aufenthaltes an der Curie wurde Albert das Amt eines Magister sacri palatii übertragen, welches auf Anregung des h. Dominicus entstanden und von ihm selbst zuerst verwaltet, seitdem immer bei den Predigermönchen verblieb. In dieser Stellung erläuterte er nach dem Berichte des Thomas v. Cantimpré unter großem Beifalle das Johannes-Evangelium und die canonischen Briefe und widerlegte ausführlich, wie er selbst gelegentlich erwähnt, die pantheistische Doctrin des arabischen Philosophen Averroes, die im christlichen Abendlande nicht wenige Anhänger gefunden hatte. Im März 1258 ist er wieder in Köln als Friedestifter thätig [8]), 1259 betheiligt er sich beim Generalcapitel in Valenciennes an der Ausarbeitung eines Studienplanes für den Orden. Ebenda wird ihm nach fünfjähriger Amts-

---

nach Köln. Hier studirt er unter Albert. .... Von Köln aus geht Thomas auf Albert's Empfehlung als Baccalaureus nach Paris; hiernach nehmen die Bollandisten statt des Kölner Generalcapitels ein Römisches von 1245 an. Mit Wilhelm läßt sich Thomas v. Cantimpré schwer vereinigen. Nach ihm studirt der Heilige in Köln, bis A. als Lehrer der Theologie nach Paris versetzt wird." Dr. Cardauns in der ‚Köln. Volksztg.' 7. März 1874, Nr. 65, I. Bl.

[6]) Die Annahme fußt auf der von der bekannten Sage verwertheten Nachricht von dem Zusammentreffen des zum deutschen Könige erwählten Wilhelm von Holland mit A. zu Köln am Dreikönigsfest 1249. Allein diese Nachricht ist keineswegs gegen jeden Zweifel sicher gestellt.

[7]) Frater Albertus lector fratrum predicatorum in Colonia, actum Colonie a. d. 1252 mense aprili. Lacomblet, Urk. B. II. p. 203.

[8]) Frater Albertus lector fratrum predicatorum in Colonia; pronuntiatum in palatio Colon. 1258, 28. Juni. Lacomblet II. p. 244. Bereits am 20. März hatten die Parteien die Schiedsrichter bestellt, darunter auch „Brudir Albrette den lesemeistir van den predichgerin ze Colne". Mit irrigem Datum Lacomblet II. p. 236.

führung die Würde eines Provincials mit ihren zahlreichen Geschäften von den Schultern genommen. Aber schon im folgenden Jahre rief der ausdrückliche Befehl des Papstes den lange Widerstrebenden auf den bischöflichen Stuhl von Regensburg. Das Breve Alexander's ist vom 9. Januar 1260; am Dinstag in der Charwoche, am 20. März des genannten Jahres, trat er das neue Amt an, gab es aber bereits im März oder April 1262 nach erfolgreicher Führung in die Hände Urban's IV. zurück.

Die Biographen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts lassen ihn nun seine alte Zelle aufsuchen und von der Kölner Bürgerschaft festlich empfangen werden. In der That führt ihn eine Urkunde des Erzbischofs Engelbert vom 25. August 1263 als Zeugen auf [9]), aber eine andere Urkunde läßt ihn im Mai des gleichen Jahres im Kloster Polling in Oberbaiern auftreten und nennt ihn neben den üblichen Bezeichnungen: Prediger des Kreuzes in Deutschland und Böhmen [10]). Wie es sich mit diesem neuen Amte verhalten habe, ist nicht hinreichend festgestellt. Gewiß ist die Behauptung Späterer wenig wahrscheinlich, daß der siebenzigjährige Greis zu Fuß von Ort zu Ort gezogen sei, um in jugendlicher Begeisterung den Eifer für einen neuen Kreuzzug zu entzünden. Immerhin scheint er in den nächsten Jahren nach seiner Abdication ein unruhiges Wanderleben geführt zu haben. Sighart erwähnt eines Aufenthaltes in Würzburg ebenfalls im Mai 1263 [11]) und hält eine vorübergehende Rückkehr nach Regensburg für wahrscheinlich, worauf eine baierische Urkunde vom 18. März 1264 deuten soll [12]). Dazwischen aber müßte Albert nach dem zuvor Erwähnten in Köln gewesen sein. Wenn ferner Sighart auf Grund urkundlicher Zeugnisse einen längern Aufenthalt in Würzburg, vom December 1264 bis in's Jahr 1267, annimmt [13]), so wäre doch auch dieser ganz ebenso wieder von einer Reise nach Köln unterbrochen gewesen. Denn dort tritt er abermals, am 8. März 1265, als Schiedsrichter zwischen Erzbischof Engelbert und der Stadt auf und wird bereits Albertus chorepiscopus Coloniensis genannt [14]). Man sieht, wie diese Daten noch einer genauern Prüfung bedürfen. Nach 1267 verschwindet der Name aus den fränkischen Urkunden, und so mag die Annahme berechtigt sein, daß er um diese Zeit wieder in Köln seinen eigentlichen Wohnsitz genommen habe. Urkundlich erscheint er dort im Jahre 1271 [15]);

[9]) Lacomblet II. p. 302.

[10]) Nach Sighart a. a. O. S. 157.

[11]) A. a. O. S. 159.

[12]) A. a. O. S. 160.

[13]) Ebend. S. 161 ff.

[14]) Lacomblet II. p. 315.

[15]) Frater Albertus de ordine predicatorum episcopus quondam Ratisponensis unterfiegelt und garantirt die Sühne des Erzbischofs Engelbert mit der Stadt, 16. April 1271. Lacomblet II. p. 357.

auch soll einer Meinung zufolge in diese Zeit der Anfang des von ihm veranlaßten und geförderten Chorbaues der Dominicanerkirche fallen. In dem Kölner Sprengel scheint er damals förmlich die Geschäfte eines Weihbischofs wahrgenommen zu haben. Aber auch darüber hinaus berief man ihn zur Einweihung von Kirchen und Altären. In Constanz, Basel, Straßburg und Colmar, in Antwerpen, Utrecht und Maestricht bewahrt die Tradition sein Andenken.

Wie die Biographen des 15. Jahrhunderts, Petrus de Prussia und Rudolph von Nymwegen, melden, hätte Albert im Jahre 1274 der Kirchenversammlung von Lyon beigewohnt. Die ältern Zeugen und die Geschichtsschreiber des Concils schweigen darüber. Umgekehrt schweigen die erstern über eine andere, allem Anscheine nach gut beglaubigte Nachricht [16]), derzufolge Albert einige Jahre später, sein hohes Alter nicht scheuend, die Reise nach Paris unternommen habe, um dort vor einer Versammlung von Universitätslehrern in rührendem Eifer und mit durchschlagendem Erfolge die angegriffene Rechtgläubigkeit seines Lieblingsschülers Thomas zu vertheidigen.

Etwa zwei Jahre vor seinem Tode nöthigte ihn der Verlust des Gedächtnisses, seine Lehrthätigkeit einzustellen. An diese einfache, bei dem hohen Alter und dem vielbeschäftigten Leben des Mannes kaum auffallend zu nennende Thatsache knüpft sich der ganze spätere Sagenkreis von dem ursprünglichen Stumpfsinne Albert's, seiner übernatürlichen Erleuchtung, den Erscheinungen der h. Jungfrau und ihrem Versprechen, alle weltliche Wissenschaft solle kurz vor seinem Ende von ihm genommen werden, damit der Tod ihn wieder in kindlichem Glauben finde. Er starb, 87 Jahre alt, den 15. November 1280 und wurde in dem Chore seiner Klosterkirche begraben. Jetzt ruhen seine Gebeine, wie bekannt, in der Pfarrkirche von St. Andreas zu Köln.

Die unternommene Zusammenstellung läßt im Leben Albert's drei Perioden unterscheiden. Die erste und längste, das reife Mannesalter mit umfassende, reicht bis zum Jahre 1248. In ihr sind wir auf die dürftigsten, unbestimmtesten Nachrichten, großentheils auf bloße Vermuthungen angewiesen. Nur der Eintritt in den Orden steht chronologisch fest. Dann folgt die kürzeste, bis zum Ende der Regensburger Zeit reichende, für welche eine ziemliche Anzahl präciser und gut beglaubigter Angaben vorliegt. Nach 1262 nimmt zunächst zwar die Zahl der urkundlichen Belege nicht ab, bis jetzt aber ist es noch nicht gelungen, aus ihnen ein befriedigendes Gesammtbild dieses letzten Lebensabschnittes zu gewinnen. Gegen das Ende hin werden sie zudem wieder seltener und an einzelnen wichtigen Punkten sogar durch völlig schwankende oder doch nicht hinreichend klar gestellte Aus-

[16]) Acta SS. Boll. T. I. Martii. p. 714, n. 82.

ſagen verdrängt. Man wird die einleuchtende Erklärung dieſes Sachverhaltes darin ſehen, daß erſt von 1248 an Albert zu einer ſolchen Stellung im öffentlichen Leben gelangt war, daß ſich Spuren ſeiner Wirkſamkeit in hiſtoriſchen Documenten finden können, und daß ebenſo dieſe öffentliche Wirkſamkeit mit dem Hereinbrechen des Greiſenalters allmälig abnehmen mußte. Ebenſo ſelbſtverſtändlich wird man ſodann die Vermuthung finden, daß in jene Periode der ſtillen Verborgenheit die ganze wiſſenſchaftliche Arbeit des Mannes zu verlegen ſei, ſeine eigenen grundlegenden Studien, die wichtigſten Erfolge ſeiner Lehrthätigkeit und ſeine bedeutendſten ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen. Das letztere trifft indeſſen nur theilweiſe zu.

Albert's Werke füllen in der 1651 zu Lyon erſchienenen, von dem Dominicaner Jammy beſorgten Geſammtausgabe 21 Foliobände. Die ſechs erſten enthalten die Commentare zu Ariſtoteles, die folgenden fünf ſolche zu verſchiedenen Büchern des alten und neuen Teſtamentes, der XIII. den zum vermeintlichen Dionyſius vom Areopag; bis zum XVI. reicht die Erklärung von des Lombarden libri sententiarum. Den XII. und XXI. Band füllen einzelne Abhandlungen, zum Theil erbaulicher oder auch myſtiſcher Richtung, darunter das ſchöne Büchlein De adhaerendo Deo; den XVII., XVIII. und XIX. die ſyſtematiſchen Hauptwerke, die Summa theologica und die Summa de creaturis. Der XX. iſt ganz dem Lobe der Gottesmutter geweiht. Die Geſammtausgabe hat die frühern Separatausgaben verdrängt, aber keineswegs entbehrlich gemacht. Sie beruht nicht auf ſorgfältiger Vergleichung der Handſchriften, ſondern wiederholt nur die alten Drucke, den Text durch zahlreiche Flüchtigkeitsfehler und willkürliche Correcturen oft bis zur Unverſtändlichkeit entſtellend [17]). 112 größere oder kleinere Abhandlungen werden in der Histoire littéraire de la France aufgezählt, welche bei Jammy keine Aufnahme gefunden haben [18]); Sighart nennt deren 45, die auf der Münchener Staatsbibliothek handſchriftlich vorhanden ſind, theilweiſe aber wohl Abſchnitte aus den gedruckten oder nur der Aufſchrift nach von dieſen verſchieden ſein dürften. Anderſeits wird Einzelnes, was die Geſammtausgabe enthält, in ſeiner Echtheit angezweifelt. Fälſchlich der Autorſchaft des Albertus untergeſchoben und wiederholt unter ſeinem Namen gedruckt ſind der Liber aggregationis seu liber secretorum Alberti M. de virtutibus herbarum lapidum et animalium quorundam, die Schrift De mirabilibus mundi und die andere De secretis mulierum, Schriften, deren geſchmacklos-abergläubiſcher und lächerlich-phantaſtiſcher Inhalt dem wiſſenſchaftlichen Rufe Albert's vielfachen Abbruch gethan hat.

---

[17]) Vgl. hierüber Jeſſen in Alberti Magni de vegetabilibus libri VII. Edd. E. Meyer et C. Jessen. Berol. 1867.

[18]) Bd. 19, S. 369.

Der Abfassungszeit nach sind unter den wissenschaftlichen Werken die Commentare zu den logischen Schriften des Aristoteles mit ziemlicher Sicherheit an die Spitze zu stellen. Dann folgen die zu den naturwissenschaftlichen. Sie allein waren bisher der Gegenstand eindringender literarhistorischer Untersuchung [19]). Albert selbst entwickelt im Eingange der Physik den Plan, den er sich vorgesetzt hatte, und den er auch, wie verschiedene Anhaltspunkte zeigen, mit unwesentlichen Modificationen durchgeführt hat. Dieser Plan ist so völlig im Geiste der Zeit erdacht und zugleich so charakteristisch für den Schriftsteller, daß darauf mit einigen Worten eingegangen werden muß.

Als bekannt setze ich dabei voraus die enge und ausdrückliche Beziehung, in welche die weltliche Wissenschaft des Mittelalters sich zur Theologie stellte; als bekannt ebenso die tiefe und weitreichende Abhängigkeit von den Erzeugnissen des antiken Geisteslebens. Dürftig genug waren freilich die Reste gewesen, an welche zuerst der Schulbetrieb anknüpfte, es waren die Schriften später römischer Grammatiker, die letzten Ausläufer einer hinwelkenden Cultur, es waren vereinzelte Bruchstücke vornehmern Ursprunges und dazu die Erläuterungsschriften später Commentatoren, es waren speciell für die Philosophie nur logische Abhandlungen. Aber dem dürren, ärmlichen Stoffe gab die Verwerthung, die er in der Theologie finden sollte, in den Augen der Lehrer und Schüler seinen Reiz, an seiner stets erneuten Bearbeitung erstarkte die geistige Kraft, sein allmäliges, durch äußere Umstände herbeigeführtes Anwachsen steckte ihr fortschreitend neue Ziele. Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts besaß man die gesammte Logik des Aristoteles, mit dem Beginne des 13. kamen seine naturwissenschaftlichen, metaphysischen und ethischen Schriften hinzu. Für die Gelehrten des Mittelalters war dies gleichbedeutend mit der Entdeckung einer neuen Welt. Wie wenn heute ein wunderbares Geschick einen unbekannten Erdstrich aufschlösse und nun sofort unsere Forschung daran gehen würde, die dort vorgefundene Thier- und Pflanzenwelt und den ganzen Reichthum der dort zur Beobachtung gelangenden Naturerscheinungen den bekannten Gesetzen zu unterwerfen und mit den bisher geltenden Vorstellungen in Zusammenhang zu bringen, so kannte die damalige Zeit von jetzt ab nur die eine Aufgabe: Einarbeitung des nach Inhalt und Umfang so bedeutsam erweiterten antiken wissenschaftlichen Materials in den christlichen Gedankenkreis. Eben dies spricht Albert an der genannten Stelle aus. „Meine Absicht in der Naturwissenschaft," sagt er, „ist, nach Kräften meinen Ordensbrüdern Genüge zu thun, die mich schon seit einer Reihe von Jahren angegangen haben, ich möge ein solches auf die Natur bezügliches Werk verfassen, in welchem sie sowohl die gesammte Naturwissenschaft fänden, als auch die Schriften des Aristoteles richtig ver-

[19]) Jessen a. a. O. p. 676 sq.

ſtehen könnten." — Eines fällt mit dem Andern zuſammen. Mit den naturwiſſenſchaftlichen Lehren des Ariſtoteles bekannt machen, heißt in die Kenntniß der Natur ſelbſt einführen. Darum ſchließt ſich der Plan, den Albert dort entwickelt, enge an die Schriften an, die er von Ariſtoteles beſaß oder für Ariſtoteliſch hielt. Und er führt ihn aus, indem er nicht ſowohl Commentare im eigentlichen Sinne gibt, die ſich dem Texte in durchgeführter Sonderung gegenüber ſtellten, ſondern erweiternde Berichte, in welche die Ariſtoteliſchen oder Pſeudo-ariſtoteliſchen Worte ſo vollſtändig aufgenommen ſind, daß die Paraphraſe für die Herſtellung der Originalſchrift die wichtigſten Dienſte leiſten kann [20]). Bald ſind zu den einzelnen Stellen erläuternde Zuſätze hinzugefügt, bald längere Excurſe dazwiſchen geſchoben, in denen der eine oder andere Punkt, aber ſtets nach Ariſtoteliſchen Grundſätzen, behandelt wird. Auf logiſchen Fortſchritt und ſyſtematiſchen Zuſammenhang der verſchiedenen Disciplinen iſt das größte Gewicht gelegt; wo nach dieſer Richtung hin ſich in den Schriften des Gewährsmannes eine Lücke findet, iſt der mittelalterliche Lehrer eifrigſt bemüht, ſie auszufüllen.

Der Beginn des Werkes fällt nicht allzu lange vor 1240; 1256 waren von der Thiergeſchichte, welche planmäßig die letzte Stelle einnehmen ſollte, einige Abſchnitte verfaßt, zugleich aber hatte Albert Anlaß genommen, den Plan durch Einſchieben zweier Abhandlungen zu vervollſtändigen. Die letzte Vollendung der Thiergeſchichte aber fällt ſpäter, eine Stelle läßt erkennen, daß der Verfaſſer als Biſchof von Regensburg daran arbeitete. Verſchiedene Umſtände, namentlich auch die Beſchaffenheit der in Köln befindlichen Originalhandſchrift, deuten darauf, daß ſie nicht aus einem Guſſe entſtanden und nicht in dem jetzt vorliegenden Zuſammenhange verfaßt, ſondern aus verſchiedenen, zu verſchiedenen Zeiten gefertigten Theilen nachträglich zuſammengefügt wurde [21]). Reicht ſomit ihre Abfaſſung in die Periode eines vielfältigen öffentlichen Wirkens hinein, ſo ſcheinen ſich in der That die Anforderungen des veränderten Berufs und die zahlreichen Unterbrechungen, wie ſie die praktiſche Thätigkeit mit ſich führte, dabei geltend gemacht zu haben.

[20]) Jeſſen im Archiv für Naturgeſchichte. Jahrg. 33, Bd. I, S. 97. Die daſelbſt angeführte Diſſertation von Ed. Taube, „Tractandorum scriptorum graecorum physiognomonicorum praeparatio," Breslau 1862, welche den Nachweis unternimmt, daß aus A's Historia animalium das Werk des griechiſchen Phyſiognomikers Polemon ſich faſt vollſtändig würde herſtellen laſſen, war mir nicht zugänglich.

[21]) Hiernach würde das Citat bei Vincentius von Beauvais (worüber z. vgl. Jourdain, Forſchungen über Alter und Urſprung der lateiniſchen Ueberſetzungen des Ariſtoteles, deutſch von Ad. Stahr, S. 288) nicht auf die ganze Thiergeſchichte, ſondern nur auf den Tractat De falconibus zu beziehen ſein, vgl. Jeſſen in ſeiner Ausgabe des Pflanzenwerkes p. 681. — Außerdem ſ. m. Bormans, Thomas de Cantimpré indiqué comme une des sources où A. le Grand et surtout Maerlant ont puisé les matériaux de leurs écrits sur l'histoire naturelle. (Bulletins de l'académie royale des sciences etc. de Belgique t. XIX, 1. 1852. p. 132 sq.)

Man hat sodann gefragt, an welchen Ort die Aufstellung jenes Planes und der größere Theil der ausführenden Arbeit zu verlegen sei, und diese Frage in Zusammenhang gebracht mit den bekannten, von verschiedenen kirchlichen Auctoritäten erlassenen, zunächst an die Pariser Universität gerichteten Verboten öffentlicher wie privater Lectüre der naturphilosophischen Schriften des Aristoteles [22]). In der That nun möchte man annehmen, daß jene Decrete nur zu Paris Geltung haben sollten. Dort nämlich wurde das Verbot noch im Jahre 1265 unter Clemens IV. durch den päpstlichen Legaten wiederholt [23]), während Urban IV. 1261 den h. Thomas nach Rom berufen hatte, der hier unter den Augen des Papstes die gesammte Philosophie des Aristoteles erläuterte [24]). Dennoch bleibt fraglich, ob aus der Bezugnahme auf diesen Sachverhalt für jene im biographischen Interesse äußerst wichtige Frage besondere Aufschlüsse zu erwarten sind. Denn die eigene Kenntniß der Aristotelischen Schriften konnte sich Albert in seiner Jugend angeeignet haben während der langen Zeit, die er in Padua zubrachte, und dort mochte man von dem Decrete der Pariser Provincialsynode vom Jahre 1209, dem einzigen, welches ausdrücklich auch die Privatlectüre untersagt, keine Kenntniß haben, oder sich nicht davon betroffen fühlen. Vielleicht auch mochte er es gerade als seinen Beruf erkennen, dem durch arabische Erklärer verfälschten und von den Häretikern mißbrauchten Aristoteles den richtig verstandenen entgegenzustellen, und er mochte sich dabei auf die Bulle Gregor's IX. vom J. 1231 berufen, welche den öffentlichen Gebrauch in den Schulen nur so lange untersagte, bis die betreffenden Schriften geprüft und von jedem Makel des Irrthums gereinigt wären. Er mochte sein Vorgehen endlich durch die besondere Weise seines Verfahrens gerechtfertigt halten, welches in selbständiger Reproduction des Originals den Text als solchen nirgends kenntlich macht, ita quod textus eius nulla fiat mentio, wie er ausdrücklich erklärt. Allerdings bewahrt er die gleiche Form auch in der viel später begonnenen Bearbeitung der Ethik; bei der Politik dagegen — wenn wir ihm das Werk überhaupt zuschreiben können, dem letzten, welches der Erläuterung des Aristoteles gewidmet ist — schlägt auch er die von Thomas befolgte veränderte Weise ein. Die Stellen der lateinischen Uebersetzung werden durch ihre Anfangsworte bezeichnet und sodann analysirt und erläutert.

Für die theologischen Hauptschriften sind die entsprechenden Untersuchungen noch erst anzustellen. Gewöhnlich wird der Commentar zum Pseudo-

---

[22]) Schneid, Aristoteles in der Scholastik. Eichstädt 1875, S. 22.

[23]) Bei Launoy, De varia Aristotelis fortuna in academia Parisiensi, p. 37. Schneid, a. a. O. S. 24, setzt irrthümlich 1262.

[24]) Wie Ptolemaeus Lucensis berichtet, vgl. Thoemes, Commentatio literaria et critica de S. Thomae Aquinatis operibus etc. Berol. 1874, p. 29.

dionys als die früheste bezeichnet. Den einzigen Anhaltspunkt dafür liefert die bekannte Anekdote aus dem Leben des h. Thomas vom stummen Ochsen, die an die Erläuterung jenes Autors anknüpft. Ueber die Summa theologica berichten die alten Biographen, der zweite Theil sei nach dem Concil von Lyon verfaßt, da er auf dort widerlegte Irrthümer der Griechen Bezug nehme. Aber abgesehen davon, daß in der Geschichte des Concils kein Vorfall berichtet wird, der diese Angabe bestätigen könnte, wissen wir dadurch noch nichts über Beginn und Abfassung des ersten Theiles. Daß das Ganze in eine späte Periode zu verlegen ist, dürfte wohl daraus hervorgehen, daß das Werk unvollendet blieb. Ueber das systematische Hauptwerk philosophischer Tendenz, die Summa de creaturis, werden nicht einmal Vermuthungen geäußert.

Eine zutreffende Würdigung von Albert's wissenschaftlicher Bedeutung ist zur Zeit erschwert durch die höchst mangelhafte Beschaffenheit, in der seine Schriften uns vorliegen. Sie wurde vielfach getrübt, weil man es unterließ, genau die Gesichtspunkte zu bezeichnen, von denen aus sie zu geschehen hat. Ein anderes ist die unmittelbare, auf den dargebotenen wissenschaftlichen Gehalt begründete Werthschätzung, ein anderes die durch Reflexion gewonnene historische Würdigung. Eine andere die Bedeutung, die wir einer Schrift um der Belehrung willen beilegen, die wir noch jetzt in den von ihr behandelten Fragen daraus schöpfen können, eine andere, die sie in unsern Augen dadurch gewinnt, daß sie erkennen läßt, welches zu einer bestimmten Zeit Gestalt und Gang einer Wissenschaft waren, die Aufgaben, die sie sich stellte, die Bedingungen, unter denen sie deren Lösung versuchte.

Daß wir nun so nicht zu Albert stehen, wie zu seinem Schüler Thomas, dessen Schriften wir lesen und wieder lesen, um in ihnen immer reiche Fundgruben wirklicher Erkenntniß zu entdecken, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Von seinen Werken ist seit dem Erscheinen der Gesammtausgabe bis 1867, da die Schrift über die Pflanzen in der sorgfältigen Bearbeitung von Meyer und Jessen veröffentlicht wurde, keines neu gedruckt worden. Blicken wir trotzdem sicherlich mit Bewunderung zu ihm auf, zu dessen Füßen einst der Engel der Schule, der Lehrer der Jahrhunderte gesessen hat, so scheint es doch nothwendig, an die Stelle dieser, im Grunde wenig weit führenden allgemeinen Erwägung die genaue und auf das Einzelne gerichtete Einsicht in Albert's eigene Leistungen treten zu lassen. Da freilich würde eine solche nicht gefunden werden können, wo man etwa versuchen wollte, Albert's philosophisches System vorzuführen. Ein ihm eigenthümliches System besitzt er so wenig, wie irgend einer von den Philosophen der mittleren Zeit [25]). Von Anfang an war der Charakter der christlichen

[25]) Vgl. m. Aufsatz „Ein neues Werk über Anselm von Canterbury" in den ‚Histor.-polit. Blättern' Bd. 76, S. 792 ff., und den andern über „Aristoteles in der Scholastik" ebend. Bd. 77, S. 933 ff.

Speculation wesentlich ein illustrirender, commentirender, disponirender, und im gesammten Verlaufe blieb er ein reproductiver. Er mußte es bleiben, weil ja die Lösung der wichtigsten Probleme in den Lehren des Christenthums endgültig gegeben war. Er blieb es außerdem wegen des zuvor berührten, Form und Inhalt im Einzelnen gleichmäßig beherrschenden Einflusses der antiken Speculation. Um daher die Bedeutung der einzelnen Persönlichkeiten zu bemessen, gilt es, ihre Stellung innerhalb dieser fortgesetzten Reproduction zu bestimmen, die Fortschritte aufzuweisen, welche sich an ihr Auftreten knüpften, die Besonderheiten, welche sie bei aller Familienähnlichkeit vor ihren Mitarbeitern auszeichnen.

Drei Momente sind dabei in's Auge zu fassen, der Umfang des Stoffes, auf welchen die Reproduction sich erstreckt, die geistige Freiheit, mit welcher diese Reproduction vollzogen, und endlich die selbstthätige Arbeit, durch welche sie ergänzt wird.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist Albert's Belesenheit geradezu staunenswerth. Sie erstreckt sich, abgesehen von den heiligen Schriften, auf die alten Auctoritäten, von denen beinahe am öftesten Boetius citirt wird, dann neben Augustinus besonders Gregor von Nyssa, auf die scholastischen Vorgänger, Anselmus, Gilbertus Porretanus, die Victoriner und mit ihnen viele andere, auf den ganzen Umfang der aristotelischen Schriften sammt denen, die dafür gehalten wurden, wie namentlich das aus Neuplatonischer Quelle geflossene Buch De causis [26]), endlich auf die umfassende Literatur der arabischen Aristoteliker. Die Meinungen des Alkendi, Alfarabi, Algazel und Abubacer, vorzüglich aber des Avicenna und Averroes werden eingehend berücksichtigt, aber auch die des jüdischen Philosophen Moses Maimonides und seines Vorgängers Isaak Israeli. Im Speculum astronomicum, dessen Autorschaft allerdings nicht mit voller Sicherheit Albert zugeschrieben werden kann, hat Steinschneider 45 arabische Schriftsteller-Namen und 11 anonyme Schriften constatirt [27]), in der Thiergeschichte Jessen bei oberflächlicher Zählung an siebenzig Autor-Namen gefunden.

Diesem ungeheuern Material gegenüber verhält sich nun aber Albert keineswegs als bloßer Compilator, der die Angaben und Auslassungen unbesehen, wie er sie vorfindet, aufnimmt und weiterführt. Es ist sein unbestreitbares Verdienst, den phantastischen Umdeutungen und Verzerrungen, welche die Aristotelische Doctrin bei den Arabern gefunden hatte, an den

---

[26]) Welche Bedeutung man im Mittelalter diesem seltsamen Machwerke beilegte, möge man aus dem Umstande entnehmen, daß es von Thomas v. Aquin allein in der Summa theol. mehr als zwanzig Mal citirt wird.

[27]) „Zum Speculum astronomicum des A. M., über die darin angeführten Schriftsteller und Schriften" in Schlömilch's ‚Zeitschrift für Mathematik und Physik', Jahrg. 1871, S. 357 ff.

wichtigsten Punkten ein reineres Verständniß entgegengesetzt zu haben. Ohne Frage war ihm dabei sein christlicher Glaube ein wirksames Hülfsmittel, so beispielsweise bei der Beseitigung der Emanationslehre und dem strengen Festhalten an der Einheit der menschlichen Persönlichkeit. Aber er schlägt dann nicht einfach die eine Auctorität durch die andere, sondern er weiß der auctoritativen Entscheidung zahlreiche und nicht selten treffende Vernunftgründe beizufügen. Man wird es vielleicht beklagen, daß in dem breiten Eingehen auf die Auslegung der Araber so viel geistiges Capital verbraucht wurde, aber wenn es das Bedürfniß der Zeit erforderte, müssen wir dankbar sein, daß er sich der ihm zufallenden Aufgabe nicht entschlug. Durch ihn wurde der Philosoph von Stagira erst für die christliche Speculation erobert. Ganz besonders nach dieser Richtung hin hat er seinem großen Schüler den Boden bereitet.

Die gleiche Selbständigkeit zeigt Albert in den naturwissenschaftlichen Schriften. Hier geht sie nicht selten in eigene, ergänzende Arbeit über. Auf Grund langjähriger Beschäftigung mit ihnen bemerkt Jessen: „Albert ist überall Original, selbst da, wo er zu copiren scheint," und er resumirt sein Urtheil dahin, daß Albert nichts sage, „was er nicht geistig reproducirt und sich klar gemacht hat" [28]). Neben den überkommenen Beschreibungen sind demgemäß zahlreiche eigene Beobachtungen, namentlich aus der deutschen Pflanzen- und Thierwelt, daselbst niedergelegt. Man wird eben dies aber um so höher schätzen müssen, je mehr die Wissenschaft des Mittelalters Bücherwissenschaft und Schulwissenschaft war und blieb, und je fremder dem allgemeinen Geiste der Zeit jenes selbständige Naturinteresse war, welches, losgelöst von allem subjectiven Beiwerk sentimentaler oder moralischer Bezüge, die Thatsachen und Ereignisse der umgebenden Welt um ihrer selbst willen aufsucht. Gingen doch an den Dichtungen kreuzfahrender Minnesänger die Wunder des Südens und des Orients spurlos vorüber [29]).

Weit weniger kann Albertus befriedigen, wo er neben der Naturbeschreibung auch Naturerklärung anstrebt. Spricht er auch die oberste Voraussetzung der letzteren, die Anerkennung einer gesetzlichen Verknüpfung der Ereignisse in seiner Weise deutlich aus, so fehlt doch viel, daß es ihm hier gelungen wäre, irgendwo einen festen Punkt zu erreichen. Wohl hören wir von Versuchen, die er angestellt habe, aber nirgends zeigt sich eine Spur eines mit vollem Bewußtsein seines Zieles und seiner Tragweite angelegten und durchgeführten Experimentes. Wenn bei ihm zuerst der Name der Affinität, der chemischen Verwandtschaft, vorkommt, so ist dies gewiß von historischem Interesse; aber wie lange währte es noch, bis an die Stelle

[28]) Archiv für Naturgeschichte a. a. O.

[29]) Vgl. die Bemerkungen Wilhelm Grimm's in Humboldt's Kosmos, Bd. 2, und Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. 2. Aufl. Bd. 4, S. 45 ff.

des leeren Namens die genaue Kenntniß von dem gesetzlich bestimmten chemischen Verhalten der einzelnen Stoffe getreten war? Noch mußten Jahrhunderte vergehen, bis man in strenger Durchführung der mechanisch-analytischen Methode gelernt hatte, überall das Verwickelte auf seine erzeugenden Bedingungen zurückzuführen und das scheinbar Vereinzelte dem Zusammenhange weitreichender Gesetze zu unterwerfen. Das Andere aber soll dem Forscher des christlichen Mittelalters unvergessen bleiben, daß er in entschiedenstem Gegensatze zu seinen arabischen Quellen wiederholt und nachdrücklich gegen astrologischen Aberglauben Einsprache erhebt. Wenn ihn gar die Volkssage in den Ruf eines Schwarzkünstlers brachte, so hat er selbst in seinen echten Werken keinen Anlaß dazu gegeben [30]).

Die Zeit gestattet nur noch wenige Worte über den Gewinn, welcher aus Albert's Schriften für die Geschichte der Wissenschaft zu ziehen ist, und sie nöthigt mich, die dahin gehenden Bemerkungen auf das speculative Gebiet zu beschränken. — Für die Geschichte der Scholastik also, für eine genaue Einsicht in ihren allgemeinen Charakter und einen vollständigen Aufweis der bedingenden Factoren zur Zeit, da sie ihren Höhepunkt erreichte, ist das Studium Albert's des Großen von außerordentlichem Werthe. Die manchfaltigen Bedingungen, aus denen sie als Ganzes hervorwuchs, und welche bei Thomas zur vollen harmonischen Einheit verbunden auftreten, liegen bei seinem Lehrer vielfach noch in deutlich erkennbarer Sonderung neben einander. Theoreme darum, welche in der Form, die sie durch ihn und seine Nachfolger erhielten, ein völlig scholastisches Gepräge zeigen, lassen hier noch ihren Ursprung in der griechischen Philosophie erkennen. Ich muß es mir versagen, auf Einzelheiten einzugehen, nur das sei in der Kürze bemerkt, daß auch die Form des Vortrages, welche von da an üblich wurde und welche in der Summa des h. Thomas ihren klassischen Ausdruck gefunden hat, jenes Einrahmen der positiven Darlegung durch Objectionen und deren Lösungen von Albert mit der Auctorität des Aristoteles gerechtfertigt wird. Im Eingange seiner Summa theologica spricht er die Absicht aus, jederzeit, wie er sagt, nodum quaestionis praemittere, gleichsam erst aus Rede und Gegenrede den Knoten des Problems zu schürzen, um eben damit die spätere Lösung vorzubereiten. Denn so sage Aristoteles: Quod solvere non potest qui nescit nodum. In der That heißt es Metaph. III, 1: *λύειν δ' οὐκ ἔστιν ἀγνοοῦντας τὸν δεσμόν*, und es werden

---

[30]) Vgl. „Albert d. G. und seine Stellung zur Wissenschaft seiner Zeit (nach Geschichte und Sage). Von Prof. Dr. Krafft" in „K. und W. Krafft, Beiträge zur Geschichte der Reformation im 16. Jahrh. Elberfeld 1876." Eine Zusammenstellung der gegen alle Magie gerichteten Aussprüche A's in seinem Buche De mineralibus gibt Jessen in der Zeitschrift ‚Europa', 1872, Nr. 5.

sodann für eine Reihe von Problemen Lösungsversuche entgegengesetzter Richtung neben einander gestellt.

So komme ich zum Schlusse auf die Worte meines Einganges zurück. Soll der Name des Albertus Magnus mehr bedeuten, als daß er nur die Erinnerung an dereinstige, jetzt aber selbst in ihren Nachwirkungen längst verschwundene Geistesgröße wachruft und dazu das Gefühl conventioneller Verehrung, soll genau und im Einzelnen festgestellt werden, was der Mann, den wir so bezeichnen, auf den verschiedenen Gebieten des Wissens, die er lehrend und schreibend betrat, wirklich geleistet habe, welche Einflüsse dabei auf ihn maßgebend waren, und welchen er selbst auf die Folgezeit gewann, so liegt hier noch ein weites unangebautes Feld der Forschung offen. Möge es der Görres-Gesellschaft gelingen, tüchtige Hände zu seiner Bearbeitung anzuregen! Im Jahre 1880 feiern wir den sechsten Säculartag unseres großen deutschen Lehrers, den die Kirche der Zahl der Seligen eingereiht hat; möchte es uns vergönnt sein, nicht mit leeren Händen bei dem Feste zu erscheinen.

Anlage III.

I.

Sanctissime Pater!

Mense huius anni Januario viri catholici permulti, quum saecularia Josephi Goerres natalicia celebraturi Confluentiam convenissent, memoriam praeclarissimi istius libertatis ecclesiasticae assertoris eximia quadam ratione propagandam atque cum omni posteritate adaequandam esse censuerunt.

Itaque visum est inter doctos Germaniae viros societatem aliquam condere, quae humanitatis ac litterarum studia a temerariis rationalismi artibus revocanda atque ad unius veritatis catholicae leges conformanda sibi proponeret. Quod quidem consilium Reverendissimi per Germaniam Episcopi quum lubentissimo animo comprobare, quin etiam ut quam primum ad effectum perduceretur postulare dignati essent, viri pietate et doctrina conspicui tam multi nomina dederunt, ut ii, quibus erigendae societatis negotium demandatum erat, dilationem non patientes singulos ad conventum Francofurti, urbe ad Moenum sita, habendum evocare communique omnium suffragio leges et instituta istius societatis definire statuerent.

Die igitur huius mensis sexto viri pietate catholica unanimes de summi Dei auxilio certissime confidentes, implorata S. Spiritus gratia atque patrocinio Ss. Virginis immaculatae, quae sedes sapientiae in Ecclesia praedicatur, humiliter invocato, societatem ante dictam in isto conventu Francofurti coacto constituerunt.

Tum vero id imprimis unanimi omnium voto statutum est, ad Te, Beatissime Pater, conditae huius societatis nuntium quam primum deferendum humilique prece Sanctitatem Tuam esse obsecrandam, ut Apostolica Tua benedictione hoc opus ad Dei gloriam susceptum comprobare filiorumque Tuorum, qui ei se dedituri sunt, animos confirmare velis.

Nos igitur, Beatissime Pater, qui ad negotia societatis gerenda deputati sumus, ad thronum Sanctitatis Tuae humillime provoluti, Apostolicam Tuam benedictionem instituto nostro nobisque devotissime exoramus, spem acceptissimam foventes, fore ut ista Paterna et

stolica Tua benedictio divini favoris felicisque progressus rei a nobis susceptae pignus pretiosissimum iucundissimumque evadat.

Bonnae die XXIV. Junii 1876.

Sanctitatis Tuae
humillimi devotissimi obedientissimi filii.

In deutſcher Ueberſetzung.

Heiligſter Vater!

Eine zahlreiche Verſammlung katholiſcher Männer, welche im Januar d. J. zu Koblenz den hundertjährigen Geburtstag Joſeph's von Görres feſtlich begingen, war von dem Wunſche beſeelt, das Andenken jenes hochberühmten Streiters für die Freiheit der Kirche in einer beſonders würdigen Weiſe zu fördern und zu verewigen.

In ſolcher Abſicht faßte ſie den Beſchluß, unter den katholiſchen Gelehrten Deutſchlands eine Geſellſchaft in's Leben zu rufen, welche den Zweck verfolgen ſoll, die Pflege der weltlichen Wiſſenſchaften den verderblichen Einflüſſen des Rationalismus zu entziehen und dieſelbe den Principien der Einen katholiſchen Wahrheit entſprechend zu geſtalten. Nachdem die Hochwürdigſten Biſchöfe Deutſchlands dieſen Plan auf das bereitwilligſte gutgeheißen und den Wunſch nach baldiger Ausführung deſſelben zu äußern geruht hatten, erklärten ſich ſo viele durch Glauben und Wiſſenſchaft hervorragende Männer zum Eintritt in die Geſellſchaft bereit, daß das proviſoriſche Comité ſofort beſchloß, eine Generalverſammlung derſelben nach Frankfurt a. M. zu berufen, um dort die Statuten und die Organiſation der Geſellſchaft zu berathen und feſtzuſtellen.

So wurde denn am 6. d. M. von einmüthig katholiſchen Männern in zuverſichtlichſtem Vertrauen auf die Hülfe Gottes, nach Erflehung der Gnade des h. Geiſtes, unter demüthiger Anrufung des Schutzes der heiligſten unbefleckten Jungfrau, welche als „Sitz der Weisheit" in der Kirche geprieſen wird, auf der zu Frankfurt abgehaltenen Generalverſammlung die definitive Conſtituirung vorbenannter Geſellſchaft vollzogen.

Alsdann aber faßte die Generalverſammlung vor Allem den einſtimmigen Beſchluß, Dich, heiligſter Vater, ſobald als möglich von der Errichtung dieſer Geſellſchaft in Kenntniß zu ſetzen, und Deine Heiligkeit demüthig zu bitten, Du mögeſt durch Deinen apoſtoliſchen Segen dieſes zur Ehre Gottes unternommene Werk gutheißen und den Muth Deiner Söhne, welche ſich demſelben widmen wollen, befeſtigen und erhöhen.

Wir unterzeichneten Mitglieder des Verwaltungsausſchuſſes nahen uns daher, heiligſter Vater, mit der tiefſten Ehrerbietung dem Throne Deiner Heiligkeit und bitten auf das inſtändigſte für unſere Geſellſchaft und für uns um Deinen apoſtoliſchen Segen, indem wir der freudigen Hoffnung uns

hingeben, dieſer, Dein väterlicher und apoſtoliſcher Segen werde uns zum koſtbarſten und erwünſchteſten Unterpfand, wie der göttlichen Huld, ſo eines glücklichen Gedeihens unſeres Unternehmens gereichen.

Bonn, den 24. Juni 1876.

Deiner Heiligkeit
demüthigſte, ergebenſte, gehorſamſte Söhne.

II.

Dilectis Filiis libero Baroni de Hertling aliisque deputatis ad gerenda negotia Societatis a Josepho Goerres nuncupatae.

Pius P P. IX.

Dilecti Filii, salutem et Apostolicam Benedictionem. Quum legissemus litteras Vestras die 24. Junii mensis datas, atque ea cognovissemus, quae a Vobis, aliisque doctis e Germania Viris cogitata et hactenus gesta sunt, ut societatem Josephi Goerres nomine appellatam constitueretis, et Vestrum inceptum multa laude dignum censuimus et non mediocrem fructum delectationis percepimus. Opportunum enim Nobis, ac utile visum est, quod ex memoria et exemplo Viri de religione egregie meriti incitamentum sumpsistis, ut religionis et veritatis defensioni tam necessario tempore studia et vires Vestras consecraretis, atque ad idem praestandum illustrium aliorum civium Vestrorum, qui pietate et doctrina commendantur, animos incenderetis. Dum Nos pium ac prudens consilium Vestrum, Dilecti Filii, summopere probamus, Vos etiam hortamur in Domino, ut Pastorum Vestrorum auctoritati constanti obsequio devincti, Vestram operam naviter impendatis, ut humanitatis et litterarum studia, prout scripsistis, a temerariis rationalismi artibus revocentur, ac ad unius veritatis catholicae leges conformentur, atque ut opus ad Dei gloriam a Vobis susceptum vere salutares et uberes fructus possit afferre. Interea Nos ex corde optamus, ut Divinus ille Spiritus, quem auspicem consessui Vestro invocavistis, propitius adsit communibus consiliis, corda Vestra gratia sua repleat, mentes suo lumine illustret, et gressus dirigat, ut ea quae cum laude incepistis, feliciter perficere et promovere valeatis. Dum autem haec caelestia munera Vobis, Dilecti Filii, adprecamur, Apostolicam Benedictionem, quam in illorum omen et pignus postulastis, Vobis et reliquis pio foedere Vobiscum conjunctis peramanter impertimus.

Datum Romae apud S. Petrum die 16. Augusti 1876.

Pius P. P. IX.

In deutſcher Ueberſetzung.

Den geliebten Söhnen, dem Freiherrn von Hertling und den übrigen Mitgliedern des Verwaltungs-Ausſchuſſes der nach Joſeph Görres benannten Geſellſchaft.

Pius P. P. IX.

Geliebte Söhne. Gruß und apoſtoliſchen Segen! Es hat uns mit nicht geringer Freude erfüllt, durch Euer Schreiben vom 24. Juni Kenntniß von dem zu erhalten, was von Euch und anderen gelehrten Männern Deutſchlands zur Gründung einer nach dem Namen Joſeph's von Görres benannten Geſellſchaft geplant und bis jetzt unternommen worden iſt, und wir haben dies Euer Beginnen als ein ſehr lobenswerthes erachtet. Denn paſſend und nützlich erſchien es uns, daß Ihr von dem Andenken und dem Beiſpiele des um die Religion ſo verdienten Mannes die Anregung entnahmet, in bedrängter Zeit Euere Anſtrengungen und Euere Kräfte der Vertheidigung der Religion und der Wahrheit zu weihen, und für den gleichen Zweck durch Frömmigkeit und Bildung hervorragende Mitbürger zu begeiſtern. — Indem wir, geliebte Söhne, Euern frommen und weiſen Plan in hohem Grade billigen, ermahnen wir Euch zugleich in dem Herrn, daß Ihr, der Auctorität Euerer Oberhirten in unwandelbarem Gehorſame verbunden, mit allem Fleiße thätig ſein möget, damit, wie Ihr geſchrieben habt, die wiſſenſchaftlichen Studien den verderblichen Einflüſſen des Rationalismus entzogen und den Principien der Einen katholiſchen Wahrheit entſprechend geſtaltet werden, und damit das Werk, das Ihr zu Gottes Ehre begonnen habt, wahrhaft heilſame und reiche Früchte bringen könne. Inzwiſchen wünſchen wir von Herzen, daß der göttliche Geiſt, deſſen Hülfe Ihr bei Euerer Zuſammenkunft angerufen habt, Euern Berathungen gnädig anwohnen, Euere Herzen mit ſeiner Gnade erfüllen, Euern Geiſt mit ſeinem Lichte erleuchten und Euere Schritte leiten möge, damit Ihr das, was Ihr lobwürdig begonnen, glücklich in's Werk zu ſetzen und weiter zu führen im Stande ſeid. Während wir Euch nun, geliebte Söhne, dieſe himmliſchen Gaben erflehen, ertheilen wir voller Liebe den apoſtoliſchen Segen, den Ihr als Vorzeichen und Unterpfand jener Güter Euch erbeten habt, Euch und allen übrigen Mitgliedern Eueres löblichen Vereins.

Gegeben zu Rom bei St. Peter am 16. Auguſt 1876 im einunddreißigſten Jahre unſeres Pontificats.

Pius P. P. IX.

Anlage IV.

Preis-Ausschreiben der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland

auf Grund des Beschlusses der ersten General-Versammlung, abgehalten zu Frankfurt a. M. den 6. Juni 1876.

I. Für das Jahr 1878 wünscht die Gesellschaft:

Eine Biographie des h. Bonifatius, des Apostels der Deutschen.

Die Bearbeitung darf weder populairer Natur, noch eine bloße Charakteristik, sie muß vielmehr ein Lebensbild im vollen Sinne des Wortes sein. Sie muß auf selbständigem Studium der Quellen, unter Benutzung der gesammten quellenmäßigen Literatur beruhen. Speciell ist eine Revision der Chronologie der Bonifatianischen Briefsammlung in's Auge zu fassen.

Bei strenger Festhaltung des kritischen Standpunktes ist der Noten-Apparat möglichst zu beschränken, größere Untersuchungen sind nicht in Form von Anmerkungen, sondern in Excursen niederzulegen. Ueberhaupt spricht die Gesellschaft den dringenden Wunsch aus, der Bewerber möge auch auf die Form ein angemessenes Gewicht legen, damit das Leben des h Bonifatius nicht ein auf enge Fachkreise beschränktes Buch, sondern ein Ehrendenkmal des großen Heiligen werde, an dem sich jeder Gebildete erfreuen kann.

Bezüglich des Umfanges macht die Gesellschaft keine bestimmte Vorschrift, wünscht jedoch, daß derselbe nicht über den eines mäßigen Octavbandes hinausgehe.

Einlieferungstermin ist der 31. März 1878.

II. Für das Jahr 1879 wünscht die Gesellschaft:

Eine Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant.

Wie fraglich auch das positive Interesse sein mag, welches die deutsche Philosophie seit Kant in Anspruch zu nehmen hat, und wie zweifelhaft der Werth ihrer Aufstellungen für eine wirkliche Lösung der philosophischen Probleme, so unbestritten wichtig ist sie in culturhistorischer Beziehung. Eng verwachsen mit den allgemeinen wissenschaftlichen, poetischen und religiösen Bewegungen des abgelaufenen Jahrhunderts, hat sie nicht bloß auf die in Deutschland vorherrschende Bildung, sondern auch auf die Gestaltung der modernen Gesellschaft einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Die Gesellschaft wünscht, daß die Bearbeitung des obigen Thema's unter dem bezeichneten culturhistorischen Gesichtspunkte unternommen werde.

Indem sie dabei die Schwierigkeit der Aufgabe nicht verkennt, glaubt sie eben darum weder für die Auswahl des Stoffes, noch für den in der Bearbeitung einzuschlagenden Gang bindende Vorschriften machen zu dürfen, und stellt auch die Bestimmung des Umfanges dem Ermessen des Verfassers anheim. Nur den einen Wunsch glaubt sie aussprechen zu sollen:

es möchte die Schrift, ohne den streng-wissenschaftlichen Charakter einem sogen. populairen Tone zu opfern, so gehalten sein, daß sie allen wissenschaftlich gebildeten Männern verständlich und anziehend erscheine.

Einlieferungstermin ist der 31. März 1879.

III. Für das Jahr 1880 wünscht die Gesellschaft:

Eine Biographie des Albertus Magnus.

Obwohl die ältern Forschungen, niedergelegt in Echard und Quétif's Scriptores ordinis Praedicatorum, durch neuere Untersuchungen an einzelnen Punkten ergänzt worden sind, fehlt es noch immer an einem vollständigen, auf kritischer Vergleichung der sämmtlichen Angaben beruhenden Lebensbilde Albert's. Die Gesellschaft wünscht bei einer neuen Bearbeitung in erster Linie genaue Feststellung der chronologischen Daten; sie wünscht in Verbindung damit eine eingehende Untersuchung über Albert's schriftstellerische Wirksamkeit, die Zeitfolge und die Echtheit der ihm zugeschriebenen gedruckten oder handschriftlich vorhandenen Werke. Ein Eingehen auf die Wissenschaft Albert's wird nicht ausdrücklich verlangt. Sollte dies dennoch unternommen werden, so wünscht die Gesellschaft, daß mit Vermeidung jeder panegyrischen Tendenz und unter Berücksichtigung des historischen Zusammenhanges die Würdigung seiner Leistungen versucht und im Einzelnen begründet werde.

Einlieferungstermin ist der 31. März 1880.

Für jedes Thema sind zwei Preise ausgesetzt, der erste im Betrage von 1500, der zweite im Betrage von 800 Mark.

Bewerber wollen ihr Manuscript vollständig und in druckfähigem Zustande bis zu dem jedes Mal angegebenen Termin an den General-Secretair der Görres-Gesellschaft, Herrn Oberbürgermeister a. D. Kaufmann in Bonn, einsenden. Unvollständige oder zu spät eingelaufene Arbeiten haben keinen Anspruch auf Berücksichtigung.

Jedes Manuscript ist mit einem Motto zu bezeichnen und ein versiegeltes Couvert beizufügen, welches auf der Außenseite das gleiche Motto trägt, innen den Namen des Verfassers enthält.

Die Verkündigung der Preisträger geschieht in der auf den Einlieferungstermin folgenden nächsten ordentlichen General-Versammlung.

Im Uebrigen wird auf die einschlagenden Bestimmungen des Statuts verwiesen.

Der Präsident
des Verwaltungs-Ausschusses der Görres-Gesellschaft:
Dr. Freiherr v. Hertling.

Anlage V.

Rede des Abgeordneten Dr. Freiherrn von Hertling

auf der Katholiken-Versammlung in München, 10. Sept. 1876.

Hochwürdige Herren! Hochverehrte Versammlung! Die Katholiken Deutschlands haben im vergangenen Winter in trüber und ernster Zeit einen Ehrentag feierlich begangen; den Theilnehmern steht noch in lebhaftester Erinnerung, wie über alles Erwarten glänzend das Görresfest in Koblenz ausgefallen ist; das Getriebe auf den Straßen, der Schmuck der Häuser und die von ernsten Gedanken getragene Begeisterung legten Zeugniß dafür ab, daß der Ablauf eines Menschenalters und die künstliche Nacht, welche die geistigen Erben des alten Voß auf das Andenken des großen Mannes auszubreiten beflissen waren, nicht hingereicht haben, seine Spur unter uns gänzlich auszulöschen. Zündend, wie einst seine Schriften, so wirkte jetzt wieder sein Name, aus der Erinnerung an ihn schöpften Tausende von katholischen Männern Muth und Stärke in den Wirren der Gegenwart. Aber, so fragten Viele: Soll denn die Begeisterung, die uns beseelt, verrauschen mit dem Wind, der die bunten Wimpel bläht, soll sie verwehen, mit der klingenden Musik, die unsere Festlieder begleitet, soll das Andenken an den großen Mann, das uns heute so mächtig ergreift, alsbald wieder langer Vergessenheit Platz machen? Sollte es nicht möglich sein, diese freudig gehobene Stimmung, diese ernsten warmen Empfindungen fruchtbar werden zu lassen für die Zukunft? Laßt uns — das war das Ergebniß dieser Betrachtungen — laßt uns ein dauerndes Denkmal stiften, ein Denkmal, würdig des großen Mannes, entsprechend seiner Geistesrichtung und Geistesbethätigung, und entsprechend den Bedürfnissen unserer Zeit. Görres hat im reifen Mannesalter und auf der Höhe des Lebens nicht mehr praktisch eingegriffen in die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse. Seine Aufgabe war, Bannerträger und Heerführer zu sein im Reiche der Gedanken; auf weitentlegenen Gebieten der menschlichen Wissenschaft hat er nicht nur bahnbrechend und anregend gewirkt, sondern zugleich, ein rückwärtsgewandter Prophet, überall die gebrochenen Strahlen aufgewiesen, die da ausgehen von dem Lichte der einen göttlichen Wahrheit. Damit war deutlich vorgezeichnet, welches das ihm zu errichtende Denkmal sein müsse. Ein

Mittel mußte es sein, seinen Geist unter uns zu wecken und lebendig zu erhalten, eine fruchtbare Anregung mußte es werden, den Pfaden nachzugehen, auf denen er uns vorangegangen ist. So entstand die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Der schwere Streit, der jetzt schon seit Jahren auf unserm Vaterlande lastet, ist, darüber sind wir längst einig, ein Kampf der Principien. Nicht aus dem Ueberwallen ungezügelter Leidenschaft und physischer Gewalt ist er entstanden, wie dies in frühern Jahrhunderten der Fall sein mochte, sondern, wir wissen es längst, es ringen in ihm zwei entgegengesetzte Weltansichten, die christliche und die widerchristliche, um den Sieg. Darum galt es und gilt es, sich mitten in diesen Kampf hineinzustellen und auf dem höchsten, dem geistigen Gebiete diesen Kampf aufzunehmen. Darum gilt es gegenüber dieser modernen Civilisation, die, aus dem Christenthume geboren, sich mehr und mehr den Lehren und den Normen des Christenthumes feindlich gegenüberstellt, nachzuweisen, daß heute noch wie vor 2000 Jahren unversiegt und ungetrübt die Quellen seines Lichtes und seiner Segnungen fließen; darum gilt es, zu zeigen, daß der gottgeschaffene Menschengeist, wie er das Siegel und den Stempel seines Werkmeisters aufgeprägt enthält, so auch zur höchsten Entwickelung und zur letzten Vollendung nur da gelangen kann, wo er sich in demüthiger Unterwerfung innig anschließt an die von Gott geoffenbarte Wahrheit, — gilt es, den Nachweis zu erbringen, daß zwischen den Ergebnissen einer echten und wahren, ihrer Ziele, ihrer Mittel und Grenzen bewußten Wissenschaft und zwischen den Lehren der göttlichen Wahrheit, die da niedergelegt ist in der Heilsanstalt der Kirche und von der Kirche und ihrem obersten Statthalter mit Unfehlbarkeit ausgelegt wird, niemals ein Widerstreit bestehen kann, daß vielmehr Glauben und Wissen einander wechselseitig fördern und ergänzen. Jene falschen und verzerrenden Schlagwörter, denen nur so oft die blinde und urtheilslose Menge im Ansturme gegen die Kirche folgt, sind zuerst ausgedacht und ausgeprägt worden auf der Höhe der Wissenschaft, in Kreisen von glaubensfeindlichen Gelehrten, und was da oben ausgeprägt und ersonnen wurde, ist allmälig in die Niederungen der Populärliteratur und der Tagesblätter herabgedrungen. Darum gilt es, dem gegenüber mit allem Ernste und umsichtiger, ausdauernder Arbeit die katholische Wahrheit nach allen Seiten hin und auf allen Gebieten immer auf's neue zu beleuchten, zu erklären, zu vertheidigen und zu erforschen, denn auch hier muß das Gleiche die Folge sein. Auch hier werden wir mit Zuversicht annehmen dürfen, daß die Ergebnisse dieser geistigen Arbeit gleichfalls für das große Ganze nicht verloren sein werden, daß auch sie immer mehr und mehr in die ganze Breite des Volkes hinabdringen werden, um hier Fuß für Fuß, Schritt für Schritt jenen Trugbildern und Sophisticationen das Terrain streitig zu machen. Ein Organ

also zu gründen zur Pflege der katholischen Wissenschaft, das schien ein Denkmal zu sein würdig des großen Mannes und würdig der Zeit.

Aber es schien so auch noch aus einem andern Grunde. Auch unsere Gegner nehmen es an und sprechen es in ihrer Weise aus, daß der Kampf unserer Tage ein geistiger Kampf sei. Es ist schon häufig auch in jenem Lager ausgesprochen worden, daß die bisher ergriffenen Waffen und Mittel unzureichend wären und nicht zum Ziele führen könnten, daß das einzige Erfolg verheißende Mittel die Schule sei. Wenn, so sagen sie, nur erst die neue Generation aus der in liberalem Geiste zu reformirenden Schule hervorgegangen sein wird, so wird von selbst das verschwinden, was sie die Uebergriffe der Hierarchie und den Einfluß des mittelalterlichen Aberglaubens nennen; diesem Programm gegenüber, das das Verdienst der Offenheit für sich hat, müssen auch wir Stellung nehmen. Wir müssen auch unserseits bekennen, daß wir allerdings die Schule und die Unterrichtsanstalten für die vornehmsten Objecte des Kampfes erachten, wir müssen schon jetzt mit festem Auge den Siegespreis erfassen, den wir am Ende des Kampfes erhoffen, und dieser Siegespreis — es kann nicht oft und laut genug ausgesprochen werden — kann kein anderer sein, als die Freigebung der Schule und des Unterrichts aus der Zwangsgewalt des Staates.

Aber wenn wir das schon jetzt fest und klar in's Auge fassen, so müssen wir auch jetzt schon darauf sinnen, Mittel zu ergreifen und bereit zu halten, die uns dann, wenn der Sieg errungen ist, diesen Sieg benutzen und verwerthen lassen, wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß der Sturm der letzten Jahre in die Kreise der katholischen Gelehrten viele Lücken gerissen hat, und wir müssen darum schon jetzt darauf denken, diese Lücken mit allen Mitteln und nach allen Seiten hin zu ergänzen. Und die Kräfte, die wir jetzt besitzen, sollen wir sie sich selbst überlassen? Sollen wir zusehen, wie diejenigen, denen wegen irgend welcher Aeußerung lebendiger kirchlicher Ueberzeugung der Zutritt zu staatlich dotirten Stellen verschlossen ist, isolirt und unbeachtet bleiben? Sollen wir zusehen, wie sie den harten Gang gegen materielle Noth, gegen Enttäuschungen und Kränkungen immer wieder wagen müssen? Sollen wir zusehen, wie die Zahl der katholischen Gelehrten immer kleiner wird und keine Hoffnung auf Nachwuchs ist? Sollen wir zusehen, wie es sich allmälig herausstellt, daß der Beruf eines katholischen Gelehrten nur noch das Privilegium für Reiche sein kann? Sollen wir zusehen, daß in Folge davon die Schätze unserer alten Literatur von denen ausgegraben werden, die unsere Gegner sind, daß die Geschichte unserer glorreichen Vergangenheit von denen bearbeitet wird, die sie gegen uns wenden und verwerthen? Die großen Orden der vergangenen Zeit, denen vor Allen die Pflege der Wissenschaft oblag, hat man verdrängt, decimirt, in ihrer Wirksamkeit gehemmt, aber es gibt noch andere bereite und fähige

Arme, die das Arbeitsfeld, das offen liegt, gern in Angriff nehmen wollten. Sollen wir sie müßig stehen lassen, sollen wir z. B. nicht an diejenigen Priester denken, die durch die Ungunst der Zeit, durch die Folgen einseitiger Gesetzgebung von der Ausübung einer regelmäßigen Seelsorge ausgeschlossen sind, und die mit tausend Freuden in den Dienst der katholischen Wissenschaft treten würden? — So wirkt Alles zusammen, um unsere Gesellschaft als ein zeitgemäßes Unternehmen erscheinen zu lassen.

Aber, wird man fragen, wenn es auch vielleicht der Idee nach zeitgemäß ist, wenn die Aufgabe auch eine richtige ist, worauf gründet man denn verständigerweise die Hoffnung, daß diese Aufgabe, mit deren Wichtigkeit die Schwierigkeit zum mindesten gleichen Schritt hält, auch gelingen könne? Ich antworte: die Hoffnung des Gelingens gründet sich darauf, daß die katholische Kirche zu allen Zeiten die einzig wahre, dauernde und fruchtbare Ernährerin und Pflegerin und Hüterin der idealen Interessen der Menschheit war, und daß die unerschöpfliche Lebenskraft der Kirche auch nach dieser Seite hin sich gerade in den Zeiten des Kampfes stets am meisten und lebendigsten gezeigt hat. Als die Kirche den Kampf kämpfte gegen die Macht der römischen Cäsaren und die Cultur des Heidenthums, da entsproßte diesem Kampfe die große Literatur der Kirchenväter; als sie den Kampf kämpfte gegen die rohe Gewalt der germanischen Barbaren, da entsproßte diesem Kampfe die wunderbare Blüthe der christlich-germanischen Kunst, da entstanden die staunenswürdigen Gebäude der scholastischen Wissenschaft. Wohl wurde die lebendige, freudige Blüthe, die die mittelalterliche Wissenschaft und Kunst im 15. Jahrhundert neuerdings trieb, geknickt und zerstört durch die Bewegung des 16. Jahrhunderts. Aber die neuen Verhältnisse und neuen Bedürfnisse ließen nur wieder eine neue Periode der katholischen Wissenschaft anbrechen, und sollte es in der Gegenwart und in der Zukunft anders, sollte diese Lebenskraft der Kirche erstorben sein?

Lauschen wir doch aufmerksamer auf die Stimmen, die aus dem andern Lager dann und wann zu uns herüberdringen! Wohl hört man dort den Sieg des auf sich selbst gestellten Menschengeistes feiern über angebliche Vorurtheile, Wahn und Lüge, wie sie es nennen, aber neben diesen Worten der Selbstüberhebung werden gerade heute immer allgemeiner die Klagen vernommen über den Niedergang des idealen Sinnes, über das immer weiter um sich greifende Vorwiegen materialistischer Tendenzen, über den traurigen Abfall von der Größe der Väter, die da nüchtern, beständig, selbstverleugnend, in der Hingabe an Kunst und Wissenschaft ein würdiges Ziel des Lebens gesehen hatten. Ist das nicht für uns ein Vorzeichen des Sieges? Ist es nicht eine wenn auch widerwillige Anerkennung, daß die katholische Kirche allein die Macht hat, die idealen Interessen des Menschengeschlechtes zu hüten und zu pflegen?

Wenn aber hier, an diesem Punkte die Hoffnung liegt, die wir auf das Gelingen hegen können, so wissen wir auch, wo die Bedingungen des Gelingens zu suchen sind. Die Bedingung des Gelingens kann nur liegen in dem treuen und unentwegten Anschlusse an die Auctorität der Kirche.

Nur wer den Blick fest und unverwandt auf den glänzenden Leitstern der ewigen göttlichen Wahrheit gerichtet hält, bleibt unberührt von den verwirrenden Nebeln schwankender Meinungen und staubgeborener Systeme, nur dessen Fuß strauchelt nicht auf dem dornigen, steinigen und vielfach unterbrochenen Wege menschlichen Forschens. Aber auch nur dann, wenn die Görres-Gesellschaft so, wie sie begründet wurde, auch weiterhin sich enge an die Auctorität der Kirche anschließt, nur dann hat sie Hoffnung auf die Sympathieen des katholischen Volkes. Auch das hat sich bereits bei dem ersten Beginn der Gesellschaft gezeigt. Schon jetzt ist an manchen Orten die Görres-Gesellschaft freudig aufgenommen worden in Kreisen, die für eine sich selbst und ihre eigene Ehre suchende Wissenschaft niemals Platz gelassen hätten. Und nur dieser enge Anschluß an die Auctorität der Kirche gibt der Görres-Gesellschaft das Recht, auch an die Opferwilligkeit des katholischen Volkes ihren Appell zu richten. Denn freilich, diese Opferwilligkeit des katholischen Volkes ist die zweite Hauptbedingung des Gelingens, diese Opferwilligkeit, die in unsern Tagen nach so vielen Seiten hin in Anspruch genommen wird, in Folge dieser Inanspruchnahme aber sich nur auf's neue und immer wieder glänzend bewährt hat. Beweisen sie nicht jene Priester, die Alles aufgeben, ehe sie auf den Ehrenschild der katholischen Principientreue einen Flecken kommen lassen, — beweisen nicht diese Opferwilligkeit jene Gemeinden, die Alles aufbieten, um in die Lücken zu treten und ihre Seelsorger für die Verluste, die sie getroffen, schadlos zu halten? Und liegt nicht ein weiterer Beweis für den immer reger sich zeigenden Opfersinn auch darin, daß trotz der vielen neuen, sich steigernden Anforderungen an die Kräfte der Katholiken doch Werke ältern Datums, verschiedene Werke der christlichen Charitas, sogar Unternehmungen von weiter abliegender Tendenz durchaus nicht geschmälert werden? Es ist neulich durch die Blätter die Nachricht gegangen, daß der Verein von der Kindheit Jesu in den letzten Jahren eine bedeutende Steigerung in seinen Einnahmen erfahren hätte. Ist dies nicht ein glänzender Beweis für den stets sich steigernden Opfersinn? Und so fürchten wir nicht, daß die Görres-Gesellschaft vergeblich an diesen Opfersinn in dieser Opferwilligkeit appelliren wird, und so glaubte die Görres-Gesellschaft das Recht zu haben, sich auch heute von dieser Stelle aus an den Opfersinn des katholischen Volkes zu wenden.

Vor Allem möchte dieser Appell den Vertretern des katholischen Baiern gelten. Joseph Görres, der deutsche Mann, der Verfechter des ewigen göttlichen Rechtes, lebte als ein Ausgestoßener in der Verbannung, bis ein

hochherziger Baiernfürst ihm ein neues Vaterland und eine Stätte fruchtbarer Thätigkeit anwies. Nehmen Sie in Erinnerung an den großen Mann jetzt die nach ihm benannte Gesellschaft ebenso gastlich auf, nehmen Sie das gleichfalls in Koblenz geborene Kind in Ihre Mitte und hegen und unterstützen Sie es nach Ihren Kräften!

Aber an alle katholischen Männer richtet sich der Appell, an alle jene wackern Männer, die in ihrer Brust den von der katholischen Kirche verklärten Idealismus fühlen, an jene Familienväter, die mit Bangen den Tagen entgegensehen, wo sie fürchten müssen, daß an ihre Söhne, die sie mit ihrem Herzblute genährt haben, der Hauch der vergifteten Wissenschaft herantreten könne.

An Sie Alle ergeht der Ruf, möge Jeder dieser Gesellschaft beitreten, so weit seine Kräfte und Mittel es erlauben. Es ist wohl vor langen Jahren gesagt worden, die wahre deutsche Einheit bestehe in der deutschen Wissenschaft und in der Einheit des deutschen Geisteslebens. Machen wir dieses vielfach mißbrauchte und der Mißdeutung fähige Wort wahr, zeigen wir, daß wir in dem katholischen Deutschland allerdings einig sind in der Liebe, in dem Interesse für eine Wissenschaft, die nicht mit den großen Traditionen der Vergangenheit brechen und sich nicht den Bedürfnissen der Gegenwart verschließen will, die da nicht das Recht des Irrthums auf ihr Panier schreibt, aber gerade darum erst recht sich die freie Wissenschaft zu nennen wagt in dem Sinne des Satzes, daß nur die Wahrheit frei macht, und des andern Satzes, daß Gott zu dienen die wahre Freiheit ist.

3 2044 011 201 7

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

WIDENER

STAIL-STUDY

CHARGE